

ACTA UNIVERSITATIS CAROLINAE  
STUDIA TERRITORIALIA  
XII  
2012  
Číslo 3–4



ACTA UNIVERSITATIS CAROLINAE

**STUDIA**  

---

**TERRITORIALIA**

**XII**  
**2012**  
**3-4**

KARLS-UNIVERSITÄT PRAG  
KAROLINUM VERLAG  
2013

## **Redaktion**

**Chefredakteur:** doc. PhDr. Jiří Vykoukal, CSc.

**Verantwortliche Redakteure:** PhDr. Lucie Filipová, Ph.D., PhDr. Jan Šír, Ph.D.

**Redaktionsrat:** PhDr. Jan Bečka, Ph.D., doc. PhDr. Miloš Calda, doc. PhDr. Michal Kubát, Ph.D., PhDr. Ondřej Matějka, PhDr. Tomáš Nigrin, Ph.D., prof. PhDr. Jiří Pešek, CSc., prof. PhDr. Lenka Rovná, CSc., doc. PhDr. Luboš Švec, CSc.

**Redaktionsbeirat:** Prof. Marek Bankowicz (Uniwersytet Jagielloński), Prof. Dr. Christoph Boyer (Universität Salzburg), Prof. Crister Garrett (Universität Leipzig), prof. PhDr. Jiří Kocian, CSc. (Ústav pro soudobé dějiny AV ČR), prof. PhDr. Jan Křen, DrSc. (emeritní profesor moderních dějin), doc. PhDr. Ilja Lemeškin, Ph.D. (FF UK), Prof. Iain McLean (Nuffield College, Oxford University), Prof. Dr. Marek Nekula (Universität Regensburg), Prof. Dietmar Neutatz (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Prof. Alan Butt Phillip (Bath University), Prof. James F. Pontuso (Hampden-Sydney College), Prof. Jacques Rupnik (Science Po, Paris), doc. PhDr. Petr Svobodný, Ph.D. (Ústav dějin Univerzity Karlovy a Archiv Univerzity Karlovy), PhDr. Oldřich Tůma, Ph.D. (Ústav pro soudobé dějiny AV ČR), Prof. Dr. Wolfgang Wessels (Universität zu Köln)

Elektronische Ausgabe: <http://stuter.fsv.cuni.cz>

## INHALT

---

Aufsätze .....	7
Im Spannungsfeld zwischen staatlicher und lokaler Integrationspolitik: Politische Partizipation von Migranten in den Einwanderungsstädten Berlin und Wien MICHAL DIMITROV .....	9
Der „Kundusfall“ als Anlass für eine grundlegende Diskussion über den deutschen Afghanistaneinsatz? PAVEL DVOŘÁK .....	43
Die Beneš-Bücher der Publizistin Sidonia Dedina: Von einem Ausdruck des problematischen Kanons im Diskurs über den tschechisch-(sudeten) deutschen Themenkomplex PETR ŠAFAŘÍK .....	71
Interview .....	107
Das Deutsche Historische Institut in Rom im Gespräch II: Interview mit Dr. Lutz Klinkhammer JIŘÍ PEŠEK – NINA LOHMANN .....	109
Buchbesprechungen .....	141
Berichte .....	179
Autoren .....	183
Hinweise für Autoren .....	185



## AUFSÄTZE

---





## IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN STAATLICHER UND LOKALER INTEGRATIONSPOLITIK: POLITISCHE PARTIZIPATION VON MIGRANTEN IN DEN EINWANDERUNGSSTÄDTEN BERLIN UND WIEN\*

---

MICHAL DIMITROV

### **Abstract**

The Tension between State and Local Integration Policy: Political Participation of Migrants in the Cities of Immigration Berlin and Vienna

Political participation is one of the key topics concerning integration of migrants: the right to vote and take part in the decision-making process in one's country of residence is not only a basic democratic principle but also has symbolic value as an acknowledgement by the majority of migrants. However, in many new European immigration countries, such as Germany and Austria, the country's nationals, EU citizens and third-country nationals possess vastly different political rights. This situation leads to a democratic and integration deficit, especially in major cities with large numbers of migrants that serve as primary places of integration. In addition, the exclusion of urban migrants from political participation causes tension between state and local integration policies, in particular under different political constellations at the national and local level. This article examines how local authorities in Berlin and Vienna have dealt with the challenge of increasing political participation of migrants. It shows that the local authorities in Berlin and Vienna try to develop their own naturalization policies and laws on local voting rights for migrants and establish migrant counseling bodies in order to advance political participation of migrants. Indeed, the issue of political participation rights for migrants is still being hotly debated not only between major political parties but also inside the political parties themselves. The article concludes by arguing that the debate on migrants' political participation rights in Berlin and Vienna reflects the challenging transition process underway in both Germany and Austria from states based on ethnic heritage to de facto immigration countries.

**Keywords:** migrants, integration, political participation, local level, cities, Berlin, Vienna

---

\* Dieser Aufsatz entstand an der Karlsuniversität Prag im Rahmen des Projekts SVV 2011-263505.

## 1. Einleitung – Integration und Partizipation als Herausforderung für lokale Politik

Die moderne Geschichte Europas ist nicht zuletzt eine Mobilitäts- und Migrationsgeschichte. Der Boom vieler Städte (und ganzer Staaten) seit dem Anfang der Industrialisierungsprozesse wurde durch Wanderungen von Menschen aus dem Inland sowie später aus dem Ausland überhaupt erst ermöglicht.<sup>1</sup> Die Erfolgsgeschichte einer (Groß-)Stadt wäre daher ohne Zuwanderung oft kaum denkbar. Mit der fortschreitenden Globalisierung wurden auch die Migrationsströme global, und die weit überdurchschnittlichen Anteile von Migranten in vielen europäischen Großstädten und Metropolen – seien es Ausländer oder im weiteren Sinne des Wortes Menschen mit Migrationshintergrund<sup>2</sup> – sind inzwischen zur Normalität geworden. Diese Normalität wird vom Zusammenleben von Menschen verschiedener Kulturen und Religionen und vielfältiger Lebensweisen geprägt. Die Zuwanderung im industriellen und postindustriellen Zeitalter wird dabei von vielen positiven wie negativen Tendenzen begleitet: „Noch kein Land im industriellen Zeitalter hat ein bedeutendes wirtschaftliches Wachstum ohne Urbanisierung erreicht. Städte konzentrieren Armut, zugleich stellen sie aber die beste Hoffnung dar, ihr zu entkommen,“ fasste der Weltbevölkerungsbericht der Vereinten Nationen aus dem Jahre 2007 zusammen.<sup>3</sup> Die Frage einer erfolgreichen Integration im Sinne eines gelungenen Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Herkunft ist neben der Vorstellung der Mehrheitsgesellschaft, wer zu ihr gehören kann und wer nicht, nicht zuletzt eine soziale Frage.

Über den Erfolg oder Misserfolg der Integration wird vor allem gerade in den Großstädten entschieden, wo sich die meisten Migranten konzentrieren.

---

<sup>1</sup> Zum Thema siehe z. B. Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (München: C. H. Beck, 2002).

<sup>2</sup> Im Weiteren bezieht sich der Begriff Ausländer auf alle Menschen, die nicht die Staatsbürgerschaft ihres Wohnstaates (in diesem Fall Deutschlands oder Österreichs) besitzen. Der Begriff Migranten schließt auch Menschen mit einem Migrationshintergrund ein, d. h. alle Personen, die selbst oder deren Eltern bzw. Großeltern nach Deutschland bzw. nach Österreich nach 1955 eingewandert sind (sekundärer bzw. tertiärer Migrationshintergrund) – sofern nicht anders dargestellt. Aus Gründen einer besseren Lesbarkeit wird nachfolgend weitgehend auf Zusätze in der weiblichen Form verzichtet.

<sup>3</sup> Der Weltbevölkerungsbericht 2007 bezeichnete das 21. Jahrhundert als „Jahrhundert der Städte“, vgl. United Nations Population Fund, Hrsg., *The State of World Population 2007. Unleashing the Potential of Urban Growth* (New York: UNPF, 2007). Zit. von Franz Nuscheler, „Das Jahrhundert der Städte – ein Kommentar zum Weltbevölkerungsbericht“, in *Migrationsreport 2008. Fakten-Analysen-Perspektiven*, hrsg. v. Michael Bommes und Marianne Krüger-Potratz (Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2008), 195–203, 201.

Die Kommunen stehen vor der Aufgabe, das Zusammenleben zwischen Einheimischen und Ausländern in der Kommune unter der Voraussetzung einer rechtlichen Chancendifferenzierung zu gestalten.<sup>4</sup> Die integrationspolitischen Herausforderungen sind dabei für die meisten Städte und Gemeinden gleich: Wie können Einwanderer angemessen mit Wohnraum, Arbeitsplätzen, Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen versorgt werden? Wie kann mit religiösen und kulturellen Bedürfnissen von Migranten umgegangen werden? Wie kann man zum Diskriminierungsabbau und zur Erhöhung von sozialen und politischen Partizipationsmöglichkeiten der zugewanderten Bevölkerung beitragen?

Die Bedeutung der Städte und Kommunen für die Gestaltung der Integrationsprozesse wird in den letzten Jahren verstärkt auch von der Politik anerkannt. Die Losung der aktuellen politischen wie wissenschaftlichen Debatte in vielen europäischen Staaten und Städten heißt: „Integration findet vor Ort statt“.<sup>5</sup> Wie Bommes bemerkt, ist eine städtische Integrationspolitik an sich nichts Neues, denn „Integration war für Kommunen, sofern sie Migranten nicht abweisen konnten, immer schon als Aufgabenstellung alternativlos“.<sup>6</sup> Trotzdem wird die Frage einer erfolgreichen lokalen Integrationspolitik für Europa und seine Großstädte in den letzten Jahrzehnten aktueller als je zuvor. Penninx bezeichnet den Bedeutungszuwachs der Städte hinsichtlich der Integration von Migranten als Folge eines Bedeutungsverlustes des Nationalstaates im Gefolge des Globalisierungsprozesses und Bedeutungszuwachses der supranationalen (EU) sowie der lokalen Entscheidungsträger (Kommunen, Städte).<sup>7</sup> Vor diesem Hintergrund zeichnet sich in der Frage der Gestaltung einer kommunalen bzw. lokalen Integrationspolitik jedoch ein deutlicher Widerspruch ab: Einerseits sind Städte und Kommunen von der Herausforderung einer erfolgreichen Eingliederung der

---

<sup>4</sup> Jürgen Feldhoff und Thomas Scheffler, „AussiedlerInnen, Asylsuchende und ausländische Wohnbevölkerung“, in *Kommunalpolitik. Politisches Handeln in den Gemeinden*, hrsg. v. Roland Roth und Hartmut Wollmann (Opladen: Leske+Budrich Verlag, 1993), 584–605, 584.

<sup>5</sup> Vgl. etwa Michael Bommes, „Integration findet vor Ort statt – über die Neugestaltung kommunaler Integrationspolitik“, in *Migrationsreport 2008. Fakten-Analysen-Perspektiven*, hrsg. v. Michael Bommes und Marianne Krüger-Potratz (Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2008), 159–194; Stephan Articus, „Herausforderungen kommunaler Integrationspolitik“, in *Integration von Zuwanderern. Erfahrungen, Konzepte, Perspektiven*, hrsg. v. Stephan Luft und Peter Schimany (Bielefeld: Transcript Verlag, 2010), 159–186.

<sup>6</sup> Bommes, „Integration findet vor Ort statt“, 162; Vgl. auch Michael Bommes, „Die Rolle der Kommunen in der bundesdeutschen Migrations- und Integrationspolitik“, in *Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft. Migration und Integration als Herausforderung für Kommunen*, hrsg. v. Frank Gesemann und Roland Roth (Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2009), 89–110.

<sup>7</sup> Rinus Penninx, „Vergleichende Studien zu Integrationspolitiken europäischer Städte“, in Gesemann und Roth, Hrsg., *Lokale Integrationspolitik*, 611–633.

ausländischen Wohnbevölkerung am meisten betroffen, andererseits fällt eine Reihe von Entscheidungen, die allgemeine politische, rechtliche oder finanzielle Rahmenbedingungen der Integration betreffen, oft nicht in ihre Kompetenz. Das kann als Ursache dafür angesehen werden, warum auch innerhalb eines Staates, beispielsweise Deutschland, auf die mit Integration verbundenen Probleme von vielen Städten – etwa die Kataloge der integrationsfördernden Maßnahmen oder die institutionelle Verankerung der Integration in der Stadtverwaltung – in den letzten Jahrzehnten oft unterschiedlich reagiert wurde.<sup>8</sup> Die staatlichen Zuwanderungs- und Integrationspolitiken stellen einen Basisrahmen für den Prozess der strukturellen Integration von Migranten dar. Auch die Europäische Union spielt im Rahmen einer mühseligen Entwicklung einer gemeinsamen Migrations- und Integrationspolitik eine nicht unbedeutende Rolle, etwa durch die Unterstützung und Verbreitung von Best-Practice-Maßnahmen oder das Streben nach einer möglichst großen rechtlichen Gleichstellung von Migranten aus Drittstaaten mit den EU-Bürgern.<sup>9</sup> Daher muss jede Erforschung einer lokalen Integrationspolitik das Mehrebenensystem berücksichtigen, weil die Städte zwangsläufig (supra)nationale Politiken und Paradigmen reflektieren müssen. Aus diesem Grund kommt eine Untersuchung an den allgemeinen institutionellen Regelungen auf nationaler bzw. supranationaler Ebene nicht vorbei, umso mehr wenn (wie in diesem Aufsatz am Beispiel der Einbürgerungspolitik und des Ausländerwahlrechts gezeigt wird) zwischen der staatlichen und kommunalen Ebene oft in vielen Themen ein kritischer Dialog zu den Voraussetzungen und Maßnahmen für eine erfolgreiche Integrationspolitik stattfindet.

Diese Tatsache erschwert maßgeblich einen transnationalen Vergleich von lokalen Integrationspolitiken und kann erklären, warum sich die bisherigen vergleichenden Untersuchungen insbesondere auf die nationale (bzw. staatliche) Ebene konzentrierten.<sup>10</sup> Auch wenn die Forderung transnationaler Vergleiche von lokalen Integrationspolitiken bereits vor einer Dekade gestellt wurde<sup>11</sup> und

---

<sup>8</sup> Vgl. beispielsweise die Analysen von Integrationspolitiken der Städte Berlin, München, Frankfurt am Main, Stuttgart, Essen, Leipzig und Osnabrück in Gesemann und Roth, Hrsg., *Lokale Integrationspolitik*, 311–427.

<sup>9</sup> Zum Thema siehe z. B. Petra Bendel, *Integrationspolitik der Europäischen Union* (Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung, WISO-Diskurs, 2010).

<sup>10</sup> Näher siehe Rinus Penninx, Maria Berger und Karen Kraal, Hrsg., *The Dynamics of International Migration and Settlement in Europe. A State of the Art* (Amsterdam: AUP, 2006); Rinus Penninx, Dimitrina Spencer und Nicolas van Hear, *Migration and Integration in Europe. The State of Research* (Oxford: University of Oxford, ESRC Centre on Migration, Policy and Society, 2008).

<sup>11</sup> Vgl. etwa Rainer Bauböck, „Föderalismus und Immigration: Fragen an die komparative Forschung“, in *Integrationspolitik in föderalistischen Systemen*, hrsg. v. Dietrich Thränhardt (Münster, Hamburg: LIT-Verlag, 2001), 249–272.

es inzwischen viele Studien zu integrationspolitischen Maßnahmen etlicher Städte gibt, bleibt der systematische Vergleich von Städten in verschiedenen Staaten doch immer noch ein relativ neues Feld. Die bisherigen Vergleiche konzentrierten sich – sicher auch wegen einer finanziell und personell anspruchsvollen Durchführung der Studien – insbesondere auf einzelne Teilaspekte der breiten Themenpalette der lokalen Integrationspolitik. Eine systematischere komparative Untersuchung des Themas in seiner Gesamtheit wurde auf der Ebene der Städte nur in zwei Fällen unternommen:<sup>12</sup> Zum einen mit dem Projekt Multicultural Policies and Modes of Citizenship in European Cities (MPMC) im Rahmen des UNESCO-MOST-Programms von 1996 bis 2004,<sup>13</sup> zum anderen mit dem seit 2006 laufenden Projekt Cities for Local Integration Policies (CLIP) der Europäischen Stiftung zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen.<sup>14</sup> Während sich das erste, von Wissenschaftlern initiierte Projekt im Rahmen eines allgemeinen Vergleichs von 17 europäischen Städten insbesondere auf die politische Mitwirkung von Migranten konzentrierte, wurde das zweite Projekt von den politischen Entscheidungsträgern selbst auf den Weg gebracht mit dem Ziel, mittels Fallstudien ihre Erfahrungen in zentralen integrationspolitischen Handlungsfeldern auszutauschen und voneinander zu lernen. Die Analysen des umfassenden Materials beider Projekte zeigen die Heterogenität lokaler Integrationspolitiken, die von vielen Variablen abhängig sind, sowohl auf der Seite der Einwanderer (geographische, demographische, soziale oder kulturelle Aspekte der Migrationshintergründe, Zweck der Einwanderung, räumliche Konzentration von Migranten bzw. Migrantengruppen, ihr Organisationsgrad, Kontakte der Gruppe zum Herkunftsland usw.) als auch auf der Seite der Aufnahmegesellschaft (nationale institutionelle Systeme, lokale politische Konstellationen, geographische und wirtschaftliche Lage der Stadt, geschichtliche Erfahrungen mit Einwanderung, Instrumente, die lokalen politischen Entscheidungsträgern für die Gestaltung der eigenen Integrationspolitik zur Verfügung stehen usw.). Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt auch der Faktor der Zeit, denn die Prozesse der Integration von zugewanderten Menschen sind von Natur aus langfristig und erstrecken sich oft über mehrere

---

<sup>12</sup> Penninx, „Vergleichende Studien“, 611.

<sup>13</sup> Näher zum MPMC-Projekt siehe <http://www.unesco.org/most/p97.htm> (letzter Zugriff: 4. 9. 2011).

<sup>14</sup> Das „European Network of Cities for Local Integration Policy of Migrants“ schließt inzwischen 30 europäische Großstädte ein. Die Fallstudien wurden thematisch in vier Module gegliedert: Das erste Modul beleuchtete das Thema Wohnraum für Migranten, das zweite konzentrierte sich auf die Beschäftigung von Migranten und Bereitstellung sozialer Dienstleistungen, das dritte auf interkulturelle Politik und das vierte auf die ethnische Ökonomie von Migranten. Für Abschlussberichte sowie ausgewählte Fallstudien siehe <http://www.eurofound.europa.eu/areas/populationandsociety/clip.htm> (letzter Zugriff: 4. 9. 2011).

Generationen. Penninx fasst zusammen, dass aufgrund der Unterschiede zwischen den Städten mittels „der vorliegenden Daten schwer zu sagen [ist], welche davon prognostischen Wert für das Entstehen und die Orientierung von Einwanderungspolitik haben“.<sup>15</sup>

Die beiden genannten Projekte zeigen aber, dass die Bedeutung transnationaler Vergleiche sowohl von der Politik als auch von der Wissenschaft anerkannt und wohl auch in der Zukunft nachgefragt wird. Die folgende komparative Untersuchung konzentriert sich auf die politischen Teilhabechancen der Migranten in Berlin und Wien im Kontext des Spannungsfeldes zwischen staatlicher und lokaler Integrationspolitik.<sup>16</sup> Die beiden Hauptstädte im mitteleuropäischen, deutschsprachigen Raum und mit einer ähnlichen Migrationsgeschichte stellen in vielerlei Hinsicht vergleichbare Fälle dar: Beide wurden bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als politische, wirtschaftliche und kulturelle Metropolen ihrer Staaten zum Magnet für eine multiethnische Zuwanderung, beide wurden in Folge der Turbulenzen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts temporär zu „Nationalhauptstädten“, beide erleben seit den 1960er Jahren einen rapiden Zuwachs von Zuwanderern – seien es Gastarbeiter, Asylwerber oder Aussiedler – und wurden so von ethnisch verhältnismäßig homogenen Städten zu Einwanderungsstädten „wider Willen“.<sup>17</sup> In beiden Metropolen ist der Anteil von Ausländern bzw. Menschen mit Migrationshintergrund relativ hoch und die ethnische Zusammensetzung der Migranten relativ ähnlich. In Berlin erreichte der Ausländeranteil an der Wohnbevölkerung im Jahre 2009 über 14 % (460 181 Personen) bzw. der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund beinahe 25 % (859 253), in Wien waren die Zahlen in demselben Jahr mit 19 % Ausländern (339 134) bzw. mit 32 % Migranten (545 729) noch höher. In Berlin wie in Wien gibt es unter den Ausländern einen hohen Anteil von Drittstaatsangehörigen (ca. 67 % in beiden Städten), auch wenn die Herkunft der zahlenmäßig größten Gruppen aus den Nicht-EU-Ländern

---

<sup>15</sup> Penninx, „Vergleichende Studien“, 619.

<sup>16</sup> Dieser Beitrag entstand als Teil des Dissertationsvorhabens des Autors am Institut für internationale Studien der Karlsuniversität Prag, das sich als Ziel einen systematischen Vergleich der lokalen Integrationspolitiken beider Städte setzt. Neben Partizipationschancen werden im Dissertationsvorhaben, das in den Vergleich auch die Hauptstadt Tschechiens, Prag, einbezieht, die Schwerpunkte der lokalen Integrationspolitik in allen drei Städten analysiert wie etwa Arbeitsmarkt- und Sozialintegration, Bildungspolitik, räumliche Konzentration von Migranten und Wohnpolitik oder Diversitätspolitik.

<sup>17</sup> Heinz Fassmann und Rainer Münz, „Österreich – Einwanderungsland wider Willen“, in *Migration in Europa: historische Entwicklung, aktuelle Trends und politische Reaktionen*, hrsg. v. Heinz Fassmann und Rainer Münz (Frankfurt am Main: Campus Verlag, 1996), 209–229, 209. Zur Geschichte der Migrations- und Integrationspolitik Österreichs seit 1945 siehe Rainer Bauböck und Bernhard Perchinig, „Migrations- und Integrationspolitik“, in *Politik in Österreich. Das Handbuch*, hrsg. v. Herbert Dachs et al., 4. Auflage (Wien: Manz, 2006), 726–742.

unterschiedlich ist: In Berlin stellen die stärkste Minderheit die Staatsbürger der Türkei (108 000, 34 %) dar, gefolgt von den Angehörigen der Staaten des ehemaligen Jugoslawien (46 789, 15 %) und der arabischen Länder (31 000, 10 %), in Wien hingegen bilden die stärkste Gruppe die Staatsbürger des ehemaligen Jugoslawien (115 196, 52 %), gefolgt von den Türken (41 130, 18,6 %).<sup>18</sup> Entsprechend der demographischen Zusammensetzung der Stadtbevölkerung gehört der Bereich Migration und Integration zu den am meisten diskutierten Themen der lokalen Politik. Der Gestaltungsraum für die politischen Entscheidungen auf lokaler Ebene ist dabei vom politischen System des jeweiligen Landes abhängig; sowohl Berlin als auch Wien haben im Rahmen der föderalen Struktur Deutschlands bzw. Österreichs als Bundesländer im Vergleich zu Großstädten in zentralistischen Staaten relativ stärkere Kompetenzen zur Gestaltung einer eigenen Integrationspolitik.<sup>19</sup> Darüber hinaus verfügen beide Staaten über ein relativ großzügiges und umfassendes Sozialsystem und repräsentierten im europäischen Kontext traditionell den „wohlfahrtstaatlich-sozialpolitischen Typus“ der Integrationspolitik im Gegensatz zum Multikulturalismus niederländischer Prägung, zur britischen oder schwedischen Antidiskriminierungspolitik und zum französischen Assimilations-Modell, auch wenn sich die unterschiedlichen Politiken im Rahmen der genannten Modelle in den letzten zehn Jahren allmählich annähern.<sup>20</sup> Gerade die Frage der Teilhabechancen im politischen Leben, die in erster Linie durch Einbürgerung und kommunales Wahlrecht gesichert werden, wird jedoch in vielen europäischen Staaten traditionell anders angegangen.<sup>21</sup> Deutschland und

---

<sup>18</sup> In beiden Fällen werden die Staatsbürger Sloweniens in die Gruppe der Staatsbürger des ehemaligen Jugoslawiens nicht einbezogen, da Slowenien seit 2004 ein EU-Mitgliedstaat ist. Vgl. „Melderechtlich registrierte Einwohner im Land Berlin am 31. 12. 2009“, in *Statistischer Bericht A 1 5 – hj 2/09*, hrsg. v. Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (Berlin: Amt für Statistik Berlin-Brandenburg, 2010), 7 und 38; *Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 2011*, hrsg. v. Stadt Wien (Wien: Stadt Wien, 2011), 56f., eigene Berechnungen.

<sup>19</sup> Im Vergleich zu Wien hat Berlin als Bundesland in Deutschland stärkere Kompetenzen insbesondere im Schulwesen. Zur Verteilung der integrationspolitischen Kompetenzen zwischen Bund, Länder und Kommunen in Österreich siehe Rudolf Thienel, „Integration als rechtliche Querschnittmaterie“, in 2. *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht (2001–2006)*, hrsg. v. Heinz Fassmann (Klagenfurt/Celovec: Drava Verlag, 2007), 83–126. Zu demselben Thema in Deutschland siehe z. B. Dietrich Thränhardt, „Migration und Integration als Herausforderung von Bund, Ländern und Gemeinden“, in *Lokale Integrationspolitik*, hrsg. v. Gesemann und Roth, 267–278; in demselben Band auch Bommes, „Die Rolle der Kommunen“, 89–109.

<sup>20</sup> Bendel, *Integrationspolitik der Europäischen Union*, 4f.

<sup>21</sup> Die Entwicklung der letzten Dekade kann in zeitlichen Abständen in drei Berichten des Migrant Integration Policy Index (2005, 2007 und 2011) verfolgt werden: British Council Brussels, Hrsg., *European Civic Citizenship and Inclusion Index 2004* (Brussels: British Council Brussels, 2005); British Council Brussels und Migrant Policy Group, Hrsg., *Migrant Integration Policy Index* (Brussels:

Österreich gehören in dieser Hinsicht zu den Staaten mit einer weniger inklusiven Politik als etwa Schweden, Belgien oder die Niederlande. Dabei werden die Fragen der Naturalisierung und politischer Teilhaberechte in beiden Ländern seit Jahrzehnten umstritten diskutiert. Die folgende Untersuchung fokussiert auf die lokale Dimension der politischen Integration von Migranten in Berlin und Wien. Den Schwerpunkt des Aufsatzes bilden zwei Bereiche: Erstens wird in beiden Fällen die Konvergenz bzw. Divergenz der lokalen und der staatlichen Integrationspolitik bei den zentralen Themen bezüglich der politischen Partizipation von Migranten untersucht, zweitens werden das Bestreben beider Städte bzw. Bundesländer um die Erhöhung der politischen Teilhabe von Migranten sowie die jeweiligen Ergebnisse verglichen.

## 2. Politische Partizipationsmöglichkeiten von Migranten in der Einwanderungsgesellschaft

Gleiche Rechte für die Teilhabe an der Gesellschaft gehören zu den zentralen normativen, funktionalen und symbolischen Voraussetzungen für eine gelungene (politische) Integration von Zuwanderern.<sup>22</sup> Solange die Migranten nicht über dieselben Rechte verfügen und nicht denselben (rechtlichen) Zugang zu Dienstleistungen der Gesellschaft haben, können sie aus der Perspektive der strukturellen Integration nicht als erfolgreich eingegliedert bzw. rechtlich assimiliert gelten, weil sie aus bestimmten Bereichen der Gesellschaft ausgeschlossen bleiben und nicht die gleichen Partizipationsmöglichkeiten haben. Wenn ein großer Teil der Gesellschaft keine Bürgerrechte und insbesondere kein Recht zu wählen, zu kandidieren und mitzubestimmen hat, so ist die Demokratie defizitär, weil sich die politische Willensbildung nicht an der Gesamtbevölkerung ausrichtet, sondern nur an ihrem wahlberechtigten Teil.<sup>23</sup> Dadurch wird der alte römische Grundsatz *Quod omnes tangit de omnibus approbetur*<sup>24</sup> gebrochen: Ob jemand von den politischen Entscheidungen in einem Land betroffen ist, hängt in der Realität in erster Linie davon ab, ob man dort seinen Lebensmittelpunkt hat und sich dort langfristig

---

British Council Brussels, 2007); dies., Hrsg., *Migrant Integration Policy Index III* (Brussels: British Council Brussels, 2011).

<sup>22</sup> Ausführlich dazu siehe Norbert Cyrus und Dita Vogel, *Förderung politischer Integration von Migrantinnen und Migranten. Begründungszusammenhänge und Handlungsmöglichkeiten* (Oldenburg: POLITIS, 2008), 10ff.

<sup>23</sup> Dietrich Thränhardt, *Einbürgerung. Rahmenbedingungen, Motive und Perspektiven des Erwerbs der deutschen Staatsangehörigkeit* (Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung, WISO-Diskurs, 2008), 7.

<sup>24</sup> Was alle betrifft, soll von allen gebilligt werden.



aufhält, und nicht primär vom inländischen oder ausländischen Pass.<sup>25</sup> Der amerikanische Philosoph Michael Walzer bezeichnete die „Herrschaft von Bürgern über Nichtbürger, von Mitgliedern über Fremde“ treffend als „die häufigste Form der Tyrannei in der Geschichte der Menschheit“.<sup>26</sup>

Unabhängig davon, ob sie als Mittel zur Integration oder als Schlusspunkt eines Integrationsprozesses bewertet wird, spielt daher die Einbürgerung die zentrale Rolle für die Partizipationsmöglichkeiten von zugewanderten Menschen – nur ein eingebürgerter Migrant kann uneingeschränkt an allen demokratischen Prozessen teilhaben, denn Ausländer dürfen in der Regel nicht nur nicht wählen und sich zur Wahl stellen, sondern auch keine politischen Parteien gründen. Da Integration vor allem vor Ort stattfindet, spielen neben der Einbürgerung das kommunale Wahlrecht für Migranten sowie andere Mittel, die Migranten in die Entscheidungsprozesse auf lokaler Ebene einbeziehen, eine Schlüsselrolle. Die Instrumente der Einbürgerung und des kommunalen Wahlrechts als zwei entscheidende Wege demokratischer Inklusion für Ausländer können nach Bauböck als unabhängige Variablen kombiniert werden. Abgeleitet von ihrem Verständnis der Nation (Abstammungsprinzip vs. Territorialprinzip) entscheiden sich die Staaten, ob sie die Rechte auf „ihre“ Ausländer durch einen erleichterten Zugang zur Staatsbürgerschaft oder die Einführung des kommunalen Wahlrechts ausdehnen oder eben nicht.<sup>27</sup> Dabei fällt auf, dass Kommunalwahlrechte für Ausländer in der Praxis gerade in Staaten mit einer liberalen Zuwanderungspolitik und einem leichten Zugang zur Staatsbürgerschaft eingeführt wurden. Sie dienen daher nicht als Ersatz für eine restriktivere Einbürgerungspraxis, sondern eher als Ergänzung einer liberalen Integrationspolitik im Sinne der Erweiterung der Rechte lang angesessener Ausländer, die noch nicht die Voraussetzungen für die Naturalisierung erfüllen oder die Staatsbürgerschaft des Wohnlandes nicht besitzen wollen.<sup>28</sup> Wie Cyrus und Vogel in ihrer

---

<sup>25</sup> Rainer Bauböck, „Wessen Stimme zählt? Thesen über demokratische Beteiligung in der Einwanderungsgesellschaft“, *Wiener Hefte zu Migration und Integration in Theorie und Praxis*, Nr. 1 (2003): 26–44, 27.

<sup>26</sup> Michael Walzer, *Spheres of Justice. A Defence of Pluralism and Equality* (New York: Basic Books, 1983), 62. Zitiert in Bauböck, „Wessen Stimme zählt?“, 26.

<sup>27</sup> Bauböck plädiert für einen erleichterten Zugang zur Staatsbürgerschaft und zugleich für ein kommunales Ausländerwahlrecht. Vgl. Bauböck, „Wessen Stimme zählt?“, 32.

<sup>28</sup> Vgl. Harald Waldrauch, „Wahlrechte ausländischer Staatsangehöriger in europäischen und klassischen Einwanderungsstaaten: Ein Überblick“, in *Wiener Hefte zu Migration und Integration in Theorie und Praxis*, Nr. 1 (2003): 55–75; Norbert Cyrus und Ruby Gropas et al., *Opportunity structures for immigrants' active civic participation in the European Union: sharing comparative observations. Building Europe with New Citizens? An Inquiry into the Civic Participation of Naturalised Citizens and Foreign Residents in 25 Countries* (Luxembourg: POLITIS, 2005), 67–86. Für den Vergleich der EU-27, Kanada und Norwegen siehe British Council Brussels und Migrant Policy Group, Hrsg., *Migrant Integration Policy Index III*.

Bilanz der Erfahrungen mit der Einführung des kommunalen Wahlrechts in Ländern wie Finnland, Schweden, Dänemark oder den Niederlanden zeigten, führte die Ermöglichung der politischen Partizipation der Migranten auf kommunaler Ebene in keinem Land zu besonderen Problemen (z. B. etablierten sich nur selten ethnische Listen, vor denen die Gegner des Kommunalwahlrechts für Ausländer oft warnen), auch wenn die Autoren zugleich betonen, dass das kommunale Wahlrecht sicherlich nicht alle Integrationsprobleme lösen kann.<sup>29</sup>

In Ländern, in denen das kommunale Wahlrecht fehlt und auch die Einbürgerung schwer zu erreichen ist,<sup>30</sup> werden in der Regel andere Partizipationsmechanismen entwickelt, die die Teilhabechancen von Migranten bzw. Ausländern erhöhen sollen. Die schon seit den frühen 1970er Jahren eingesetzten Ausländerbeiräte oder -ausschüsse (in letzter Zeit häufig in Integrationsbeiräte oder -ausschüsse umbenannt) haben jedoch als „eine Beteiligungsmöglichkeit zweiter Klasse“<sup>31</sup> oder „Integration durch die Hintertür“<sup>32</sup> nur eine begrenzte politische Macht, insbesondere wenn sie an die Exekutive und nicht an die Legislative gebunden sind.<sup>33</sup> Dabei ist es nicht überraschend, dass die unterschiedlichsten Gremien gerade auf lokaler Ebene entstehen, denn diese ist mit der politischen Exklusion ihrer Wohnbürger im Alltag direkt konfrontiert. Der Ausschluss von Ausländern betrifft nicht nur die „großen“ Wahlen, sondern auch die Möglichkeit, über lokale Angelegenheiten zu entscheiden, die für die kulturelle und soziale Integration zentral sind, wie etwa die Fragen der Schul-, Sozial-, Kultur-, Wohnungs- oder Gesundheitspolitik.

---

<sup>29</sup> Cyrus und Vogel, *Förderung politischer Integration*, 23ff.

<sup>30</sup> Für Vergleich der EU-27, Kanada und Norwegen siehe British Council Brussels und Migrant Policy Group, Hrsg., *Migrant Integration Policy Index III*.

<sup>31</sup> Cyrus und Vogel, *Förderung politischer Integration*, 30.

<sup>32</sup> Maria Berger, Christian Galonska und Ruud Koopmans, „Integration durch die Hintertür. Ethisches Sozialkapital und politische Partizipation von Migranten in Berlin“, in *Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration*, hrsg. v. Ansgar Klein et al. (Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2004), 251–272.

<sup>33</sup> In Deutschland wurden Ende der 1990er Jahre etwa 400 Ausländerbeiräte gezählt, die sich teilweise über Landesverbände und einen Bundesverband koordinierten. In der Alltagspraxis ist es zu unterschiedlichen Ausprägungen gekommen. Nach Scheffler differieren die Beiräte in ihren politischen Kompetenzen (z. B. Anhörungs- und Beteiligungsrechte), der Ausstattung (eigener Etat, hauptamtliche Geschäftsführung), der Zusammensetzung (Ernennung oder Wahl, Ausländer oder auch Deutsche, Sitze für Parteien usw.) oder auch dem Wahlmodus. Vgl. Thomas Scheffler, „Ausländerpolitik in der Kommune“, in *Kommunalpolitik. Politisches Handeln in den Gemeinden*, hrsg. v. Hartmut Wollmann und Roland Roth, 2. Auflage (Opladen: Leske + Budrich, 1999), 764–779.

## 2.1 Einbürgerungspolitik in Berlin und Wien: Der ewige Kampf mit dem Nationalstaat?

Angesichts der Tatsache, dass eine volle rechtliche Gleichstellung für die zahlenstarken Gruppen der Ausländer erst durch Einbürgerung zu erreichen ist, spielt die Frage der Regeln und Voraussetzungen für ihre Realisierung im Kontext der strukturellen Integration sowohl in Deutschland (Berlin) als auch in Österreich (Wien) eine äußerst wichtige Rolle. Insbesondere in Österreich bzw. Wien geht es dabei nicht nur um die symbolische Bedeutung der Verleihung des Passes im Rahmen des Integrationsprozesses oder um politische Partizipation (Wahlrecht); die Staatsbürgerschaft ist entscheidend u. a. auf dem Arbeitsmarkt oder in solchen Fragen wie dem Zugang zum Gemeindewohnbau oder zu einer Reihe von Sozialleistungen.<sup>34</sup> Die Bedeutung der Einbürgerung im gesamten Integrationsprozess wird auch durch die These des „Staatsbürgerschaftsbonus“ unterstützt, nach der die naturalisierten Zuwanderer in Österreich sowie in Deutschland im Durchschnitt bessere Ergebnisse auf dem Arbeitsmarkt oder im Ausbildungsprozess erreichen als Ausländer.<sup>35</sup>

Sowohl für Deutschland als auch für Österreich war eine lange historische Kontinuität ähnlicher gesetzlicher Naturalisierungsprinzipien charakteristisch, die mehr oder weniger über das gesamte 20. Jahrhundert den Grundstein einer staatlichen „Abwehrpolitik“ gegenüber „Fremden“ darstellten. Bereits das österreichische Staatsbürgerschaftsgesetz aus dem Jahre 1925 basierte auf Grundsätzen, die bis heute immer noch weitgehend gültig sind: auf den Prinzipien der Abstammung (*ius sanguinis*) und der Vermeidung von Mehrfachstaatsangehörigkeiten sowie auf langen Wartefristen für den Rechtsanspruch auf Einbürgerung bzw. auf Ermessenseinbürgerung, auch wenn die Bundesländer mit Zustimmung der Bundesregierung über Instrumente verfügten, die die Wartefrist bis auf vier Jahre

---

<sup>34</sup> Albert Kraler und Karin Sohler, *Active Civic Participations of Immigrants in Austria* (Oldenbourg: POLITIS, 2005), 15ff. Näher für Wien siehe auch Michal Dimitrov, *Integrace imigrantů v Rakousku po roce 1990 na příkladu spolkového hlavního města Vídně* [Die Integration von Zuwanderern in Österreich nach 1990 am Beispiel der Integrationspolitik der Bundeshauptstadt Wien] (Praha: FSV UK, 2010).

<sup>35</sup> Für Österreich siehe Barbara Herzog-Punzenberger, „Gibt es einen Staatsbürgerschaftsbonus? Unterschiede in der Bildung und auf dem Arbeitsmarkt anhand der österreichischen Volkszählungsdaten 2001 – Ergebnisse für die zweite Generation der Anwerbegruppen“, in 2. *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht*, hrsg. v. Fassmann, 242–246, 243. Für Deutschland siehe Stefan Luft, „Staatsangehörigkeitspolitik und Integration“, in *Integration von Zuwanderern. Erfahrungen, Konzepte, Perspektiven*, hrsg. v. Stefan Luft und Peter Schimany (Bielefeld: Transcript Verlag, 2010), 325–353.

reduzieren konnten.<sup>36</sup> Zu bedeutenden Änderungen kam es in Österreich erst im Jahre 1998, als das bis heute gültige Gesetz aus dem Jahre 1985 novelliert wurde, und zwar angesichts der großen innenpolitischen Kontroversen im Zusammenhang mit der rapide gestiegenen Zahl von positiv erledigten Anträgen auf Einbürgerung. Die Einbürgerungsrate<sup>37</sup> war während der 1990er Jahre zwar deutlich niedriger als in den Niederlanden, Schweden oder auch Frankreich; immerhin war sie aber mit einem Durchschnittswert von 2,4 ungefähr doppelt so hoch wie in Deutschland oder in der Schweiz.<sup>38</sup> Die von der damaligen Großen Koalition von SPÖ und ÖVP vorgelegte Novelle brachte eine wesentliche Verschärfung der Voraussetzungen zum Erwerb der Staatsbürgerschaft nach dem Grundsatz, dass die Einbürgerung „der letzte Schritt einer geglückten Integration Fremder in Österreich“ darstellte – etwa durch die Einführung der Überprüfung von Kenntnissen der deutschen Sprache als einer gesetzlich festgelegten Einbürgerungsvoraussetzung.<sup>39</sup> Ein zentrales Anliegen der Novelle war jedoch, die Voraussetzungen für die „vorzeitige“ Einbürgerung neu festzulegen und zu verschärfen und die Unterschiede in der Vollzugspraxis einzelner Bundesländer zu beseitigen. Seitens der ÖVP und FPÖ wurde vor allem die liberale Politik der SPÖ-Mehrheitsregierung in Wien kritisiert, die auf dem Feld der Ermessenseinbürgerungen die Vorreiterrolle spielte. Zwischen 1986 und 1998 wurden mit der Ausnahme des Jahres 1995 mehr als die Hälfte aller Naturalisierungen in Wien durchgeführt, obwohl in der Bundeshauptstadt weniger als 40 % aller Ausländer lebten; in den Anfangsjahren der 1990er Jahre betrug der Anteil der Einbürgerungen sogar mehr als zwei Drittel.<sup>40</sup> Ein wichtiges Merkmal der aktiven Wiener Einbürgerungspolitik war auch die langfristig vergleichsweise niedrige Gebühr: Während im Jahre 2001 die Kosten der Einbürgerungsprozedur für Antragsteller mit einem zehnjährigen Aufenthalt

---

<sup>36</sup> Harald Waldrauch und Dilek Çinar, „Staatsbürgerschaftspolitik und Einbürgerungspraxis in Österreich“, in *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen*, hrsg. v. Heinz Fassmann und Irene Stacher (Klagenfurt/Celovec: Drava Verlag, 2003), 261–283, 261.

<sup>37</sup> Die Einbürgerungsrate stellt den Anteil der eingebürgerten Ausländer an der gesamten ausländischen Wohnbevölkerung eines Staates zu Beginn des jeweiligen Jahres dar. Die Höhe der Einbürgerungsrate wird von unterschiedlichen Faktoren bestimmt. Neben den Einbürgerungsrichtlinien des jeweiligen Staates spielt eine wichtige Rolle etwa die Frage, unter welchen Voraussetzungen die Staatsbürgerschaft erteilt wird, ob Mehrstaatigkeit akzeptiert wird, ob die Einbürgerung eine Verbesserung des Status quo mit sich bringt oder ob die Zuwanderer eine dauerhafte Niederlassung in dem Staat beabsichtigen.

<sup>38</sup> Waldrauch und Çinar, „Staatsbürgerschaftspolitik“, 267. Einbürgerungen von Aussiedlern in Deutschland wurden in dieser Statistik nicht berücksichtigt.

<sup>39</sup> Dilek Çinar, „Integration vor Einbürgerung: die Staatsbürgerschaftsnovelle 2005“, in 2. *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht*, hrsg. v. Fassmann, 41–46, 43.

<sup>40</sup> Waldrauch und Çinar, „Staatsbürgerschaftspolitik“, 266.

in Wien maximal 958 Euro betragen, bewegten sich die Kosten in anderen Bundesländern zwischen 1 168 Euro in Tirol und 1 878 Euro in Vorarlberg.<sup>41</sup> Die SPÖ hat wohl durch Früheinbürgerungen eine Doppelstrategie verfolgt: Erstens vermochte sie den seit dem Ende der 1980er Jahre zu verzeichnenden rapiden Anstieg der Anzahl der (rechtlich benachteiligten) Ausländer in Wien zu bremsen und zweitens hoffte sie auf eine neue Wählergruppe angesichts der Tatsache, dass die meisten Zuwanderer der Arbeiterschicht angehörten, aus der die SPÖ traditionell ihre Stammwählerschaft rekrutiert.

Die Verschärfung der Einbürgerungsvoraussetzungen im Jahre 1998 brachte jedoch nicht den gewünschten Effekt; vielmehr setzte sich der Trend einer steigenden Anzahl von Eingebürgerten in Österreich auch zu Beginn des neuen Jahrhunderts fort. Seinen Höhepunkt erreichte er im Jahre 2003, als 44 694 Ausländer den österreichischen Pass bekamen, die Hälfte davon im Rahmen der „Miteinbürgerung“ von Familienangehörigen.<sup>42</sup> Aufgrund dieser Tatsache setzte sich die damalige schwarz-blaue Koalition von ÖVP und FPÖ für eine weitere Verschärfung des Gesetzes ein. In der neuen Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes, die im Jahre 2005 unter scharfer Kritik der Opposition (SPÖ und Grüne) verabschiedet wurde, war u. a. erstmals ein Staatsbürgerschaftstest zur Prüfung von Deutsch- und Reali- enkenntnissen vorgesehen. Zudem wurden die Wartefristen wieder verschärft, die Verwaltungsgebühren erhöht und der Erwerb eines österreichischen Passes an das aktuelle Mindesteinkommen gebunden.<sup>43</sup> Auch die Bundesregierungen der Großen Koalition setzten den Trend der Erhöhung der Einbürgerungshürden in den folgenden Jahren fort: Infolge der umfassenden Fremdenrechtsnovelle im Dezember 2009 muss der Antragsteller beispielsweise nachweisen, dass er von seinen Einkünften regelmäßige Aufwendungen wie Miete, Strom, Heizung oder eventuell auch Kredite an dritte, nicht im gemeinsamen Haushalt lebende Personen bezahlt.<sup>44</sup> Nach der weiteren Reform des Fremdenrechts im Jahre 2011 wurden die Anforderungen bezüglich der Kenntnisse der deutschen Sprache von A2 auf B1 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens erhöht.<sup>45</sup> Die beiden Novellen der Großen Koalition bestätigten die Tatsache, dass Österreich im Vergleich zu anderen EU-Ländern mit der Ausnahme der baltischen Staaten mittlerweile über

---

<sup>41</sup> Ibid., 277.

<sup>42</sup> Vgl. Çinar, „Integration vor Einbürgerung“, 41; Waldrauch und Çinar: „Staatsbürgerschaftspolitik“, 268–270.

<sup>43</sup> Çinar, „Integration vor Einbürgerung“, 42.

<sup>44</sup> Vgl. Fremdenrechtsänderungsgesetz 2009, BGBl. I Nr. 122/2009, 43.

<sup>45</sup> Vgl. Fremdenrechtsänderungsgesetz 2011, BGBl. I Nr. 38/2011, 50.

das strengste Staatsbürgerschaftsrecht verfügt.<sup>46</sup> Während in vielen westeuropäischen Ländern die Einbürgerung eher als Voraussetzung für den weiteren Integrationsprozess angesehen wird, wird die Verleihung der Staatsbürgerschaft in Österreich traditionell als „letzter Schritt“ einer „geglückten Integration“ verstanden. Vor diesem Hintergrund wurden die Anforderungen für potenzielle Antragsteller in den letzten zwei Dekaden kontinuierlich erhöht, und in der Folge stieg auch die Exklusivität des österreichischen Passes.

Zusammen mit der Tatsache, dass nach 1993 die Zuwanderung nach Österreich stark zurückging und daher zeitversetzt in den letzten Jahren der Kreis der potenziellen Antragsteller kleiner wurde, spiegelt sich die Verschärfung der Gesetzgebung im starken und kontinuierlichen Rückgang der Anzahl der tatsächlich naturalisierten Ausländer wider: Wurde noch 2005 in Österreich die Staatsbürgerschaft laut Statistik Austria insgesamt an 35 417 Menschen verliehen, umfasste diese Gruppe im folgenden Jahr nur noch 14 014 Personen. Im Jahre 2009 wurde die Staatsbürgerschaft an 7 978 Antragsteller verliehen, also an so wenige wie zuletzt 1989, und im Jahre 2010 wurden nur noch 6 190 Personen eingebürgert. Die Einbürgerungsrate sank mit 0,7 Eingebürgerten auf 100 in Österreich mit Hauptwohnsitz lebende Ausländer auf das Niveau des Jahres 1961.<sup>47</sup> Am deutlichsten zeigte sich dabei der Rückgang der Einbürgerungen gerade im Bundesland Wien. Im Jahre 2007 entfielen nur noch 4 % aller in Wien verliehenen Staatsbürgerschaften auf die „vorzeitigen“ Einbürgerungen nach vier bzw. sechs Jahren Wohnsitz in Österreich, im Vergleich zu 25 % im Jahre 1994 und noch 16 % im Jahre 1998. Dabei sank die Einbürgerungsrate in Wien 2007 sogar unter den österreichischen Durchschnitt, und dieser Trend setzte sich auch in den folgenden drei Jahren fort. Neben den strengeren gesetzlichen Regelungen trug dazu auch die Tatsache bei, dass viele Zuwanderer, die ihre Naturalisierung mittelfristig geplant hatten, den Antrag auf Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft noch vor dem Inkrafttreten der verschärften Novelle stellten, um günstigere Bedingungen im Einbürgerungsverfahren zu haben. Während im Jahre 2005 noch 12 240 Menschen in Wien naturalisiert wurden, waren es zwei Jahre später 5 200 und 2009 sogar nur noch 2 855 Personen.<sup>48</sup> Damit verlor die aktive lokale Einbürgerungs-

---

<sup>46</sup> Vgl. British Council Brussels und Migrant Policy Group, Hrsg., *Migrant Integration Policy Index III*, 22f.

<sup>47</sup> „Zahl der Einbürgerungen auch im Jahr 2010 gesunken; 6 190 Personen erhielten die Staatsbürgerschaft“, Statistik Austria, Pressemitteilung vom 14. Februar 2011, [http://www.statistik.at/web\\_de/presse/055226](http://www.statistik.at/web_de/presse/055226) (letzter Zugriff: 16. 2. 2011).

<sup>48</sup> Statistik Austria, Hrsg., *Migration & Integration 2010. Zahlen, Daten, Indikatoren* (Wien: Statistik Austria, 2010), 81; Stadt Wien, Hrsg., *MigrantInnen in Wien 2007* (Wien: Magistratsabteilung 17, 2008), 76, 107.

politik in Wien als integrationspolitisches Instrument maßgeblich an Bedeutung, und es kann kaum mehr über einen Wiener Weg in der Einbürgerungspolitik gesprochen werden, auch wenn die Kosten der Einbürgerung in Wien nach wie vor vergleichsweise niedrig sind.<sup>49</sup>

Ähnlich wie in Wien wurde die Einbürgerungspolitik in Westberlin zum Aushängeschild eines liberalen Umgangs mit der Ausländerfrage. Der Westberliner Senat unter Führung der konservativen CDU und mit Unterstützung von Kampagnen der im Jahre 1981 einberufenen Ausländerbeauftragten Barbara John bemühte sich seit Anfang der 1980er Jahre um eine Erleichterung der Einbürgerungsprozeduren, und zwar mit dem Ziel, die Zahl der ausländischen Bevölkerung (insbesondere in der zweiten Generation der türkischstämmigen Kinder) zu reduzieren und dabei zu signalisieren, dass Westberlin an der Integration von Zuwanderern Interesse hat.<sup>50</sup> Diese Politik beruhte auf der Regierungserklärung des Regierenden Bürgermeisters von Weizsäcker aus dem Jahre 1981, nach der es im Sinne eines assimilativen Integrationsverständnisses nur zwei Möglichkeiten für die Lösung der Ausländerfrage gab: „Entweder Rückkehr in die alte Heimat [...] oder Verbleib in Berlin; dies schließt die Entscheidung ein, auf Dauer Deutscher zu werden.“<sup>51</sup> Bereits zu dieser Zeit verzeichnete Westberlin im Vergleich zu anderen Bundesländern die höchsten Einbürgerungsraten und nutzte am aktivsten die Spielräume des nur mühsam reformierten wilhelminischen Rechts aus dem Jahre 1913. Dieses ähnelte in zentralen Prinzipien wie dem *ius sanguinis* oder der Vermeidung von Mehrfachstaatsangehörigkeiten dem österreichischen Staatsbürgerschaftsgesetz aus dem Jahre 1925 in vielerlei Hinsicht. Das Jahrzehnte lang gültige Dogma „Deutschland ist kein Einwanderungsland“ war für die Einbürgerungspolitik entscheidend, auch wenn es bis heute umstritten bleibt, ob die niedrigen

---

<sup>49</sup> Die Kosten für die Einbürgerung setzen sich aus der Bundesgebühr einerseits (976,80 Euro im Jahre 2011) und der Landesverwaltungsabgabe andererseits zusammen. Über die Höhe der Landesgebühren können die jeweiligen Landesregierungen entscheiden. Während in Wien eine pauschale Summe festgelegt wurde und die Höhe der Gebühren für volljährige Antragsteller ohne Rechtsanspruch 150 Euro beträgt, variiert die Verwaltungsabgabe nach der Höhe des Einkommens des Antragstellers zwischen 120 und 930 Euro in Niederösterreich, 118,50 und 1 357 Euro in der Steiermark, 103,40 und 545 Euro in Vorarlberg, 100 und 1 000 Euro in Salzburg oder bis zu 720 Euro in Oberösterreich. In Tirol betragen die Kosten für eine Einzelperson zwischen 1 500 und 1 700 Euro. Eigene Recherche auf den Webseiten der jeweiligen Bundesländer zum 10. 10. 2011.

<sup>50</sup> Hans Mahnig, „The Politics of Minority-Majority Relations: How Immigrant Policies Developed in Paris, Berlin and Zurich“, in *Citizenship in European Cities. Immigrants, Local Policies and Integration Policies*, hrsg. v. Rinus Penninx et al. (Aldershot: Ashgate, 2004), 26.

<sup>51</sup> Regierungserklärung des Regierenden Bürgermeisters Richard von Weizsäcker vom 2. Juli 1981. Zitiert in Der Senator für Gesundheit, Soziales und Familie/Ausländerbeauftragter, Hrsg., *Miteinander leben. Ausländerpolitik in Berlin*. 3. Auflage (Berlin: Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Familie, 1984), 5.



Einbürgerungszahlen eher durch die traditionelle Wahrnehmung der Staatsbürgerschaft als Nachweis der Zugehörigkeit zu einer ethnischen (deutschen) Einheit zu erklären sind<sup>52</sup> oder vielmehr durch pragmatische politische Entscheidungen und Interessen, die darauf ausgerichtet waren, Einbürgerungen nur in Ausnahmefällen und unter Nachweis eines „öffentlichen Interesses“ zu vollziehen.<sup>53</sup>

Mit der Wiedervereinigung und dem Ende des Ost-West-Konflikts wurden unter den neuen Bedingungen die gesetzlichen Spielräume für Einbürgerungen kontinuierlich erleichtert. Die Entwicklungen im Bereich des Ausländer-, Asyl-, und Staatsbürgerschaftsrechts, über die Regeleinbürgerung (1990) und die Anspruchseinbürgerung (1993) bis zur „automatischen“ Einbürgerung (1999), spiegeln maßgeblich die gesellschaftspolitische Debatte über die Migrationspolitik wider.<sup>54</sup> Auch unter den neuen Bedingungen behielt das nun wiedervereinigte Berlin zusammen mit Hamburg seine Spitzenposition bei der Einbürgerung. Über die ganze Dekade der 1990er Jahre hinweg wurden in der wiedervereinigten Hauptstadt Deutschlands insgesamt 100 979 Menschen eingebürgert, auf der Grundlage der Ermessenseinbürgerung wurde ein Durchschnittswert der Einbürgerungsrate von 11,6 % erreicht (gegenüber einem bundesweiten Durchschnitt von 5,6 %).<sup>55</sup> Zusammen mit den gesetzlichen Erleichterungen sorgten für die hohen Einbürgerungszahlen in Berlin vor allem eine aktive Informationspolitik der Ausländerbeauftragten, NGOs und Migrantenorganisationen, die eine hohe Zahl von Einbürgerungsanträgen zur Folge hatte, sowie eine einbürgerungsfreundliche Verwaltungspraxis, welche die Hinnahme von Mehrstaatigkeit und Erleichterungen im Einbürgerungsverfahren im Rahmen des Gesetzes ermöglichte.<sup>56</sup> Gleichzeitig

---

<sup>52</sup> Vgl. etwa Klaus J. Bade und Jochen Oltmer, *Normalfall Migration* (Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2004), 129.

<sup>53</sup> Vgl. etwa Heike Hagedorn, *Wer darf Mitglied werden? Einbürgerungen in Deutschland und Frankreich im Vergleich* (Opladen: Leske + Budrich, 2001), 51ff.; Siehe auch Ingo von Münch, *Die deutsche Staatsangehörigkeit. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft* (Berlin: Gruyter, 2007), 186ff.; Luft, „Staatsangehörigkeitspolitik“, 339f.

<sup>54</sup> Im Ausländergesetz von 1990 wurde die Einbürgerung von jungen Ausländern und von Anwerbe-Ausländern mit langem Aufenthalt erleichtert, die Gebühren gesenkt und die Hinnahme von Mehrstaatigkeit erweitert. Mit dem „Asyl-Kompromiss“ im Jahre 1993 wurde dann auf Drängen der SPD die Ermessenseinbürgerung für diesen Personenkreis in einen Rechtsanspruch umgewandelt, die Regelung zum Nachweis eines gesicherten Lebensunterhalts gelockert und die Gebühren wieder gesenkt, gleichzeitig wurde aber die Mindestaufenthaltszeit auf 15 Jahre verlängert. Siehe Hagedorn, *Wer darf Mitglied werden?*, 51ff.

<sup>55</sup> Frank Gesemann, „Berlin: Einwanderungsstadt ‚under construction‘“, in *Lokale Integrationspolitik*, hrsg. v. Gesemann und Roth, 327.

<sup>56</sup> Uwe Hunger und Dietrich Thränhardt, „Die Berliner Integrationspolitik im Vergleich der Bundesländer“, in *Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Ergebnisse und politische Perspektiven*, hrsg. v. Frank Gesemann (Opladen: Leske + Budrich, 2001), 120f.



wurde in Berlin aber ein beachtlicher Antragsstau offenbar: Allein im Jahre 1998 wurden etwa 40 000 Anträge in einer verzögerten Bearbeitung registriert. Zu diesem Stau trug insbesondere die Übertragung des Verfahrens an die Berliner Bezirke bei, die zu wenig Personal einsetzten, in den ersten Jahren über wenig Erfahrung verfügten und in der Folge die Ausländerbehörde einbeziehen mussten. Mitverantwortlich für diesen Zustand war nach Thränhardt auch die Tatsache, dass sich die Landesverwaltung die Zustimmung bei allen Fällen von Doppelstaatsangehörigkeit vorbehielt, was die bürokratische Prozedur verlängerte.<sup>57</sup>

Die grundlegende Reform des Staatsbürgerschaftsrechts während der ersten Legislaturperiode der rot-grünen Bundesregierung im Jahre 1999 erweiterte und verfestigte die Rechtsansprüche und verkürzte erneut die Wartefristen; ein Rechtsanspruch auf Einbürgerung besteht seitdem nach acht (statt bisher fünfzehn) Jahren rechtmäßigen Aufenthalts. Einbürgerungskandidaten müssen wieder Sprachkenntnisse nachweisen, darüber hinaus auch Kenntnisse über Staatsordnung, Geschichte und Kultur, und sie müssen sich zur freiheitlich-demokratischen Ordnung bekennen. Die wichtigste Reform des Jahres 1999 bestand jedoch in der Einführung des Prinzips *ius soli* für die zweite bzw. folgende(n) Generation(en) von Migranten. Nach innenpolitischen Kontroversen um die Frage der doppelten Staatsbürgerschaft (*de facto* nur für Drittstaatsangehörige) konnte sich die FDP mit dem sog. Optionsmodell durchsetzen: Die Kinder von langfristig und rechtmäßig sich in Deutschland aufhaltenden Ausländern erhalten kraft Geburt zusätzlich zur ausländischen auch die deutsche Staatsangehörigkeit, wobei sie sich zwischen dem 18. und 23. Lebensjahr für eine der beiden Staatsangehörigkeiten entscheiden müssen.<sup>58</sup> Zwischen 2008 und 2026 werden laut Bundesamt für Migration und Flüchtlinge diese Entscheidung ungefähr 386 000 Personen treffen müssen.<sup>59</sup>

Die Reform des Staatsbürgerschaftsrechtes hatte auf die Zahl der Einbürgerungen nur eine begrenzte Wirkung. Zwar sind die absoluten Einbürgerungszahlen höher als vor der Reform. Im internationalen Vergleich bleibt die Einbürgerungsrate aber außerordentlich niedrig. Angesichts der Tatsache, dass die deutsche Einwanderungspolitik der letzten Jahre grundsätzlich darauf abzielt, den Zuzug neuer Migranten ins Land streng zu beschränken, bleibt die Zahl der Ausländer in Deutschland seit einer Dekade beinahe konstant. Nach der Reform sanken insbesondere die Einbürgerungszahlen und Einbürgerungsraten bei den

---

<sup>57</sup> Thränhardt, *Einbürgerung*, 21ff.

<sup>58</sup> Ausführlich zur Debatte über das Optionsmodell siehe Luft, „Staatsangehörigkeit“, 330ff.

<sup>59</sup> Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Hrsg., *Migrationsbericht 2008, im Auftrag der Bundesregierung* (Nürnberg: BAMF, 2010), 246.

türkischstämmigen Migranten. Laut Thränhardt ist dafür vor allem die Rücknahme der Tolerierung mehrfacher Staatsangehörigkeiten verantwortlich, wie sie bis 1999 gegeben war.<sup>60</sup>

Bereits im ersten Jahr nach der Einführung des neuen Staatsangehörigkeitsrechts im Jahre 2000 wurden in Berlin ca. 44 % weniger Menschen eingebürgert als im Vorjahr. Diese Zahl steht in einer bemerkenswerten Diskrepanz zum bundesweiten Trend, denn im selben Zeitraum wurde in Deutschland eine Zunahme der Einbürgerungen um 33 % erfasst. Die Hauptstadt war das einzige Bundesland, das nach der Reform des Staatsbürgerrechts einen Rückgang der Einbürgerungszahlen zu verzeichnen hatte. Auch die intensiven Einbürgerungskampagnen des Integrationsbeauftragten seit dem Jahre 2006 unter dem Motto „Deutschland PASSt mir“, oder die Tatsache, dass die Einbürgerungsgebühren in Deutschland wesentlich niedriger sind als in Österreich,<sup>61</sup> konnten diesen Trend nur temporär stoppen. So wurde mit den 6 309 eingebürgerten Menschen im Jahre 2009 die niedrigste Zahl seit dem Jahre 2000 erreicht.<sup>62</sup> Zu den wichtigsten Gründen für den Rückgang der Einbürgerungsraten gehören nach Gesemann vor allem eine restriktivere Praxis bei der Hinnahme von Mehrstaatigkeit sowie die hohe Abhängigkeit vieler Migranten von staatlichen Transferleistungen, die nach dem Gesetz einen Grund für die Zurückweisung eines Einbürgerungsantrages schafft; insbesondere bei der Gruppe der in der Hauptstadt niedergelassenen Türken stellen diese zwei Faktoren eine entscheidende Einbürgerungshürde dar.<sup>63</sup> Die Praxis der letzten Jahre ist dafür mitverantwortlich, dass Berlin nach der Reform seine Vorreiterposition verloren hat und inzwischen im Vergleich zu den alten Bundesländern – mit Ausnahme von Bayern und Baden-Württemberg – die niedrigsten Einbürgerungsraten ausweist.<sup>64</sup>

Zusammenfassend ist festzustellen, dass für die sinkenden Einbürgerungszahlen in Berlin und Wien unterschiedliche Gründe verantwortlich zu sein scheinen. In Wien wurde die bisherige aktive Einbürgerungspolitik des Magistrats vor allem durch die Reformen des Staatsbürgerschaftsrechts praktisch aufgehoben, die die Einbürgerungspraxis der Bundesländer vereinheitlicht und ihre Spielräume maßgeblich eingeengt haben. Dazu sank der Kreis der potenziellen Antragssteller

---

<sup>60</sup> Thränhardt, *Einbürgerung*, 12.

<sup>61</sup> In Deutschland betrug die Einbürgerungsgebühr im Jahre 2011 bundesweit grundsätzlich 255 Euro. Die Einbürgerung ist hiermit durchschnittlich fünfmal billiger als in Österreich. Vgl. Anm. 50.

<sup>62</sup> „Eingebürgerte Personen in Berlin 1963–2009“, Amt für Statistik Berlin-Brandenburg, <http://www.berlin.de/lb/intmig/statistik/integration/einbuengerungen.html> (letzter Zugriff: 6. 7. 2011).

<sup>63</sup> Gesemann, „Berlin: Einwanderungsstadt“, 327.

<sup>64</sup> Thränhardt, *Einbürgerung*, 14.

beachtlich. Es ist wahrscheinlich, dass die hohen gesetzlichen Hürden sowie relativ hohe Verwaltungsgebühren viele dieser Menschen davon abschrecken, überhaupt einen Antrag zu stellen. Auch in Berlin spielte die Reform des Bundesgesetzes eine entscheidende Rolle. Zum Ersten fallen seit dem Inkrafttreten des neuen Staatsbürgerschaftsgesetzes im Jahre 2000 die in Deutschland geborenen Kinder ausländischer Eltern aus der Gruppe der potenziellen Antragsteller, weil sie zumindest temporär die deutsche Staatsbürgerschaft kraft Geburt erhalten. Zum Zweiten erfüllt in Berlin ein Großteil der Ausländer wegen Arbeitslosigkeit bzw. Abhängigkeit von Transferleistungen die Voraussetzungen für die Einbürgerung nicht. Eine nicht unbedeutende Rolle kann, drittens, die Tatsache spielen, dass die Einbürgerung den Migranten in Deutschland keinen entscheidenden rechtlichen Nutzen bringt, da die ausländischen Arbeitnehmer bei verfestigtem und rechtmäßigem Aufenthalt den einheimischen Arbeitnehmern bereits seit den 1970er Jahren arbeits- und sozialrechtlich gleichgestellt wurden, einschließlich eines aktiven und passiven Wahlrechts zum Betriebsrat, das bereits 1972 eingeführt wurde. Wie Luft hervorhebt, gilt für Drittstaatsangehörige abgesehen von politischen Rechten ein rechtlicher Ausschluss nur in Ausnahmefällen – beispielsweise sind der Beamtenstatus oder auch die Approbation als Ärzte und Apotheker deutschen Staatsangehörigen und EU-Bürgern vorbehalten.<sup>65</sup> Die Optionsregelung im Staatsbürgerschaftsgesetz kann andererseits potentiell zu einer paradoxen Situation führen, indem die in Deutschland geborenen Migranten ihre mit 16 bzw. 18 Jahren erworbenen Wahlrechte wieder verlieren können, falls sie sich während der Optionsfrist für den Pass ihrer Eltern entscheiden und nicht für die deutsche Staatsbürgerschaft.

## **2.2 Kommunales Wahlrecht und politische Partizipation auf lokaler Ebene**

Ähnlich wie die Einbürgerungspraxis ist die Frage der Einführung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer in Berlin sowie in Wien ein Beispiel für die Unterordnung der lokalen Integrationspolitik unter die nationale (staatliche) Ebene. Beide Bundesländer setzen sich mit ihren Initiativen langfristig für die Ausweitung der politischen Rechte auch auf Drittstaatsangehörige ein, scheiterten bisher jedoch an den Urteilen der Verfassungsgerichte bzw. der Absenz einer Zweidrittelmehrheit in den nationalen legislativen Organen, die die Verfassungen ändern könnten.

---

<sup>65</sup> Luft, „Staatsangehörigkeitspolitik“, 339.

Während in vielen europäischen Staaten wie Schweden, Dänemark, Norwegen oder in den Niederlanden in den 1970er und 1980er Jahren das allgemeine, aktive und passive kommunale Wahlrecht für Ausländer verabschiedet wurde und viele Staaten wie Großbritannien, Spanien oder Portugal mit der Frage „pragmatisch“ umgehen, indem sie diese Rechte für bestimmte Gruppen von Migranten aus den ehemaligen Kolonien vorbehalten,<sup>66</sup> bleibt die politische Partizipation in Deutschland und Österreich traditionell eng an die Staatsbürgerschaft geknüpft. Diejenigen Migranten, die seit Jahren in Österreich oder in Deutschland leben und die jeweilige Staatsbürgerschaft nicht besitzen (bzw. sie auch nicht besitzen wollen), dürfen nicht nur nicht an der Gestaltung der Gesetze direkt mitwirken, sondern auch nicht an Gemeinde- oder Bezirkswahlen. Auch wenn die Kommunen keine legislative Kompetenz haben, sind viele Materien, die in ihre politische Kompetenz fallen – etwa Fragen der Gesundheits-, Wohnungs-, Schul- und Kulturpolitik – für diejenigen Migranten, die sich vielmehr mit der Stadt oder Gemeinde, in der sie ihren Lebensmittelpunkt haben, als mit dem Aufnahmeland identifizieren, zentral.<sup>67</sup>

Das demokratische Defizit wurde noch dadurch erhöht, dass nach dem im Jahre 1993 in Kraft getretenen Maastrichter Vertrag die EU-Bürger mit einem Hauptwohnsitz in einem EU-Mitgliedstaat nach einem bestimmten Mindestzeitraum ihres Wohnsitzes das Recht haben, an den kommunalen Wahlen aktiv und passiv teilzunehmen. Sowohl Deutschland als auch Österreich (vor seinem Beitritt im Jahre 1995) mussten also ihre Verfassungen entsprechend ändern.<sup>68</sup> Dabei gilt in Wien sowie in Berlin eine außerordentliche Regelung: Da beide Städte zugleich Bundesländer mit legislativer Kompetenz sind, haben die EU-Bürger nach der dortigen Regelung das Wahlrecht nur auf Bezirksebene. Bei den Bezirksvertretungswahlen 2005 in Wien waren über 64 000 EU-Bürger aus 24 EU-Ländern wahlberechtigt, die aber zugleich von den Wahlen in der mit Abstand größten Gemeinde Österreichs ausgeschlossen waren. Im Vergleich zu anderen Gemeinden und auch zu Berlin besitzen die Unionsbürger in Wien dazu nur das aktive Wahlrecht.<sup>69</sup>

---

<sup>66</sup> Zusammenfassend siehe z. B. Werner T. Bauer, *Das kommunale AusländerInnenwahlrecht im europäischen Vergleich* (Wien: ÖGPP, 2007); vgl. auch Cyrus und Vogel, *Förderung politischer Integration*, 23ff.

<sup>67</sup> Bauböck, „Wessen Stimme zählt“, 13.

<sup>68</sup> In Deutschland darf ein EU-Bürger an einer Kommunalwahl aktiv und passiv teilnehmen, wenn er seit mindestens drei Monaten zum Hauptwohnsitz in der Gemeinde angemeldet ist. In Österreich werden nichtösterreichische EU-Bürger bei der Anmeldung ihres Hauptwohnsitzes grundsätzlich automatisch in die lokale Wählerevidenz eingetragen.

<sup>69</sup> Näher siehe Gerd Valchars, „Wahlrechte von NichtstaatsbürgerInnen in Österreich“, in 2. *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht*, hrsg. v. Fassmann, 127–131.

In vielen Städten und Gemeinden bedroht der Ausschluss der Drittstaatsangehörigen (bzw. auch der EU-Bürger) von der politischen Partizipation und Repräsentation mittlerweile die politische Legitimität der Bezirks- und Gemeindervertretungen. Im Wiener Durchschnitt besaßen im Jahre 2010 rund 20 % der Bevölkerung im wahlfähigen Alter kein Wahlrecht zu den Nationalrats- und Gemeinderatswahlen, 13 % der Bevölkerung (235 009 Drittstaatsangehörige im Wahlalter) verfügten nicht einmal auf Bezirksebene über ein solches. Auch wenn die EU-Bürger wahlberechtigt sind, sind in den Wiener Bezirken mit einer hohen Konzentration von Nicht-EU-Bürgern erhebliche Teile der Bevölkerung von der politischen Mitbestimmung ausgeschlossen. Den höchsten Anteil an Bewohnern im Wahlalter ohne Wahlbeteiligungsrechte hat mit rund 32,5 % der Bezirk Rudolfsheim-Fünfhaus, darunter sind etwa 24 % Drittstaatsangehörige.<sup>70</sup> In Berlin lebten im Jahre 2010 insgesamt 275 821 Ausländer ohne EU-Staatsangehörigkeit, die 16 Jahre oder älter waren und potenziell an den Wahlen zur Bezirksverordnetenversammlung oder an Bürgerentscheiden hätten partizipieren können (9,4 % der Bevölkerung); dabei lag der prozentuale Anteil dieser Gruppe im Bezirk Mitte bei 19,6 %, in Neukölln bei 15,9 % und in Friedrichshain-Kreuzberg bei 15,0 %.<sup>71</sup> Inklusiv der EU-Bürger durften fast 400 000 in Berlin wohnhafte Ausländer an den Landtagswahlen 2011 nicht teilnehmen.

In dieser Situation sind daher als politische Vertreter der Migranten in Berlin und Wien (zumindest theoretisch) vor allem eingebürgerte Mandatsträger tätig. Sowohl in Deutschland als auch in Österreich sind sie aber stark unterrepräsentiert, auch wenn ihre Zahl in beiden Ländern vor allem auf lokaler Ebene langsam steigt.<sup>72</sup> Zwischen 2002 und 2011 hat sich die Zahl der Landtagsabgeordneten bzw. Gemeinderäte in Wien von vier auf sechs erhöht, trotzdem entspricht die

---

<sup>70</sup> Stadt Wien, Magistratsabteilung 17, Hrsg., *Integrations- und Diversitätsmonitor der Stadt Wien 2009* (Wien: Magistrat der Stadt Wien, 2011), 28; Stadt Wien, Magistratsabteilung 5, Hrsg., *Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 2010* (Wien: Magistrat der Stadt Wien, 2011), 59, 66.

<sup>71</sup> Abgeordnetenhaus Berlin, Hrsg., *Kein Wahlrecht – politische Partizipation unerwünscht? Kleine Anfrage der Abgeordneten Canana Bayram (Bündnis 90/Die Grünen) vom 31. März 2011 und Antwort. Drucksache 16/15320, 1*, <http://www.parlament-berlin.de:8080/starweb/adis/citat/VT/16/KlAnfr/ka16-15320.pdf> (letzter Zugriff: 30. 10. 2011).

<sup>72</sup> Zu Deutschland siehe ausführlich Andreas M. Wüst und Dominic Heinz, „Die politische Repräsentation von Migranten in Deutschland“, in *Die politische Repräsentation von Fremden und Armen*, hrsg. v. Markus Linden und Winfried Thaa (Baden-Baden: Nomos, 2008), 183–199; Norbert Cyrus, *Active Civic Participation of Immigrants in Germany* (Oldenbourg: POLITIS, 2005). Zu Österreich und Wien siehe Alexandra Grasl, „MigrantInnen als Akteure der österreichischen Politik. Politische Partizipation der neuen Minderheiten: Teilhabemöglichkeiten und -barrieren, erste Erfahrungen ethnischer MandatsträgerInnen“ (Diplomarbeit, Universität Wien, 2002); Kraler und Sohier, *Active Civic Participation of Immigrants in Austria*, 16f.

Zahl der Mandatsträger mit Migrationshintergrund im Stadtparlament (6,0 %) bei weitem nicht dem Anteil der Migranten an der Wiener Bevölkerung (fast 33 %).<sup>73</sup> Noch schwächer sind die Migranten auf Bezirksebene repräsentiert. Nach Grasl hatten im Jahre 2002 nur 30 von insgesamt 1 108 Bezirksräten (2,7 %) einen Migrationshintergrund.<sup>74</sup> Die Absenz des kommunalen Wahlrechts wirkt sich auch auf die Zusammensetzung des Berliner Abgeordnetenhauses aus, auch wenn die Zahl der Migranten im Parlament schneller steigt als in Wien. Vor den Wahlen im Herbst 2011 hatten nur 14 von 149 Abgeordneten einen Migrationshintergrund (9,3 %) im Vergleich zu vier Migranten von insgesamt 169 Mandatsträgern im Jahre 2000 (2,4 %);<sup>75</sup> dabei hatte 2010 etwa ein Viertel der Bevölkerung in Berlin einen Migrationshintergrund.

Die Frage der Einführung des Kommunalwahlrechts für Ausländer ist dabei ein Thema, das in Deutschland spätestens seit Ende der 1970er Jahre auf der politischen Agenda ist. Auch wenn bereits das berühmte Memorandum des ersten Ausländerbeauftragten der Bundesregierung Heinz Kühn aus dem Jahre 1979 die Einführung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer in Deutschland forderte,<sup>76</sup> gehörte Westberlin während der Zeit des von der CDU geführten Senats in den 1980er Jahre zu denjenigen Bundesländern, die sich gegen das Ausländerwahlrecht entschlossen wehrten. Während es auf Bezirksebene Mitte der 1980er Jahre bereits vier Ausländerbeiräte (Kreuzberg, Wedding, Tiergarten und Charlottenburg) gab sowie zwei Sonderausschüsse für Ausländerfragen in der Bezirksverordnetenversammlung (Neukölln und Reinickendorf),<sup>77</sup> wurde kein ähnliches Gremium auf Lan-

---

<sup>73</sup> Grasl, „MigrantInnen“, 89; Eigene Recherchen nach biographischen Angaben der Landtagsabgeordneten auf der Website des Wiener Landtags zum 10. Oktober 2011. Nach der Gemeinderatswahl 2010 gab es im Wiener Landtag Abgeordnete mit Migrationshintergrund lediglich in der SPÖ-Fraktion (4 von 49) und in der Fraktion der Grünen (2 von 11). Die ÖVP-Fraktion sowie die FPÖ-Fraktion stellen in der laufenden Wahlperiode keine Abgeordnete mit Migrationshintergrund. Die in Athen geborene Klubobfrau der Grünen Maria Vassilakou wurde am 25. 11. 2010 zur Vizebürgermeisterin und Landeshauptmann-Stellvertreterin sowie zur amtsführenden Stadträtin für Stadtentwicklung, Verkehr, Klimaschutz, Energieplanung und BürgerInnenbeteiligung gewählt.

<sup>74</sup> Grasl, „MigrantInnen“, 90.

<sup>75</sup> Eigene Recherchen nach biographischen Angaben der Landtagsabgeordneten auf der Website des Berliner Abgeordnetenhauses. Vor dem Ende der 16. Wahlperiode in Berlin gab es in jeder Parlamentsfraktion zumindest einen Abgeordneten mit Migrationshintergrund: SPD und Bündnis 90/ Die Grünen (je 4 Abgeordnete), Die Linke (3), CDU (2) und FDP (1). Im Senat von Berlin gab es in derselben Wahlperiode keinen Senator mit Migrationshintergrund.

<sup>76</sup> Heinz Kühn, *Stand und Weiterentwicklung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in der Bundesrepublik Deutschland* (Bonn: Ausländerbeauftragter der Bundesregierung, 1979), zit. in Ulrich Herbert, *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland* (Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2003), 245.

<sup>77</sup> Der Senator für Gesundheit, Soziales und Familie/Ausländerbeauftragter, Hrsg., *Miteinander leben*, 66.

desebene eingerichtet und nicht einmal ernsthaft angestrebt. Erst der Amtsantritt der rot-grünen Regierung in Westberlin im Jahre 1989, die sich zur „multikulturellen“ Gesellschaft bekannte, bedeutete einen kurzzeitigen Wendepunkt. Der in der Regierungserklärung angekündigte Plan des Senats, dem Abgeordnetenhaus einen Gesetzesentwurf vorzulegen, mit dem das Wahlrecht für Ausländer zu den Bezirksverordnetenversammlungen eingeführt werden sollte, konnte sich aber in der Realität kaum durchsetzen. Das Bundesverfassungsgericht erklärte im Oktober 1990 in zwei Urteilen das von Schleswig-Holstein und Hamburg im Jahr zuvor beschlossene kommunale Ausländerwahlrecht als verfassungswidrig mit der Begründung, dass Ausländer zwar zur Bevölkerung, nicht aber zum deutschen Volk gehörten, von dem gemäß des Grundgesetzes die Staatsgewalt – auch auf kommunaler Ebene – ausgehe.<sup>78</sup> In der Deutschen Demokratischen Republik wurde zwar im März 1990 in der Volkskammer ein ähnliches Gesetz beschlossen, aber im Einigungsvertrag wurde das kommunale Wahlrecht ausgeklammert und kam daher nie zur Anwendung.

Seit den Urteilen des Bundesverfassungsgerichts vom Jahre 1990 kann das Ausländerwahlrecht nur nach einer Grundgesetzänderung eingeführt werden. Während das Bundesverfassungsgericht die Ausdehnung des kommunalen bzw. EU-Wahlrechts für EU-Bürger in Deutschland gebilligt hat, ist eine Zweidrittelmehrheit in Bundestag und Bundesrat als grundsätzliche Bedingung für die Einführung des kommunalen Wahlrechts für Drittstaatsangehörige nicht in Sicht. Nach dem Amtsantritt der rot-grünen Bundesregierung im Jahre 1998 und der rot-roten Regierung in Berlin im Jahre 2001 wurde die Forderung in den jeweiligen Koalitionsverträgen zwar wieder auf den Tisch gebracht, aber die Ablehnung insbesondere bei Union und FDP konnte bisher nicht durchbrochen werden. Der Berliner Senat brachte zwar im September 2007 zusammen mit Rheinland-Pfalz einen entsprechenden Gesetzentwurf beim Bundesrat ein, der Antrag bekam jedoch keine Mehrheit und wurde nicht an den Bundestag weitergeleitet. Mit einem ähnlichen Misserfolg endeten auch der Gesetzentwurf der SPD im Bundestag im Jahre 2009 oder der Antrag Berlins zur Integrationskonferenz im Februar 2011.<sup>79</sup> Das Ausländerwahlrecht bleibt dabei ein politisch äußerst empfindliches Thema, das keine klaren Trennlinien zwischen den Parteien kennt – in jeder Partei gibt es sowohl Befürworter als auch Gegner. Diese Tatsache spiegelte sich beispielsweise in dem Antrag der grünen Berliner Abgeordneten Canan Bayram vom

---

<sup>78</sup> Urteil des Bundesverfassungsgerichtes BVerfGE (83/37) vom 31. Oktober 1990 „Ausländerwahlrecht I“ und Urteil des Bundesverfassungsgerichtes (BVerfG 83/60) vom 31. Oktober 1990 „Ausländerwahlrecht II“.

<sup>79</sup> Abgeordnetenhaus Berlin, Hrsg., Kein Wahlrecht – politische Partizipation unerwünscht?, 2. (Wie Anm. 72.)



Frühjahr 2011 wider, der durch eine entsprechende Landesverfassungsänderung eine erneute Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes provozieren wollte. Der Gesetzentwurf wurde von der Regierungskoalition SPD-Die Linke abgelehnt, obwohl sich beide Parteien sowohl auf Berlin- als auch Bundesebene für das kommunale Wahlrecht offiziell einsetzten.<sup>80</sup> Die Wahlbeteiligung von Ausländern bleibt daher seit 30 Jahren auf eine symbolische Ebene beschränkt. Ähnlich wie bereits im Jahre 1985, als in Kreuzberg das Projekt „Eine Wahlurne neben der Wahlurne“ durchgeführt wurde, konnten in Berlin lebende Ausländer im Jahre 2011 nur an einer symbolischen Wahl zum Abgeordnetenhaus teilnehmen.<sup>81</sup>

Auch in Wien gelangte das Thema Ausländerwahlrecht bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten ernsthaft auf die integrationspolitische Agenda. Der Klub der SPÖ-Wien forcierte bereits im Jahre 1988 die Einführung des Wahlrechts für die ausländische Bevölkerung zur Bezirksvertretung nach vier Jahren Wohnsitz in Wien mit dem Argument, dass „die Mehrheitsgesellschaft dadurch diesen Menschen signalisieren würde, dass sie auf ihre Meinung, auf ihre Mitwirkung Wert legt“.<sup>82</sup> Gleichzeitig wurde auch die Forderung gestellt, die entsprechenden verfassungsrechtlichen Regelungen auf Bundesebene zu verabschieden. Gerade die verfassungsrechtlichen Hindernisse gehörten aber zu den Hauptgründen dafür, dass Mitte der 1990er Jahren die Frage der politischen Partizipation von Ausländern vor allem mit der Einführung von Ausländerbeiräten verknüpft wurde. Nachdem die Beiräte in Graz (1995) oder Linz (1996) der ausländischen Wohnbevölkerung die Möglichkeit boten, eigene Meinungen und Vorschläge zur Integrationspolitik zu formulieren (jedoch ohne Stimmrecht), wurde auch in Wien über die Errichtung eines Ausländerbeirats diskutiert. Sowohl die SPÖ als auch die Grünen stellten zwar 1997 ihre Modelle für Ausländervertretungen vor, diese waren aber so unterschiedlich, dass in der Folge kein Konsens gefunden wurde.<sup>83</sup>

---

<sup>80</sup> Abgeordnetenhaus Berlin, Hrsg., Gesetz zur Änderung der Verfassung von Berlin (Wahlrecht für Drittstaatsangehörige zu Bezirksverordnetenversammlungen). Antrag der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen vom 9. 2. 2011. Drucksache 16/3860, <http://www.parlament-berlin.de:8080/starweb/adis/citat/VT/16/DruckSachen/d16-3860.pdf> (letzter Zugriff: 30. 10. 2011).

<sup>81</sup> Im Rahmen der Initiative „Jede Stimme 2011“ konnten die Berliner Migranten bei rund 40 Vereinen und Organisationen und in mobilen Wahlurnen, also vor Jobcentern, Moscheen oder der Ausländerbehörde stehenden Wahlbüros, eine Woche vor den Landtagswahlen ihre Stimme abgeben. In insgesamt 79 Wahllokalen wählten etwa 3 000 Ausländer, davon stimmten mehr als zwei Drittel für die „linken“ Parteien ab, die sich wenigstens programmatisch für die Einführung des Ausländerwahlrechts einsetzten. Für mehr zum Thema siehe <http://citizensforeurope.org/2011/09/08/symbolic-elections-giving-berlins-foreigners-a-voice/> (letzter Zugriff 8. 10. 2011).

<sup>82</sup> „Gemeinsam Leben in der Stadt. Ausländer in Wien“, SPÖ *Kommunal*, Nr. 9 (1988): 13.

<sup>83</sup> Vgl. „SPÖ präsentiert Modell für AusländerInnenbeiräte“, Archivmeldung der Rathauskorrespondenz (weiter ARK), 10. 7. 1997, <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE>



Die Frage der politischen Partizipation wurde in Wien allmählich im Rahmen der integrationspolitischen Diskussion zur Frage des politischen Handelns: SPÖ und Grüne vereinbarten 1996 schriftlich, gemeinsam die Einführung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer anzustreben. Die Forderung der Grünen, das Wahlrecht schon nach drei Jahren Wohnsitz in Wien zu ermöglichen, war aber für die SPÖ inakzeptabel, genauso wie das eher wahltaktische Angebot der damals mitregierenden ÖVP, die Zustimmung zum Wahlrecht gegen die Zustimmung der SPÖ zur Öffnung des Gemeindewohnbaus für nicht-österreichische Staatsbürger einzutauschen.<sup>84</sup> Zum Katalysator für die Diskussion über das kommunale Wahlrecht wurde der scharfe innenpolitische Streit um die Pflichtkurse für neu zugewanderte Migranten aus Drittstaaten, die seit dem Jahre 2000 in der neuen schwarz-blauen Bundesregierung diskutiert und als sog. „Integrationsvereinbarung“ im Rahmen der Fremdenrechtsnovelle 2002 verabschiedet wurden. Der Wiener Integrationsfonds (WIF), der 1992 von der SPÖ-Mehrheitsregierung außerhalb der Magistratsstruktur gegründet worden und eine von der Partei weitgehend kontrollierte Institution für die Integration von Zuwanderern war, stellte im Februar 2002 das Konzept der „Wohnbürgerschaft“ als Gegenmodell zum „Integrationsdiktat des Desintegrationspakets“ vor. Das Ziel war es u. a., die politische Partizipation der Migranten im Sinne des kommunalen Wahlrechtes zu ermöglichen.<sup>85</sup> Das Thema war bereits ein Jahr zuvor zu einem der wichtigsten Wahlversprechen der SPÖ in Wien geworden – im Gegensatz zur Wiener ÖVP, die schließlich im Januar 2002 nach einer innerparteilichen Diskussion das kommunale Wahlrecht strikt ablehnte, u. a. mit dem Argument, dass das Ausländerwahlrecht „mit Sicherheit die Bildung von ethnischen Wahllisten begünstigen [würde]; die Folge wären Stellvertreterwahlkämpfe ausländischer Gruppierungen auf österreichischem Boden“.<sup>86</sup> Durch die Verabschiedung eines entsprechenden Gesetzes konnte die Wiener SPÖ in der Öffentlichkeit das Bild einer liberalen und integrationsfreundlichen Partei aufrecht erhalten, und zwar im Gegensatz zur schwarz-blauen Bundesregierung. Das kommunale Wahlrecht für Drittstaatsangehörige wurde im Rahmen des „Demokratiepakets“ von Bürgermeister Häupl

---

=%2F1997%2F0710%2F007.html (letzter Zugriff: 20. 12. 2008); „Grüne stellen Modell zu AusländerInnenbeiräte vor“, ARK, 31. 7. 1997, <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE=%2F1997%2F0731%2F009.html> (letzter Zugriff 20. 12. 2008).

<sup>84</sup> Grasl, „MigrantInnen“, 62–64.

<sup>85</sup> „Integrationsfonds: WohnbürgerInnenschaft statt Integrationsdiktat“, ARK, 25. 2. 2002, <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE=%2F2002%2F0225%2F012.html> (letzter Zugriff: 23. 12. 2008).

<sup>86</sup> „Die Forderungen der Wiener ÖVP an das Wahlrecht“, ARK, 25. 1. 2002, <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE=%2F2002%2F0125%2F014.html> (letzter Zugriff: 22. 11. 2008).

im Dezember 2002 verabschiedet, obwohl die neue Mehrheitsregierung der Sozialdemokratie letztlich nicht die Unterstützung der Grünen erhielt.<sup>87</sup> Auch war von vornherein klar, dass die schwarz-blaue Bundesregierung gegen das Gesetz eine Klage beim Verfassungsgerichtshof (VfGH) einreichen würde. Die Regelung, die das aktive und passive kommunale Wahlrecht für Drittstaatsangehörige nach einem mindestens fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in der Gemeinde Wien (lediglich für die Bezirkswahlen) vorsah, kam nie zur Anwendung, weil der VfGH im Juni 2004 die entsprechenden Passagen des Gesetzes für verfassungswidrig erklärte und diese mit dem Argument aufhob, dass der Begriff „Volk“ – ähnlich wie im Falle der oben genannten Entscheidungen des deutschen Bundesverfassungsgerichtes – zweifelsfrei mit der österreichischen Staatsbürgerschaft verbunden sei.<sup>88</sup> Wie Valchars bemerkt, „distanzierte sich [das VfGH] damit deutlich vom Demokratieverständnis anderer Staaten [...] und zog sich gleichzeitig auf eine Rechtsansicht zurück, die nur schwer mit dem Konzept der europäischen Unionsbürgerschaft und dem kommunalen Wahlrecht für UnionsbürgerInnen vereinbar erscheint“.<sup>89</sup>

Die Wiener SPÖ hat zwar nach ihrem gescheiterten Versuch wiederholt die Verabschiedung einer entsprechenden Änderung der Verfassung gefordert, gleichzeitig hat sie aber die Idee des zuvor präferierten Beiratsmodells nicht wiederbelebt und sich für diese Möglichkeit als eine Art Ersatzlösung nicht eingesetzt.<sup>90</sup> Die Durchsetzung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer wird durch die Tatsache erschwert, dass die Bundes-SPÖ die Forderung ihrer Wiener Organisation – gegen die eigenen parteipolitischen Grundsätze – im politischen Alltag nicht unterstützt. Solange die österreichische Bundesverfassung nicht geändert wird – was in mittelfristiger Perspektive sehr unwahrscheinlich erscheint, weil auf Bundesebene nur die Grünen diese Regelung unterstützen –, bleiben in Österreich Drittstaatsangehörige auf allen politischen Ebenen vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen.<sup>91</sup>

---

<sup>87</sup> Die Grünen stimmten zwar der Regelung bezüglich des kommunalen Wahlrechts nicht zu, weil sie die Gleichstellung von Drittstaatsangehörigen und EU-Bürgern gefordert hatten, unterstützten aber zuletzt das ganze Demokratiepaket, das u. a. das Wahlalter für Wahlen in Wien auf 16 Jahre senkte. Interview mit der Wiener Gemeinderätin Alev Korun (Grüne), 29. 11. 2007, in *Integrace imigrantů*, Dimitrov, 136.

<sup>88</sup> VfGH-Erkenntnis G 218/03-16 vom 30. Juni 2004.

<sup>89</sup> Valchars, „Wahlrechte von NichtstaatsbürgerInnen“, 130.

<sup>90</sup> Assimina Gouma et al., „Migration – Fangfragen für das ‚rote‘ Wien“, *Perspektiven*, Nr. 11(2010), 6, [http://www.univie.ac.at/kritische-migrationsforschung/texte/KriMi\\_Perspektiven\\_Migration\\_Rotes\\_Wien.pdf](http://www.univie.ac.at/kritische-migrationsforschung/texte/KriMi_Perspektiven_Migration_Rotes_Wien.pdf) (letzter Zugriff: 15. 8. 2010).

<sup>91</sup> Die Grünen haben seit 2002 ohne Erfolg mehrere Anträge im Nationalrat für die notwendige Verfassungsänderung eingebracht. Die Bundes-SPÖ hält aber die Einführung des kommunalen Wahlrechts

Sowohl in Berlin als auch in Wien werden also Migranten, die über die jeweilige Staatsbürgerschaft nicht verfügen, auf eine indirekte politische Partizipation und eine lediglich beratende Funktion beschränkt. In Wien wurde im Jahre 1998 die Wiener Integrationskonferenz (WIK) als Gremium des im Jahre 1992 gegründeten Wiener Integrationsfonds (WIF) errichtet. Nach Hammer erfolgte die Einsetzung der WIK nach einem enormen Druck der Migrantenorganisationen auf die Präsidentin des WIF, die Integrationsstadträtin Brauner (SPÖ),<sup>92</sup> die den Integrationsfonds *de facto* unter ihrer Kontrolle hatte. Die Integrationskonferenz, die sich aus gewählten Vertretern von Vereinen, Initiativen und Institutionen mit dem Schwerpunkt Integration in Wien zusammensetzte, hatte neben einer beratenden Funktion die Möglichkeit, bis zu drei Mitglieder in das Kuratorium des Fonds zu entsenden.<sup>93</sup> Die Einberufung der WIK kann dabei im Kontext der politischen Auseinandersetzung um den Einfluss der Parteien im Wiener Integrationsfonds als ein Versuch der Wiener SPÖ bewertet werden, wenigstens formell eine Entscheidungspluralität und die Einbeziehung von Migranten zu simulieren. Trotzdem zogen sich im Jahre 1999 die Grünen und LIF, gefolgt von der ÖVP, aus Protest vom WIF zurück.<sup>94</sup> Nach diesem Schritt wurde die Position der SPÖ im Integrationsfonds noch gestärkt, die Wiener Integrationskonferenz spielte nie eine bedeutende politische Rolle. Ihre Einflussmöglichkeiten wurden dazu nach dem Jahre 2004 zusätzlich marginalisiert, als der WIF aufgelöst und an seiner Stelle die Magistratsabteilung 17 (MA 17) gegründet wurde. Mit diesem Schritt wurde das Thema Integration fest in den Magistratsstrukturen verankert und völlig von der damaligen SPÖ-Mehrheitsregierung gesteuert. Die Wiener Integrationskonferenz wurde zu einem unabhängigen, von der Stadt Wien subventionierten Verein umgewandelt mit der Aufgabe, die Vernetzung der Vereine untereinander und den Dialog zwischen Politik, Verwaltung und Migrantenorganisationen zu fördern. Die eher formellen Einflussmöglichkeiten der WIK auf die Politik wurden dadurch noch geschwächt; in den folgenden Jahren zeigte sich dazu, dass die Konferenz sich eher mit inneren Problemen als mit ihren tatsächlichen Aufgaben beschäftigte. Die Subvention wurde nach einer Vereinbarung von SPÖ, ÖVP und

---

langfristig für unrealistisch mit dem Hinweis darauf, dass der Koalitionspartner, ÖVP dagegen sei. Vgl. „Ausländerwahlrecht: Ohne Bund geht in Wien gar nichts“, *Der Standard*, 21. April 2010.

<sup>92</sup> Elisabeth Hammer, *Teilhabe an öffentlichen Einrichtungen am Beispiel des Wiener Integrationsfonds. Studie im Auftrag der Wiener Grünen* (Wien: Grüne Bildungswerkstatt Wien, 2000), 5.

<sup>93</sup> Wiener Integrationsfonds, Hrsg., *Satzung des Wiener Integrationsfonds* (Wien: WIF, 2000), 10f.

<sup>94</sup> „Grüne und LIF ziehen sich aus Integrationsfonds zurück“, ARK, 1. 3. 1999, <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE=%2F1999%2F0301%2F007.html> (letzter Zugriff: 29. 12. 2008); „Görg: Integrationspolitik der SPÖ inakzeptabel“, ARK, 20. 8. 1998, <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE=%2F1998%2F0820%2F007.html> (letzter Zugriff: 29. 12. 2008).

Grünen im Dezember 2008 gestrichen mit der Begründung, dass sich wegen einer schwierigen Kommunikation unter den Migrantenvereinen etliche Organisationen von der WIK abgewandt hätten und in der Folge die Konferenz ihre Repräsentativität verloren habe.<sup>95</sup> Die Verlierer dieser Entwicklung sind die Migranten selbst. Auch wenn die Konferenz immer noch mehr oder minder formell tätig ist, hatten Migranten im Jahre 2010 in Wien keine institutionelle Basis mehr, auf der sie die städtische Integrationspolitik beeinflussen und mitgestalten könnten.

In Berlin gehörte zu den wichtigsten institutionellen Änderungen der ersten rot-roten Amtszeit (2001–2006) auf dem Gebiet der Integrationspolitik die Errichtung des Landesbeirates für Migrations- und Integrationsfragen im April 2003. Der Beirat hat die Aufgabe, den Migranten eine Mitwirkungsmöglichkeit bei der Entwicklung der Politik des Senats zu gewährleisten. Neben dem Integrationsbeauftragten als Geschäftsführer gehörten dem Beirat in der ersten Stunde sieben Staatssekretäre, zwei Vertreter des Rats der Bürgermeister, sechs Mitglieder von Verbänden und zwölf von Migrantenvereinen an, die festgelegte Herkunftsregionen repräsentierten und aus den Wahlen von Vertretern von beinahe 100 Migrantenvereinen hervorgingen. Der Beirat initiierte den jährlichen Berliner Integrationstag und beschloss im Juni 2005 „Empfehlungen zu den Handlungsfeldern Arbeit und Erwerbstätigkeit, Bildung und interkulturelle Öffnung“.<sup>96</sup> Dieses Dokument diente als Vorlage für das „Integrationskonzept für Berlin“, das unter dem neuen Leitmotiv der Berliner Integrationspolitik „Vielfalt fördern – Zusammenhalt stärken“ zwei Monate später im Abgeordnetenhaus verabschiedet wurde.<sup>97</sup> Obwohl Gesemann die Errichtung des Integrationsbeirats als Schwächung des „politischen Gewichtes und der öffentlichen Wirksamkeit der Migrantenvertreter“ wertete, weil das Gremium nicht an legislative, sondern an exekutive Organe angebunden sei, und somit eine „Inszenierung von Partizipation“ bedeute,<sup>98</sup> ist das geforderte Konzept zumindest dem Ziel näher gekommen, „eine abgestimmte Politik mit einer klaren Perspektive zu setzen“.<sup>99</sup>

---

<sup>95</sup> „Yilmaz/ Ekici/ Vassilakou, ‚Integrationsarbeit in Wien muss gemeinsam mit den Communities geschehen!‘“, Presseaussendung OTS, 12. 12. 2008, [http://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20081212\\_OTS0125/yilmaz-ekici-vassilakou-integrationsarbeit-in-wien-muss-gemeinsam-mit-den-communities-geschehen](http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20081212_OTS0125/yilmaz-ekici-vassilakou-integrationsarbeit-in-wien-muss-gemeinsam-mit-den-communities-geschehen) (letzter Zugriff 4. 9. 2011).

<sup>96</sup> Landesbeirat für Integrations- und Migrationsfragen, Hrsg., *Integration und Migration in Berlin. Empfehlungen zu den Handlungsfeldern Arbeit und Erwerbstätigkeit, Bildung und Interkulturelle Öffnung* (Berlin: Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz, 2005).

<sup>97</sup> Der Beauftragte für Integration und Migration, Hrsg., *Vielfalt fördern – Zusammenhalt stärken. Das Integrationskonzept für Berlin* (Berlin: Berliner Beiträge zur Integration und Migration, 2005).

<sup>98</sup> Gesemann, „Berlin: Einwanderungsstadt“, 329.

<sup>99</sup> Landesbeirat für Integrations- und Migrationsfragen, Hrsg., *Integration und Migration in Berlin*, 5.

Der Integrationsbeirat nahm auch an der Vorbereitung des Partizipations- und Integrationsgesetzes teil, das im Dezember 2010 verabschiedet wurde mit dem Ziel, die Partizipationschancen der Migranten zu erhöhen. Bereits zu Beginn der Beratungen wurde das Wort „Partizipation“ zum Schlüsselbegriff des geplanten Gesetzes, denn „solange viele Migrantinnen und Migranten nicht als Wählerinnen und Wähler gleichberechtigte Partner im politischen Entscheidungsprozess sind, wäre ein Integrationsgesetz ein geeignetes Mittel, ihre gleichberechtigte Beteiligung in allen Bereichen auf eine verlässliche Grundlage zu stellen.“<sup>100</sup> Die Idee eines Integrationsgesetzes, dessen Grundidee der Abbau struktureller Diskriminierung und eine erweiterte Teilhabe von Menschen mit Migrationshintergrund war, löste eine intensive Diskussion aus. Es dauerte mehr als ein Jahr, bis der Entwurf des Gesetzes vom Senat beschlossen wurde, u. a. aufgrund der Tatsache, dass das Gesetz auch wegen der Stimmen des SPD-Bürgermeisters Heinz Buschkowsky (Neukölln) und Christian Hanke (Mitte) vom Rat der Bürgermeister abgelehnt wurde mit der Begründung, das Gesetz bringe den Bezirken nichts, vielmehr handle es sich – nach den Worten Buschkowskys – um eine „Karikatur“ eines Gesetzes.<sup>101</sup> Bei der Entwicklung des Gesetzes spielte zudem offenbar der Widerstand innerhalb der Verwaltung keine unbedeutende Rolle, da diese von dem Gesetz am meisten betroffen gewesen wäre.<sup>102</sup> Der Senat gab im Anhang zu dem im Dezember 2010 im Berliner Abgeordnetenhaus verabschiedeten Gesetz die Vorbehalte der Verwaltung gegenüber einer interkulturellen Öffnung indirekt zu: „Eine chancengleiche Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ist mitnichten erreicht. [...] Das Gesetz zielt darauf ab, gleiche Zugangschancen für Migrantinnen und Migranten im Öffentlichen Dienst und in anderen zentralen Bereichen der Gesellschaft zu schaffen bzw. Zugangsbarrieren abzubauen.“<sup>103</sup> So gilt das Gesetz also insbesondere für die Berliner Verwaltung und landeseigene Betriebe, Anstalten und Stiftungen.

Gleichzeitig wurde eine gesetzliche Basis dafür geschaffen, was in vielen Fällen schon seit mehreren Jahren auf der Grundlage von Senatsbeschlüssen Bestand

---

<sup>100</sup> Ibid.

<sup>101</sup> Jop, „Senatsvorhaben. Bürgermeister stimmen gegen Integrationsgesetz“, *Berliner Morgenpost*, 16. Oktober 2010, <http://www.morgenpost.de/berlin-aktuell/article1396836/Buergermeister-stimmen-gegen-Integrationsgesetz.html> (letzter Zugriff: 6. 7. 2011).

<sup>102</sup> Vgl. z. B. Interview mit Kerstin Liebich, Staatssekretärin für Integration und Arbeit (Die Linke), 29. 6. 2011; Interview mit Elke Breitenbach, Integrationssprecherin Der Linke in Berlin, 15. 4. 2011; Interview mit Günter Piening, Integrationsbeauftragter von Berlin, 12. 1. 2011; Interview mit Ülker Radziwill, Sozialsprecherin der Berliner SPD, 11. 5. 2011. Alle Interviews unveröffentlicht. Archiv des Autors.

<sup>103</sup> Abgeordnetenhaus von Berlin, Hrsg., Gesetz zur Regelung von Partizipation und Integration in Berlin, Drucksache 16/3524, 14, <http://www.parlament-berlin.de/ados/16/IIIPlen/protokoll/plen16-074-bp.pdf> (letzter Zugriff: 5. 5. 2011).

hatte, etwa das seit Jahrzehnten bestehende Amt des Ausländerbeauftragten (bzw. des Integrationsbeauftragten) oder der seit 2003 amtierende Landesbeirat für Migrations- und Integrationsfragen. Neu wurde für die Bezirke die Pflicht eingeführt, auf einheitlicher Basis bezirkliche Integrationsbeauftragte und bezirkliche Integrationsausschüsse zu errichten. Für die Einrichtung der Integrationsausschüsse fallen praktisch die einzigen Kosten des Integrationsgesetzes an, wobei die Sitzungsgelder von etwa 34 000 Euro monatlich für alle 12 Bezirke im Rahmen der bestehenden Budgetregelungen auszugleichen sind. Die Wirksamkeit des Gesetzes für die „interkulturelle Öffnung“ des Öffentlichen Dienstes sowie für eine erhöhte (politische) Partizipation von Migranten wird sich erst in den folgenden Jahren zeigen. Die faktische Absenz von Sanktionen und unmittelbaren Kosten impliziert, dass das Gesetz seit seinem Inkrafttreten im Frühjahr 2011 in der Praxis eher auf eine symbolische Ebene beschränkt bleibt. Die im Gesetz vorgesehenen Partizipationsmechanismen können jedenfalls klassische politische Beteiligungsrechte kaum ersetzen.

### 3. Zusammenfassung

Politische Rechte sind sicherlich nicht der einzige und auch nicht der wichtigste Schlüssel zur Integration der zugewanderten Bevölkerung. Koopmans weist zu Recht auf den Zielkonflikt von Gleichheit und Diversität in Einwanderungsgesellschaften hin: Wie seine vergleichende Untersuchung von Integrationspolitiken und -ergebnissen in ausgewählten westeuropäischen Staaten zeigt, haben konservative Wohlfahrtsstaaten mit strengen Einbürgerungsverfahren und ohne kommunales Wahlrecht keine schlechteren Integrationsindikatoren in den Bereichen Arbeitsmarkt und Schulwesen als Staaten, die über Jahrzehnte eine multikulturelle Politik umgesetzt haben.<sup>104</sup> Die normativ-rechtliche Perspektive der integrationspolitischen Diskussion, die auf eine möglichst große rechtliche Gleichstellung der Migranten ausgerichtet ist, bringt daher an sich keine automatische Lösung der mit Integration verbundenen Probleme.

Nichtsdestotrotz sind politische Rechte eine unerlässliche Voraussetzung für die gleichberechtigte Teilhabe von Migranten an der Gesellschaft, im rechtlichen wie im symbolischen Sinne. Die Frage der Einbürgerungspolitik und des kommunalen Wahlrechts spiegelt in großem Maße den Stand der Integrationsdiskussion

---

<sup>104</sup> Ruud Koopmans, „Der Zielkonflikt von Gleichheit und Diversität. Integration von Immigranten, Multikulturalismus und der Wohlfahrtsstaat im internationalen Vergleich“, in *Integration von Zuwanderern. Erfahrungen, Konzepte, Perspektiven*, hrsg. v. Stephan Luft und Peter Schimany (Bielefeld: Transcript Verlag, 2010), 55–93.

in der Aufnahmegesellschaft wider, die entscheidet, wer und unter welchen Bedingungen zu ihr gehören kann. Eine strenge Einbürgerungspolitik und die Absenz des (kommunalen) Wahlrechts ziehen eine relativ klare Linie zwischen den „Einheimischen“ und den „Fremden“, auch wenn in anderen zentralen Bereichen der Integration alteingesessene Migranten rechtlich gleichberechtigt sein können. Während das österreichische Staatsbürgerschaftsrecht in den letzten Jahren noch verschärft wurde und die Einbürgerung weiterhin streng als Schlusspunkt einer gelungenen Integration wahrgenommen wird, hat Deutschland mit der Staatsbürgerschaftsreform des Jahres 1999 einen wichtigen Schritt nach vorne gemacht, auch wenn die Optionsregelung aus den in der Bundesrepublik geborenen Migranten unter Umständen Staatsbürger und Wähler nur „auf Zeit“ macht. Die faktische Trennung zwischen Staatsbürgern, EU-Bürgern und Drittstaatsangehörigen und eine davon abgeleitete dreistufige Rechtsstellung in beiden Ländern birgt aber ein hohes diskriminierendes Konfliktpotenzial.

Dieses Konfliktpotenzial ist vor allem auf lokaler Ebene merkbar. Diejenigen Kommunen und Städte mit einer hohen Konzentration von Migranten – insbesondere von Nicht-EU-Bürgern als *de facto* primäre Integrationszielgruppe – sind damit konfrontiert, dass ihre Wohnbürger in vielerlei Hinsicht benachteiligt sind und ihre Exklusion von Partizipationsmechanismen demokratisch defizitär und schwer zu rechtfertigen ist. Die hohen Anteile von nicht wahlberechtigten Ausländern zusammen mit der niedrigen Wahlbeteiligung der eingebürgerten und einheimischen Bewohner insbesondere in sozial schwächeren Stadtteilen können dazu beitragen, dass die politisch desinteressierte Bevölkerung in der Politik marginalisiert bzw. unterrepräsentiert wird, auch wenn diese These durch die empirische Untersuchung von Häußermann et al. in acht ausgewählten Stadtteilen in vier deutschen Großstädten (in Berlin wurden Wedding und Zehlendorf untersucht) in Frage gestellt wurde. Nach den Schlussfolgerungen der Autoren ließ sich trotz formaler Unterrepräsentation grundsätzlich keine systematische Vernachlässigung der marginalen Viertel feststellen, da die lokalen Politiker und die Verwaltung der Städte – u. a. auch unter dem Druck der Medien – sich der Problemlage bewusst sind und die Probleme der marginalisierten Stadtteile in ihren Entscheidungsprozessen beachten.<sup>105</sup>

---

<sup>105</sup> Die Reaktion der Politik ist nach Häußermann et al. damit zu begründen, dass sie einerseits Interesse an einer sozial ausgleichenden Stadtpolitik hat und andererseits sich vor einem Negativimage der Stadt fürchtet. Vgl. Hartmut Häußermann, „Die politische Repräsentation marginalisierter Stadtteile“, in *Die politische Repräsentation von Fremden und Armen*, hrsg. v. Markus Linden und Winfried Thaa (Baden-Baden: Nomos, 2008), 183–199. Siehe auch Hartmut Häußermann, „Desintegration durch Politik?“, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 40–41 (2006): 14–22.



Auch wenn sich die lokalen und kommunalen Politiker mit der Lösung der Probleme der Wohnbevölkerung (mit oder ohne Migrationshintergrund) aktiv beschäftigen, schwindet dadurch das demokratische Defizit im Sinne der Exklusion eines beachtlichen Anteils der langangesessenen Wohnbürger von lokalen Partizipationsprozessen nicht. Diese Tatsache kann als einer der Gründe dafür angesehen werden, warum sowohl Berlin als auch Wien einen divergierenden Zugang zur Einbürgerungspolitik und insbesondere zum kommunalen Wahlrecht (wie auch zum Thema Integration allgemein) haben als die jeweiligen Bundesregierungen. Angesichts der defizitären rechtlichen Stellung geraten die lokalen Verwaltungen unter den direkten Druck von Migrant\*innenorganisationen, NGOs, den Medien usw.; zugleich sind sie sich ihrer Abhängigkeit von der nationalen Ebene bewusst. Diese Situation scheint dazu beizutragen, dass beide Städte einen erleichterten Zugang zur Staatsbürgerschaft und die Einführung des kommunalen Wahlrechts für Menschen aus Drittstaaten fordern. Sicher ist dabei die politische Zusammensetzung der Städte bzw. Bundesländer nicht unwichtig: Sowohl in Berlin als auch in Wien haben sich die „linken“ Regierungen in der letzten Dekade für die Erhöhung der politischen Partizipation von Migrant\*innen durch Einbürgerung und Ausländerwahlrecht eingesetzt. Die Gründe dafür reichen über die langfristigen Parteiprogramme hinaus. Dabei spielte sicher die These der bisherigen Forschungen eine wichtige Rolle, dass die Migrant\*innen wegen ihres sozialen Status bei den Wahlen eher die linken Parteien unterstützen würden.<sup>106</sup> Eine aktive Einbürgerungspolitik kann die Zahl der rechtlich benachteiligten Bürger reduzieren und dazu medial thematisierte Integrationsprobleme statistisch unsichtbarer machen, auch wenn in der Diskussion immer mehr mit der Kategorie Migrationshintergrund gearbeitet wird. Eine nicht unbedeutende Rolle scheint auch die jeweilige aktuelle politische Konstellation auf Bundesebene zu spielen. Die Einführung des kommunalen Wahlrechts in Wien im Jahre 2002 und teilweise auch die frühere aktive Einbürgerungspolitik der 1990er Jahre können nicht zuletzt als Versuche bewertet werden, sich von der Integrationspolitik der nationalen Regierung zu distanzieren und politisches Kapital aus dem Thema zu schlagen. Auch in (West-)Berlin galt die Einbürgerungspolitik bereits seit den 1980er Jahren als liberales Aushängeschild der sonst rigiden Einbürgerungspolitik der Bundesländer und implizierte einen anderen Zugang zur Integrationspolitik, auch wenn auf Bundesebene ebenfalls die Union regierte. Ein ähnlicher Schritt wie im Falle des kommunalen Wahlrechts in Wien ist allerdings bis heute ausgeblieben: Der rot-rote Senat unterstützte im Jahre 2011 die Forderung

---

<sup>106</sup> Roland Roth, „Integration durch politische Partizipation und bürgerschaftliches Engagement“, in *Lokale Integrationspolitik*, hrsg. v. Gesemann und Roth, 197.



der Grünen zu Beginn des Wahlkampfes 2011 nicht, mittels einer Landesverfassungsänderung ein erneutes Urteil des Bundesverfassungsgerichts zu provozieren.

Die eingerichteten Ersatzgremien können das Ausländerwahlrecht nicht ersetzen. Die Migranten haben nur begrenzte Einflussmöglichkeiten auf die Politik und sind daher nicht gut genug repräsentiert, in Wien allerdings stärker als in Berlin, wo während der letzten Dekade wenigstens der Landesbeirat für Migrations- und Integrationsfragen eingesetzt und das Integrationsgesetz verabschiedet wurde. Diese Maßnahmen stellen aber keinen Ersatz für eine gleichberechtigte politische Partizipation dar. Wie Koopmans treffend bereits im Jahre 2001 bemerkte, hatte die Weigerung der deutschen Politik (die sich leicht auch auf die österreichische Politik übertragen lässt), eine aktive Integrationspolitik zu entwickeln und Migranten zu gleichberechtigten Bürgern zu machen, „nur genau jene Konsequenz, welche die Befürworter dieser Politik vermeiden wollten: Migranten selbst der zweiten und dritten Generation in diesen Ländern identifizieren sich auch Jahrzehnte nach ihrer Ankunft mit ihrer Heimatnation und Ursprungskultur und agieren als Mitglieder dieser Nation, anstatt einen konstruktiven Beitrag zum demokratischen Prozess [...] zu leisten“.<sup>107</sup> Eine grundlegende, institutionell garantierte Aufwertung von Migranten ist weder in Deutschland noch in Österreich in Sicht, da die „großen nationalen Diskurse über Zuwanderung“ noch nicht darauf angelegt sind, die bürgerrechtlichen Einschränkungen für Menschen ohne deutschen bzw. österreichischen Pass abzubauen.<sup>108</sup>

Die Frage der politischen Partizipation ist nur ein Baustein in der lokalen Integrationspolitik. Die Beispiele von Berlin und Wien verdeutlichen aber die komplexen Abhängigkeiten und Einschränkungen der Kommunen und Städte in der Gestaltung einer eigenen integrationspolitischen Agenda. Erst mittels einer systematischen vergleichenden Analyse mehrerer Großstädte kann man sich erhoffen, die komplexen Abhängigkeiten in unterschiedlichen politischen Systemen mit unterschiedlichen Migrationsgeschichten zu verstehen und möglicherweise auch verallgemeinernde Schlussfolgerungen über Variablen einer lokalen Integrationspolitik zu ziehen.

---

<sup>107</sup> Ruud Koopmans, „Partizipation der Migranten, Staatsbürgerschaft und Demokratie: Nationale und lokale Perspektiven“, in *Strategien und Integration. Handlungsempfehlungen für eine interkulturelle Stadtpolitik*, hrsg. v. Marga Pröhl und Hauke Hartmann (Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung, 2001), 111.

<sup>108</sup> Roth, „Integration durch politische Partizipation“, 211.



## DER „KUNDUSFALL“ ALS ANLASS FÜR EINE GRUNDLEGENDE DISKUSSION ÜBER DEN DEUTSCHEN AFGHANISTANEINSATZ?

---

PAVEL DVOŘÁK

### Abstract

Airstrike in Kunduz: A Fundamental Change in Germany's Afghanistan Debate?

This article focuses on to what extent has the German public debate on the ISAF mission in Afghanistan in general and German deployment in particular changed following the September 4, 2009, airstrike in Kunduz. It explores wider ramifications of the deadly attack, ordered by a German NATO commander. Attention is given to the consequences associated with the Kunduz airstrike, particularly its impact on the decline in public support for German involvement in Afghanistan.

**Keywords:** Afghanistan, Kunduz, ISAF mission, Bundeswehr, Germany, security, public support

### Einleitung

Der Afghanistaneinsatz gehört in den letzten Jahren zu den am meisten diskutierten und zugleich problematischsten Fragen der internationalen Sicherheitspolitik. Seit dem Ende des Jahres 2001 bemühen sich die internationalen Kräfte, neben dem Kampf gegen Terror, den Frieden in Afghanistan wiederherzustellen, das Land zu stabilisieren und eine befriedigende wirtschaftliche und politische Entwicklung zu gewährleisten. Trotz des Engagements der internationalen Gemeinschaft und der steigenden Zahl ausländischer Soldaten im Land wird dieses Vorhaben nur teilweise realisiert. Es mangelt vor allem an Sicherheit, was hauptsächlich durch den Kampf der Aufständischen bzw. Talibankämpfer gegen die internationalen Truppen vor Ort verursacht wird. Zugleich wird die wirtschaftliche Wiederherstellung des Landes dadurch eingeschränkt.

Deutschland engagiert sich in Afghanistan seit Dezember 2001 als Teil der internationalen Gemeinschaft und stellt im Rahmen der Mission International

Security Assistance Force (ISAF), die durch die Resolution 1386 des UN-Sicherheitsrates vom 12. September 2001 legitimiert wird, die drittgrößte Truppe bereit.<sup>1</sup> Die deutschen Einheiten übernahmen die Verantwortung für den Bereich im Norden Afghanistans, der lange Zeit relativ ruhig war im Vergleich zum Osten und Süden des Landes, wo die härtesten Kämpfe stattfanden. Heutzutage dürfen aufgrund des Afghanistanmandats des Deutschen Bundestages, welches am 28. Januar 2011 um ein Jahr verlängert wurde, in Afghanistan höchstens 5 350 Soldatinnen und Soldaten eingesetzt werden.<sup>2</sup>

Zwar steigen seit dem Beginn des Afghanistaneinsatzes stetig die Zahlen der deutschen Soldaten sowie der Umfang des deutschen Engagements im Lande an, jedoch gelingt es nicht, diese Entwicklung in Einklang zu bringen mit einer öffentlichen deutschen Unterstützung des Einsatzes. Je länger der deutsche Einsatz am Hindukusch dauert, desto größer wird der deutsche Unmut gegen das militärische Engagement in diesem Land. Zurzeit lehnt die Mehrheit der deutschen Bevölkerung den militärischen Einsatz ab und die Unterstützung sinkt kontinuierlich. Für diesen Trend gibt es mehrere Gründe. Man spricht vor allem darüber, dass es in Deutschland an einer öffentlichen und politischen Debatte über den Afghanistan-einsatz fehlt, was sich in der sinkenden öffentlichen Unterstützung widerspiegelt. Das bestätigen viele Meinungsumfragen zu diesem Thema. Demzufolge verstehen die Deutschen nicht, warum sich Deutschland in Afghanistan militärisch engagiert und auch weiter engagieren sollte.

Die Bundesregierung beharrt zwar entschieden darauf, weiter am Wiederaufbau Afghanistans teilzunehmen, aber die Abnahme der öffentlichen Unterstützung können die Politiker in Deutschland nicht ignorieren. Diese Tendenz wurde im Zusammenhang mit dem Luftangriff auf zwei entführte Benzintanklaster in Kundus am 4. September 2009 noch verstärkt. Auf den Befehl des deutschen Oberst Georg Klein wurde eine Gruppe von Talibankämpfern und afghanischen Zivilisten bombardiert. Wenn man die Reaktion auf diesen Angriff auf Seiten der Politik betrachtet, stellt sich die Frage, ob dieses Ereignis neue Konturen in die öffentliche und politische Debatte in Deutschland über den Afghanistaneinsatz gebracht hat.

Mit anderen Worten verfolgt dieser Aufsatz, der als eine Einzelfallstudie konzipiert wird, das Anliegen, die Frage zu beantworten, inwieweit sich die deutsche

---

<sup>1</sup> „International Security Assistance Force (ISAF): Key Facts and Figures“, <http://www.isaf.nato.int/images/stories/File/Placemats/100706%20Placemat.pdf> (letzter Zugriff: 20. 8. 2011).

<sup>2</sup> „Afghanistan: Zahlen und Fakten“. Offizielle Seite der Bundesregierung: [http://www.bundesregierung.de/nn\\_246856/Content/DE/Artikel/Afghanistan/ZahlenDatenFakten/2007-08-22-zahlen-daten-fakten.html](http://www.bundesregierung.de/nn_246856/Content/DE/Artikel/Afghanistan/ZahlenDatenFakten/2007-08-22-zahlen-daten-fakten.html) (letzter Zugriff: 20. 5. 2011).

öffentliche und politische Debatte über den Afghanistaneinsatz aufgrund des Vorfalles am 4. September 2009 veränderte. Kann dies als veränderndes Moment für eine neue Diskussionskultur zum Afghanistaneinsatz betrachtet werden? Gleichzeitig wird analysiert, welche Konsequenzen diese Bombardierung auf die öffentliche Unterstützung der deutschen Bevölkerung für den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan hatte. Dabei werden unter anderem die Meinungsumfragen zu diesem Thema relevant sein. Bevor man allerdings versucht, eine Antwort auf diese Frage zu finden, muss man zuvor die deutsche Debatte über den Afghanistaneinsatz noch vor dem 4. September 2009 und anschließend die Umstände des Luftangriffes in Kundus analysieren. Daraufhin wird auf die einzelnen Aspekte der Entwicklung in der öffentlichen und politischen Debatte nach diesem Vorfall grundlegend eingegangen.

### **Mangel an der Debatte**

Wie bereits angedeutet wurde, hat es im Zusammenhang mit dem Afghanistaneinsatz einen Mangel an politischer und öffentlicher Debatte gegeben. Dies könnte unter anderem Auswirkungen auf die niedrige öffentliche Unterstützung für den Afghanistaneinsatz gehabt haben. Zu Beginn des Einsatzes sprach sich die Mehrheit der Bevölkerung noch für eine Intervention aus. Die Einstellung der Deutschen zum militärischen Engagement in Afghanistan wurde durch die Anschläge von Al Qaida auf die Vereinigten Staaten beeinflusst. Die entschlossenen und im Grunde genommen geeinten Reaktionen der deutschen Regierung waren prägend, was die Unterstützung der USA im Kampf gegen das Regime der Taliban angeht. Mit Ausnahme der Partei Die Linke stimmten alle im Bundestag vertretenen Parteien, CDU, CSU, SPD, FDP und die Grünen dem Afghanistanmandat zu, Bundeskanzler Gerhard Schröder sprach über „uneingeschränkte Solidarität“. Damit stellte sich Deutschland entschieden hinter die Vereinigten Staaten und versprach seine Teilnahme am Einsatz.

Trotz der großen öffentlichen Unterstützung für den Afghanistaneinsatz in den ersten Jahren der Mission veränderte sich die Einstellung der Deutschen dazu im Verlauf der Jahre grundlegend. Die Bereitschaft der deutschen Öffentlichkeit, sich fast fünftausend Kilometer von Berlin entfernt militärisch zu engagieren, sank schrittweise. Während im September 2005 dem Forschungsinstitut Forsa zufolge noch 34 % der Befragten den Abzug der deutschen Soldaten aus Afghanistan forderten, waren es im September 2009 bereits 55 %.<sup>3</sup> Welche Gründe stecken

---

<sup>3</sup> „Regierung: Kein neues Mandat nötig“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. April 2010.

dahinter? Wie konnte so eine große Zustimmungsrate während der relativ kurzen Zeit verloren gehen? Einiges wurde durch externe Faktoren wie Verschlechterung der Sicherheitslage in Afghanistan, fehlerhafte Politik der internationalen Gemeinschaft und einen langsamen Fortschritt bei der wirtschaftlichen und politischen Wiederherstellung des Landes verursacht. Es drängt sich jedoch der Eindruck auf, dass in Deutschland etwas in diesem Bereich versäumt wurde.

Freilich muss hier ergänzt werden, dass die in Deutschland durchgeführten Meinungsumfragen das Leitbild der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik, die sogenannte „Kultur der Zurückhaltung“ bestätigten. Die Mehrheit der Deutschen ist für eine militärische Zurückhaltung in Hinblick auf eine aktive Teilnahme an Kampfeinsätzen.<sup>4</sup> Das hängt vor allem mit der Nachkriegsgeschichte Deutschlands zusammen, in deren Verlauf eine „öffentliche Grundstimmung gegen Kriegseinsätze jeder Art verfestigt“ wurde.<sup>5</sup>

## Ausblendung der Realität

Viele Experten kamen nach einigen Jahren zu dem Schluss, dass der Afghanistaneinsatz nicht genügend auf der politischen und öffentlichen Ebene diskutiert wurde.<sup>6</sup> Vor allem fehlte es an der politischen Bereitschaft, sich mit dem Afghanistaneinsatz und seinen Zusammenhängen zu befassen. Der Politologe Eric Chauvistré ist der Ansicht, dass die Bundesregierung nicht nur die Öffentlichkeit unzureichend informierte, sondern auch viele Probleme in Afghanistan relativierte. Auch einige Abgeordnete des Deutschen Bundestages, die über die Auslandseinsätze entschieden, wussten nicht ausreichend über die realen Bedingungen und Tätigkeiten der Bundeswehr vor Ort Bescheid.<sup>7</sup> Die Hauptfrage in der Debatte hätte lauten müssen: Warum ist Deutschland eigentlich in Afghanistan? Über diese Frage wurde während der Regierungen von Bundeskanzler Gerhard Schröder und später Angela Merkel in der Öffentlichkeit und auch im Parlament keine entsprechende Debatte geführt.<sup>8</sup>

---

<sup>4</sup> Georg Löffmann, *Verteidigung am Hindukusch? Die Zivilmacht Deutschland und der Krieg in Afghanistan* (Hamburg: Diplomica Verl., 2008), 65.

<sup>5</sup> Hans Joachim Gießmann und Armin Wagner, „Die Bundeswehr im Auslandseinsatz: Eine Standortbestimmung“, in *Armee im Einsatz: Grundlagen, Strategien und Ergebnisse einer Beteiligung der Bundeswehr*, hrsg. v. Hans Joachim Gießmann (Baden-Baden: Nomos Verlag, 2009), 23.

<sup>6</sup> *Ibid.*, 16; und Dieter Weiss, „Deutschland am Hindukusch“, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 43 (Oktober 2008): 10.

<sup>7</sup> Eric Chauvistré, „Robuste Illusionen“, *Internationale Politik*, Nr. 64 (März 2009): 86, 91.

<sup>8</sup> Ahmed Rashid, „Keine Lizenz zum Kämpfen. Warum Deutschland in Afghanistan versagt hat“, *Internationale Politik* 64 (November/Dezember 2009): 119.

Infolgedessen wurde das Thema weder öffentlich noch politisch diskutiert. Der Politik gelang es nicht, der deutschen Gesellschaft die politischen und militärischen Folgen des Afghanistaneinsatzes zu vermitteln. Die deutsche Bevölkerung bekam folglich nicht alle Informationen von der tatsächlichen Lage in Afghanistan und der Rolle der Bundeswehr. Die Ursache dafür sieht Chauvistré in einem Fehlverhalten der Bundesregierung. Entweder wählten die Regierungsmitglieder nicht den richtigen Kommunikationsweg oder ihnen fehlte schlicht der politische Wille.<sup>9</sup>

Georg Löfflmann ist der Meinung, dass die grundsätzliche Debatte im Parlament und in der Öffentlichkeit über den Afghanistaneinsatz vermieden werden sollte, mit dem Ziel, aus dem Krieg am Hindukusch kein „sichtbares Thema“ in Deutschland werden zu lassen.<sup>10</sup> Was steckte hinter dieser Bemühung? Aufgrund der sinkenden öffentlichen Unterstützung am militärischen Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan waren die deutschen Politiker nicht bereit, sich mit diesem Thema zu identifizieren und dafür einzusetzen. Die Befürchtung, dass sie infolgedessen von den Wählern bei den nächsten Wahlen dafür abgestraft werden würden, war groß. Vor allem im Falle von Opfern aus den eigenen Reihen.<sup>11</sup>

Gale Mattox, Analytiker des American Institute for Contemporary German Studies, sieht hinter dieser Befürchtung unter anderem auch eine Unklarheit der Politiker darüber, wie weit die deutschen Sicherheitsinteressen eigentlich reichen. Damit dies klar wird, müssten die Politiker der breiten deutschen Öffentlichkeit eine Grundsatzdebatte aufzwingen. Jedoch ist es dazu noch nicht gekommen. Zu klären wäre vor allem folgende Frage: Welche Rolle sollte die Bundeswehr, beziehungsweise Deutschland, auf der internationalen Ebene spielen? Anfangen sollte man zuerst damit, die Bedeutung des Afghanistaneinsatzes für Deutschland zu begreifen. Mithilfe dessen wäre es dann möglich, die Gründe für die Teilnahme am Kriegseinsatz der deutschen Bevölkerung zu erklären und zu vermitteln.<sup>12</sup> Wichtige Rollen dabei sollten die entsprechenden Ministerien und der Deutsche Bundestag einnehmen.<sup>13</sup>

Dazu ist eine offene sicherheitspolitische Debatte notwendig, die Bedrohungen und Risiken für Sicherheit und Stabilität nennt und klar die Sicherheitsinteressen

---

<sup>9</sup> Chauvistré, „Robuste Illusionen“, 92.

<sup>10</sup> Löfflmann, *Verteidigung am Hindukusch*, 73.

<sup>11</sup> Peter Bender, „Deutsche Außenpolitik: Vernunft und Schwäche“, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 43 (Oktober 2008): 4.

<sup>12</sup> Gale A. Mattox, „Germany and Elections: Dodging the Afghanistan Bullet“, *AICGS Transatlantic Perspectives* (June 2009): 1–5.

<sup>13</sup> Michael Rühle, „Afghanistan, Deutschland und die NATO“, *Sicherheit und Frieden*, Nr. 1 (2009): 7.

des Landes darlegt. Dies klar anzusprechen und eine entsprechende Antwort auf damit verbundene Herausforderungen zu formulieren ist eine zentrale Aufgabe der Bundesregierung. Auch wenn dies gelingen sollte, müssten die Politiker nicht nur das Bekenntnis zu diesen Interessen beweisen, sondern auch die Bereitschaft zeigen, sie pro-aktiv und konsequent zu vertreten. Das bezieht sich auch auf die Kommunikationsarbeit mit der Öffentlichkeit, die auf die Vermittlung der sicherheitspolitischen Interessen und Entscheidungen der Bundesregierung zugeschnitten sein müsste.<sup>14</sup>

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig hervorzuheben, dass für eine erfolgreiche Kommunikationsarbeit die Glaubwürdigkeit von politischen Akteuren entscheidend ist. Diese ist gegeben, wenn es keine Diskrepanz zwischen dem sicherheitspolitischen Auftreten der Bundesregierung auf der internationalen Ebene, wie im Falle der Auslandseinsätze der Bundeswehr, und der entsprechenden politischen Kommunikation gibt. Diese muss zugleich klar begründet werden, damit die Menschen zum Beispiel die Notwendigkeit und Bedeutung der Auslandseinsätze verstehen können.<sup>15</sup> Wenn die Überzeugungsarbeit der Politiker erfolgreich und der Kommunikationsprozess mit der eigenen Bevölkerung offen und begründet ist, lässt sich aufgrund dessen teilweise die Zustimmung der Bevölkerung und deren Unterstützung gewinnen. Auch bezüglich des Einsatzes der Bundeswehr im Ausland.

Einiges spricht dafür, dass die Bundesregierung versuchte, die deutsche Bevölkerung an die Auslandseinsätze allmählich zu gewöhnen, in dem Sinne, dass aufgrund der pazifistischen Einstellung der Deutschen die Auslandseinsätze der Bundeswehr teilweise als humanitäre Interventionen und die deutschen Soldaten als Entwicklungshelfer dargestellt wurden.<sup>16</sup> Dagegen gab es in der deutschen Öffentlichkeit keinen großen Widerstand und die Deutschen gewöhnten sich an die gefahrlosen Bundeswehreinätze im Ausland. Während am Anfang des Afghanistaneinsatzes solche Darstellungen noch haltbar waren, wurde es später nicht mehr möglich, diese in Einklang mit der Realität in Afghanistan zu bringen. Die Aufgaben der deutschen Soldaten vor Ort veränderten sich grundlegend und man spricht seit dem Jahre 2008 eher über einen Kampfeinsatz.

Was die Rhetorik der Begründung des Afghanistaneinsatzes von Seiten der deutschen Politiker angeht, setzte sich am häufigsten die Formel „im deutschen

---

<sup>14</sup> Thomas Bauer und Sarah Seeger, „Politische Kommunikation zwischen politischen Eliten und Bevölkerung – Leitfaden für eine sicherheitspolitische Debatte in Deutschland“, *CAP Analyse*, Nr. 1 (März 2008): 6.

<sup>15</sup> *Ibid.*, 6.

<sup>16</sup> Carlo Masala, „Möglichkeiten einer Neuorientierung deutscher Außen- und Sicherheitspolitik“, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 43 (2008): 25.



Interesse“ durch. Und zwar als eine nötige Voraussetzung für die Teilnahme der Bundeswehr am Auslandseinsatz. Das bloße Erwähnen dieser Formulierung darf jedoch nicht als einzige Begründung für eine deutsche Teilnahme an der Intervention dienen.<sup>17</sup> Die Wendung „im deutschen Interesse“ wirkt ziemlich abstrakt, wenn nicht klar ist, was dieses Interesse eigentlich ist. Darauf weist Markus Kaim hin, wenn er konstatiert, dass die deutsche Politik damit „den Eindruck von Konzeptionslosigkeit erweckt“. Darüber hinaus beeinflusst das in negativer Weise ebenfalls den niedrigen Kenntnisstand der deutschen Bevölkerung bezüglich des Afghanistaneinsatzes.<sup>18</sup>

Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang der berühmte Satz vom 5. Dezember 2002 vom damaligen Verteidigungsminister Peter Struck, dass „die Sicherheit Deutschlands auch am Hindukusch verteidigt wird“. Auch wenn die Bedeutung dieser Aussage im akademischen Bereich eingehend diskutiert wurde, fand sie keine große Resonanz auf der politischen Ebene.

## Ende der Illusion

Aufgrund der fehlenden Darstellung der realen Situation in Afghanistan wurde die deutsche Öffentlichkeit nicht über die Risiken informiert, die die deutschen Soldaten im Einsatz eingehen. Die Deutschen nahmen lange Zeit den Afghanistaneinsatz der Bundeswehr als eine Art der Stabilisierungsmission wahr, beziehungsweise als eine notwendige Maßnahme im Kampf gegen den internationalen Terrorismus.<sup>19</sup> Der Einsatz, in dessen Rahmen die Bundeswehr nach dem ursprünglichen Mandat hauptsächlich Brücken und Schulen bauen, Brunnen bohren und sich teilweise um die Sicherheit der Afghanen kümmern sollte, veränderte sich grundlegend, als eine Verschlechterung der Sicherheitslage eintrat und die Aufständischen einen Machtzuwachs verzeichneten.<sup>20</sup> Diesen Wandel merkte die deutsche Bevölkerung jedoch nicht. Der Afghanistaneinsatz wurde nach wie vor als „Entwicklungshilfe in Uniform“ wahrgenommen.<sup>21</sup>

---

<sup>17</sup> Richard Herzinger, „Zögern ist kein Masterplan. Helfen möchten wir schon gerne. Aber nicht mit humanitären Interventionen“, *Internationale Politik*, Nr. 64 (Januar 2009): 91.

<sup>18</sup> Markus Kaim, „Deutsches Interesse versus Bündnisverpflichtung: Zur Frage nationaler Handlungsspielräume bei Auslandseinsätzen der Bundeswehr“, in *Armee im Einsatz: Grundlagen, Strategien und Ergebnisse einer Beteiligung der Bundeswehr*, hrsg. v. Hans Joachim Gießmann (Baden-Baden: Nomos Verlag, 2009), 180.

<sup>19</sup> Henning Riecke, „Mehr Einsatz in Afghanistan. Deutschland kann Obama konkrete Kooperationsangebote machen“, *Internationale Politik*, Nr. 64 (Januar 2009): 40.

<sup>20</sup> Ralf von Beste et al., „Tot oder lebendig“, *Der Spiegel*, Nr. 22 (2009).

<sup>21</sup> Weiss, „Deutschland“, 10.

Es zeigte sich dabei, dass das erste Mandat der Streitkräfte für den Afghanistanereinsatz vom 21. 12. 2001 nur unzureichend der Öffentlichkeit vermittelt wurde. Nach dem Mandat ist die ISAF „autorisiert, alle erforderlichen Maßnahmen einschließlich der Anwendung militärischer Gewalt zu ergreifen, um den Auftrag gemäß Resolution 1386 (2001) durchzusetzen. Die Wahrnehmung des Rechts zur individuellen und kollektiven Selbstverteidigung bleibt davon unberührt. Den im Rahmen dieser Operation eingesetzten Kräften wird auch die Befugnis zu Wahrnehmung des Rechts auf bewaffnete Nothilfe zugunsten Jedermann erteilt“.<sup>22</sup> Solch eine Formulierung entsprach nicht gerade der öffentlichen Vorstellung von einem Entwicklungshelfer, der nicht kämpfen darf.

Eine wichtige Rolle spielt dabei die Tatsache, dass die Deutschen stets das militärische Engagement der deutschen Truppen im Rahmen der internationalen Einsätze als ein Instrument der Stabilisation und Aufrechterhaltung des Friedens nach dem Konflikt ohne direkten Einfluss auf die Sicherheit Deutschlands betrachteten.<sup>23</sup> Es zeigte sich, dass sich die sicherheitspolitische Wahrnehmung der deutschen Bevölkerung im Vergleich zum Anfang der neunziger Jahre nicht veränderte. Damals begrenzte sich die Aufgabe der Bundeswehr im Auslandereinsatz wirklich nur auf eine Stabilisierungsrolle. Diese Vorstellung war bezüglich des Afghanistanereinsatzes nicht mehr aufrechtzuerhalten.<sup>24</sup> Es ging nicht mehr nur um zivile Aufbauhilfe, sondern eher um einen Kampfeinsatz.

Das Bild des deutschen Soldaten als einen Kämpfer, der dazu berechtigt ist, den Feind zu töten, wird allerdings in der öffentlichen und politischen Debatte „tabuisiert“.<sup>25</sup> Das spiegelt sich auch in den Restriktionen für das Afghanistanmandat wider, die den aktiven Kampfeinsatz der deutschen Soldaten in diesem Land praktisch ausschließen.<sup>26</sup>

Des Weiteren beeinflusste die Einstellung der Bevölkerung zum Afghanistanereinsatz die angeblich klare Trennung zwischen der Missionen ISAF und OEF, woran die Bundesregierung festhielt. Die Deutschen glaubten teilweise, dass die ISAF „eine friedliche Wiederaufbautruppe und OEF dagegen rücksichtslose Terroristenjäger“ seien.<sup>27</sup> Jedoch entsprach diese Vorstellung nicht den realen Bedin-

---

<sup>22</sup> Antrag der Bundesregierung über die Beteiligung deutscher Streitkräfte an ISAF vom 21. 12. 2001. Drucksache des 14. Deutschen Bundestags 14/7930, Berlin 2001, 3–4.

<sup>23</sup> Rühle, „Afghanistan“, 4.

<sup>24</sup> Timo Noetzel und Benjamin Schreer, „Ende einer Illusion“, *Internationale Politik* 63 (Januar 2008): 96–101.

<sup>25</sup> Löflmann, *Verteidigung*, 75.

<sup>26</sup> *Ibid.*, 12.

<sup>27</sup> Can Merey, *Die afghanische Misere. Warum der Westen am Hindukusch zu scheitern droht* (Weinheim: Wiley-VCH, 2008), 223.

gungen vor Ort. Beide Missionen konnten aufgrund vieler Überschneidungen und Kooperation nicht strikt getrennt werden.<sup>28</sup> Auch das trug zum verzerrten Bild der deutschen Bevölkerung über den Auslandseinsatz in Afghanistan bei.

### „Freundliches Desinteresse“

Wie wichtig ist eigentlich der Afghanistaneinsatz für die deutsche Bevölkerung? Er scheint für die Mehrheit der Deutschen eher etwas Abstraktes zu sein, was keinen Einfluss auf ihr Leben hat. Obwohl man Soldaten nach Afghanistan schickt, welche sich vor Ort großer Gefahr aussetzen, interessiert sich die deutsche Öffentlichkeit nicht wirklich für das Land.<sup>29</sup> Dies definierte der damalige Bundespräsident Horst Köhler im Jahre 2005 treffend als „freundliches Desinteresse“.<sup>30</sup> Auch wenn Köhler damit vor allem das Interesse der Deutschen gegenüber der Bundeswehr meinte.

Angesichts des Endes des Kalten Krieges und der Einigung Europas ist Deutschland heutzutage von Freunden, beziehungsweise Verbündeten, umgeben. Die Konflikte heutiger Natur finden geografisch weit entfernt statt. Das hat natürlich einen Einfluss auf die Mehrheit der deutschen Öffentlichkeit, denn der Afghanistaneinsatz wird nicht als unmittelbare Gefährdung Deutschlands wahrgenommen. Daher fehlt es nicht nur an Interesse, sondern auch anschließend an einer umfassenden Debatte über die sicherheitspolitische Ausrichtung Deutschlands.<sup>31</sup> Hinzu kommt, dass sich die Deutschen nicht genug über die Einsätze der Bundeswehr informiert fühlen. Das hat im Jahre 2003 eine Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr belegt.<sup>32</sup>

Aufgrund des öffentlichen Desinteresses im Zusammenhang mit dem Afghanistaneinsatz, überrascht es nicht, dass zu den meist verfolgten Ereignissen in diesem Bereich der Skandal um die Totenschädel gehörte. Im Herbst 2006 veröffentlichte die Bild Zeitung einige pietätlose Fotos aus dem Einsatzgebiet in der Nähe der Hauptstadt Kabul, auf denen eine Gruppe von deutschen Soldaten mit

---

<sup>28</sup> Ibid., 222.

<sup>29</sup> Stefan Kornelius, *Der unerklärte Krieg. Deutschlands Selbstbetrug in Afghanistan* (Hamburg: Körber-Stiftung, 2009), 13.

<sup>30</sup> Löffmann, *Verteidigung*, 68.

<sup>31</sup> Kirsten Verclas, „Fehlende sicherheitspolitische Debatte in Deutschland: Ursachen, Folgen und Strategien“, in *Eine neue Sicherheitsarchitektur – Impulse für die nationale Strategiedebatte*, hrsg. v. Robert Glawe (Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2009), 97.

<sup>32</sup> Thomas Bulmahn, *Bevölkerungsbefragung 2004: repräsentative Befragung zum sicherheits- und verteidigungspolitischen Meinungsbild in Deutschland* (Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, 2004), 31.

sterblichen Überresten posierte.<sup>33</sup> Viele Menschen und Politiker wurden vom Verhalten der deutschen Soldaten schockiert. Als Ergebnis begann eine Debatte über den Zustand der Streitkräfte, auch im Hinblick auf den Afghanistaneinsatz und des militärischen Engagements der Bundeswehr. Weil der Fall auch die Sicherheit der in Afghanistan stationierten Soldaten bedrohte und das Ansehen Deutschlands im Lande grundlegend hätte beschädigen können, entließ die Bundeswehr nach einer schnellen Untersuchung die betroffenen Soldaten.<sup>34</sup>

Den wissenschaftlichen Mitarbeitern des Centrums für angewandte Politikforschung in München, Thomas Bauer und Sarah Seeger zufolge ist der Foto-Skandal und seine mediale Darstellung ein Beleg für das „angeschlagene Verhältnis zwischen einer Zivilgesellschaft, die nur wenig Verständnis für die genaueren Umstände der Auslandseinsätze der Bundeswehr zeigt, und den Streitkräften, die ebenso wie die Diplomaten und zivilen Wiederaufbauhelfer zum sicherheitspolitischen Engagement Deutschlands beitragen“.<sup>35</sup>

Fast zeitgleich mit dem Skandal um die Totenschädel veröffentlichte das Bundesministerium für Verteidigung ein sicherheitspolitisches Dokument, welches die deutschen sicherheitspolitischen Interessen definieren sollte. Das Weißbuch bezeichnete unter anderem die Bundeswehr als eine Armee im Einsatz und spezifizierte die Voraussetzungen für die Auslandseinsätze. Aus dem Dokument geht hervor, dass vor jedem militärischen Einsatz geprüft werden muss, ob dieser mit den deutschen Interessen übereinstimmt.<sup>36</sup> Diese Interessen benannte das Weißbuch jedoch nur unscharf oder vage.<sup>37</sup> Das gilt auch für die Definition der Rahmenbedingungen, die für einen Einsatz der Bundeswehr im Ausland erfüllt sein sollten.

Eine andere Möglichkeit für den Fortschritt in der Debatte über den Afghanistaneinsatz bot sich im Jahr 2007, als das Bundeswehr-Mandat für den ISAF Einsatz verlängert und zugleich über den Tornadoeinsatz in Afghanistan entschieden werden sollte. Die Partei Die Linke versuchte dabei, die Entsendung der Aufklärungsflugzeuge im Rahmen der ISAF nach Afghanistan zu verhindern, indem sie eine Verfassungsklage einleitete.<sup>38</sup> Der Linken zufolge „beteiligt sich die

---

<sup>33</sup> „Skandalfotos offenbar von Gebirgsjägern“, *Handelsblatt*, 25. Oktober 2006.

<sup>34</sup> Bauer und Seeger, „Politische Kommunikation“, 7.

<sup>35</sup> *Ibid.*, 7.

<sup>36</sup> Stefan Fröhlich, „Deutsche Außen- und Sicherheitspolitik im Rahmen der EU“, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 43 (2008): 16–17.

<sup>37</sup> Gießmann und Wagner, „Die Bundeswehr im Auslandseinsatz“, 14.

<sup>38</sup> Es wurde in der Klage argumentiert, dass sich aufgrund des Einsatzes in Afghanistan der Aufgabenbereich der NATO weit über den ursprünglichen von 1955 hinaus entwickelt hat.

Bundeswehr durch den Tornado-Einsatz direkt am Krieg“.<sup>39</sup> Gerade dieser Einsatz wäre eine gute Gelegenheit gewesen, die Frage zu beantworten, unter welchen Bedingungen sich Deutschland an solchen Operationen beteiligt.<sup>40</sup> Das passierte jedoch nur innerhalb eines Expertenkreises und die Gelegenheit, den Afghanistan-Einsatz ausführlich in Politik und Öffentlichkeit zu diskutieren, wurde versäumt. Was die Verfassungsklage angeht, erklärte das Bundesverfassungsgericht im Juli 2007, dass der Afghanistan-Einsatz im Einklang mit dem Grundgesetz stehe.

Die Analytiker des CAP griffen in ihrer Analyse noch eine weitere Gelegenheit auf, die die Debatte über den Afghanistan-Einsatz hätte voranbringen können. Damit ist die öffentliche Bitte von US-Verteidigungsminister Robert Gates vom Anfang des Jahres 2008 an die Mitglieder der NATO um mehr militärische Unterstützung im Süden Afghanistans gemeint. Die Bundesregierung lehnte diesen Wunsch aber relativ schnell ab, was zu einer heftigen Debatte über die Bündnisolidarität Deutschlands führte.<sup>41</sup>

Darüber hinaus erklärten im Jahre 2008 die Abgeordneten des Deutschen Bundestages im Lichte der Verschlechterung der Lage in Afghanistan und der sinkenden öffentlichen Unterstützung zum Afghanistan-Einsatz, einschließlich der Regierungsmitglieder der Großen Koalition, die Bereitschaft und zugleich Notwendigkeit, den Sinn des militärischen Engagements in Afghanistan der deutschen Öffentlichkeit mehr zu erklären. Die Abgeordnete Birgit Homburger wollte vor allem die PR-Arbeit im Zusammenhang mit dem Afghanistan-Einsatz verbessern: „Wir müssen vor allen Dingen versuchen, den Menschen in Deutschland zu vermitteln, warum die Bundeswehr in Afghanistan eingesetzt ist.“<sup>42</sup> Damit formulierte die FDP-Politikerin im Grunde die Schlüsselfrage, die für die Vermittlung des Bundeswehreinsetzes in Afghanistan in der deutschen Öffentlichkeit maßgebend ist. Für die CDU sprach im ähnlichen Ton Andreas Schockenhoff: „Wir Parlamentarier stellen uns der schwierigen Aufgabe, der Bevölkerung den Afghanistan-Einsatz zu erklären.“<sup>43</sup>

Zusammenfassend kann man sagen, dass es vor dem 4. September 2009 eine Menge Gelegenheiten dazu gab, die politische und öffentliche Debatte über den Afghanistan-Einsatz konsequent einzuleiten. Leider wurden solche Chancen eher verpasst und das Thema des militärischen Engagements am Hindukusch blieb im Hintergrund. Daran veränderte auch die Wahlkampagne im Sommer 2009 nichts,

---

<sup>39</sup> Merey, *Die afghanische Misere*, 224.

<sup>40</sup> Bauer und Seeger, „Politische Kommunikation“, 8.

<sup>41</sup> *Ibid.*, 10.

<sup>42</sup> Chauvistré, „Robuste Illusionen“, 94.

<sup>43</sup> *Ibid.*, 94.

auch wenn die Sozialdemokraten, namentlich Frank-Walter Steinmeier und Sigmar Gabriel, versuchten, aus dem Auslandseinsatz im Afghanistan ein wichtiges Thema für die Bundestagswahlen zu machen. Anfang September veröffentlichte Steinmeier ein Dokument „Zehn Schritte für Afghanistan“, welches als Ausgangsbasis für weitere Entwicklungen in diesem Land dienen sollte. Dabei wurde unter anderem erstmals das Thema des Abzuges der deutschen Truppen aus Afghanistan erwähnt. Die einzige Partei, die im Bundestag vertreten ist und zugleich von Anfang an das deutsche Engagement in Afghanistan ablehnte – die Linke – betrieb Wahlkampf mit der Parole „Raus aus Afghanistan“.<sup>44</sup>

## Verpasste Unterstützung

Wenn man die Ergebnisse der Befragungen der deutschen Bevölkerung zum Auslandseinsatz in Afghanistan betrachtet, zeigt sich ein Widerspruch. Und zwar zwischen der hohen Unterstützung in den ersten Jahren des Einsatzes (im Jahre 2005 befürworteten 64 % der Befragten den Einsatz) und der Forderung der Mehrheit der Deutschen, sich aus Afghanistan zurückzuziehen, die sich in den letzten Jahren beobachten lässt. Aufgrund der Verschlechterung der Lage in Afghanistan lässt sich daraus ableiten, dass die deutsche Öffentlichkeit mit den Auslandseinsätzen einverstanden ist, wenn diese auf der Basis der Wiederaufbauleistungen stattfinden.<sup>45</sup> Wenn das stimmt, entspricht die öffentliche Wahrnehmung des Afghanistaneinsatzes jedoch wieder nicht den Tatsachen: „Selbst die Militäreinsätze zugunsten einer Not leidenden Bevölkerung sind alles andere als ungefährlich: Wer wirklich helfen will, muss auch in Kauf nehmen, eine Intervention gegen den Widerstand einzelner Konfliktparteien militärisch zu erzwingen.“<sup>46</sup>

Die niedrige Zustimmung der deutschen Bevölkerung zum Afghanistaneinsatz hängt auch mit den nicht gerade optimistischen Erfolgsaussichten auf die weitere Entwicklung im Lande zusammen. Einer Meinungsumfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr aus dem Jahre 2007 zufolge gaben 39 % der Befragten „die geringen Erfolgsaussichten“ als einen Grund für den Abzug der Bundeswehr aus Afghanistan an.<sup>47</sup> Damit stellt sich die Frage, was wird mit einer solch

---

<sup>44</sup> Markus Bickel, „SPD will raus aus Afghanistan – auf Raten“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22. Januar 2010.

<sup>45</sup> Bauer und Seeger, „Politische Kommunikation“, 10.

<sup>46</sup> Michael Rühle, „Am Rubikon der Kampfeinsätze“, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 4. Februar 2008.

<sup>47</sup> Rüdiger Fiebig, „Auslandseinsätze der Bundeswehr“, in *Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland: Ergebnisse der Bevölkerungsbefragung des*

niedrigen öffentlichen Unterstützung für den Afghanistaneinsatz, wenn es zu einem Ereignis kommt, wie im Falle des Luftangriffes in Kundus, das die Öffentlichkeit schockiert? Denn wenn man sich die Einzelheiten des Luftangriffes in Kundus vor Augen hält, kommt man zum Schluss, dass er genau solche Voraussetzung erfüllte.

## Der „Kundusfall“

Am 4. September 2009, kurz vor den Bundestagswahlen in Deutschland, führten amerikanische F-15-Flugzeuge in der Nähe der Stadt Kundus, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, den Befehl des deutschen Oberst Georg Klein aus und bombardierten zwei Tankklaster, die von Talibankämpfern gestohlen worden waren. Dabei kamen neben den Aufständischen auch viele Zivilisten ums Leben, was erst später ans Licht kam. Die afghanischen Dorfbewohner wollten vor Ort den Sprit aus den Lastern abzapfen. Einem Untersuchungsbericht der NATO zufolge verloren bei dem Luftangriff insgesamt 142 Menschen ihr Leben.<sup>48</sup>

Auch wenn dieses Ereignis eine wichtige Zäsur darstellte, in dem Sinne, dass zum ersten Mal seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ein deutscher Befehlshaber eine Bombardierung solchen Ausmaßes anordnete, an Relevanz gewann der Luftangriff in Kundus erst nach den Bundestagswahlen Ende September 2009. Damals stellte sich heraus, dass der neuernannte Bundesminister für Arbeit und Soziales, Franz Josef Jung, Anfang des Monats noch der Verteidigungsminister der Großen Koalition, die Informationen über die zivilen Opfer verschwiegen hatte. Zugleich zögerte er, den Vorfall ordentlich zu untersuchen. Aufgrund dieser Tatsachen und großer Kritik von Seiten der Opposition wurde er kurz nach der Ernennung zum Rücktritt gezwungen.<sup>49</sup>

Seit dieser Enthüllung wurden die Einzelheiten und die neuen Tatsachen über den „Kundusfall“, beziehungsweise den „Fall Klein“, heftig in den deutschen Medien diskutiert. Dabei wurden vor allem zwei Themen besprochen. Erstens riefen die bisher nicht geklärten Umstände des Luftangriffes in Kundus die Frage der Notwendigkeit auf die Tagesordnung. Man fragte sich, inwieweit der Angriff der gefährdeten Sicherheitslage der deutschen Einheiten in Kundus geschuldet

---

*Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr* (Forschungsbericht 86), hrsg. v. Thomas Bulmahn (Strausberg: Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr, 2008), 123.

<sup>48</sup> Christian Schaller, „Rechtssicherheit im Auslandseinsatz. Zum völkerrechtlichen Charakter des Einsatzes der Bundeswehr in Afghanistan“, *SWP-Aktuell*, Nr. 67 (Dezember 2009): 2.

<sup>49</sup> „Neue Vorwürfe gegen Jung“, *Spiegelonline*, 27. November 2009, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,663747,00.html> (letzter Zugriff: 21. 8. 2011).

war. War er erforderlich?<sup>50</sup> Zweitens wurde die Bedeutung und Relevanz der deutschen Teilnahme an der ISAF Mission Teil der Debatte.<sup>51</sup>

Im Hinblick auf die hohe Zahl der Zeitungsaufsätze bezüglich des Afghanistaneinsatzes in der Zeit seit dem September 2009, vor allem bis zum Ende des Jahres, lässt sich sagen, dass dieses Thema allmählich eine von den am meisten diskutierten innenpolitischen Fragen in Deutschland wurde. Diese Diskussion dauerte über ein halbes Jahr bis zur internationalen Konferenz in London im Januar 2010, auf welcher die weitere Entwicklung in Afghanistan verhandelt wurde. Der Luftangriff bei Kundus brachte auch einige Veränderungen im Bundesverteidigungsministerium hervor. Der neue Bundesverteidigungsminister Karl Theodor zu Guttenberg (CSU) entließ die zwei wichtigsten Männer der Armee, den Staatssekretär Peter Wichert und den Generalinspekteur der Bundeswehr, Wolfgang Schneiderhan. Grund dafür war der Vertrauensverlust und eine mangelhafte Benachrichtigung des Ministers. Infolgedessen bezeichnete Guttenberg den Luftangriff in Kundus als „militärisch angemessen“, was er später anhand der neuen Dokumente, die vorher angeblich wegen der beiden Generäle nicht zur Verfügung standen, zurücknahm.<sup>52</sup>

Aufgrund der neuen, bis dahin nicht bekannten Umstände des Luftangriffes in Kundus, die stets durch die Medien publiziert worden sind, und wegen der übereilten Äußerungen des Verteidigungsministers wurde die Debatte über den Afghanistaneinsatz noch weiter intensiviert. Die Deutschen fingen an, sich auch wegen des nicht ausreichend transparenten Handelns seitens der Politiker die Frage nach dem Sinn des militärischen Engagements am Hindukusch und der Gründe, die dazu führen, zu stellen. Ist der Einsatz im deutschen Interesse, beziehungsweise wird dadurch die Sicherheit Deutschlands geschützt? Warum sollte man sich am Hindukusch weiter engagieren?

Mit Hinblick auf die vielen ungeklärten Tatsachen, die mit dem Luftangriff in Kundus verbunden waren, leitete der geheime Untersuchungsausschuss des Deutschen Bundestages auf der Grundlage des Verteidigungsausschusses ein Verfahren ein, welches die einzelnen Aspekte des Vorfalls klären sollte. Besonders wichtig war die Frage, wer wann über die zivilen Opfer wusste.<sup>53</sup> Spekuliert wurde unter anderem darüber, dass Oberst Klein vor dem Angriff auf die Tanklastzüge das Risiko der hohen zivilen Opferanzahl bewusst war und er trotzdem den Befehl

---

<sup>50</sup> Klar ist, dass die deutsche Reaktion von Angst vor einem Anschlag beeinflusst wurde, weil die entführten Tanklaster in der Nähe des deutschen Lagers waren.

<sup>51</sup> Ralf von Beste et al., „Warum sterben unsere Kameraden?“, *Der Spiegel*, Nr. 16 (2010).

<sup>52</sup> Ulrike Demmer und John Goetz, „Meister der Verteidigung“, *Der Spiegel*, Nr. 50 (2009).

<sup>53</sup> „Union: SPD betreibt das Spiel der Taliban“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. März 2010.



erteilte.<sup>54</sup> In diesem Fall hätte er dann die Einsatzregeln der NATO in Afghanistan, die Comisaf Tactical Directive vom Juli 2009, gebrochen.<sup>55</sup> Dabei geht es vor allem darum, dass die Soldaten alles dafür tun müssen, um den Zivilisten nicht zu schaden. Zu solchen Bombardierung, die große Opferzahlen in Kauf nimmt, kann es nur unter einer Bedingung kommen, und zwar wenn eine unmittelbare Bedrohung für das deutsche und für das ISAF-Kontingent besteht.<sup>56</sup>

Aufgrund der Tatsachen und Folgen des Tanklaster-Bombardements von Kundus wurde gegen Oberst Klein von der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe ermittelt. Dabei war die Hauptfrage, ob er nicht durch den Befehl zum Luftangriff gegen das Völkerstrafgesetzbuch verstieß. Die Behörde in Karlsruhe bezeichnete die Lage in Afghanistan als einen nichtinternationalen bewaffneten Konflikt. Wenn es sich gezeigt hätte, dass er die völkerrechtlich gebotenen Vorsichtsmaßnahmen nicht berücksichtigte, hätte er nach deutschem Recht verurteilt werden können.<sup>57</sup>

Wenn man alle Umstände in Betracht zieht, die mit dem Luftangriff in Kundus verbunden sind, lässt sich sagen, dass aufgrund dieses Zwischenfalls die geeigneten Voraussetzungen für den Beginn der bis dato fehlenden beziehungsweise nicht genügenden Debatte über den Afghanistaneinsatz geschaffen wurden. Könnte daher der „Kundusfall“ als möglicher Katalysator für eine solche Debatte gedient haben? Es wurde schon darauf hingewiesen, dass es im Verlauf der Jahre 2006–2008 einige gute Gelegenheiten für eine solche Debatte gegeben hätte. Vielleicht ist aber ein wirklicher Schock nötig gewesen, damit die deutsche Öffentlichkeit erwachte und sich gründlich mit einem Thema befasst, welches vorher eher im Hintergrund stand. Dabei geht es auch darum, einzuschätzen, ob sich die Wahrnehmung des Afghanistaneinsatzes in der deutschen Öffentlichkeit nach diesem Vorfall verändert hat.

## Ein neuer Blickwinkel auf den Einsatz in Afghanistan

Der deutschen Öffentlichkeit wurde erst nach diesem Vorfall bewusst, dass es sich in Afghanistan nicht mehr um eine Stabilisierungsmission handelte. Genau das behaupteten jedoch lange Zeit die Politiker bezüglich dieses militärischen

---

<sup>54</sup> Ulrike Demmer und Matthias Gebauer, „SPD wirft Bundeswehr-Generälen Vertuschung vor“, *Spiegelonline*, 6. März 2010, <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,682018,00.html> (letzter Zugriff: 20. 6. 2011).

<sup>55</sup> „Tactical Directive NATO/ISAF“, [http://www.nato.int/isaf/docu/official\\_texts/Tactical\\_Directive\\_090706.pdf](http://www.nato.int/isaf/docu/official_texts/Tactical_Directive_090706.pdf) (letzter Zugriff: 20. 6. 2011).

<sup>56</sup> Interview von Jochen Spengler mit Rainer Arnold, „Politisch-ethisch nicht zu verantworten“, *Deutschlandradio*, [http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview\\_dlf/1122689/](http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview_dlf/1122689/) (letzter Zugriff: 14. 6. 2011).

<sup>57</sup> Reinhard Müller, „Ein Fall für Karlsruhe“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19. März 2010.

Einsatzes. Die Deutschen mussten ihre Vorstellung aufgeben, dass die deutschen Soldaten vor Ort einen anderen Einsatz ausübten als die Amerikaner oder Briten, die die schwersten Kämpfe im Süden und Osten des Landes führten.<sup>58</sup> Diesen Eindruck konnte man aufgrund der Äußerungen vieler deutscher Politiker gewinnen.

Im Vergleich zu der Zeit vor dem Luftangriff vom 4. September 2009 wurde klar, dass die deutschen Soldaten neben der Entwicklungshilfe in Afghanistan einen Kampf gegen die Aufständischen vor Ort führten. Diese Erkenntnis war aber für die meisten Deutschen etwas Neues. Wie bereits schon angeführt wurde, war die deutsche Öffentlichkeit jedoch noch nicht imstande, den Kampfeinsatz der deutschen Soldaten im Ausland zu akzeptieren. Diese Tatsache führte nach dem „Kundusfall“ dazu, dass die öffentliche Unterstützung noch weiter sank.<sup>59</sup>

Der Fall von Kundus enthüllte unter anderem eine Diskrepanz zwischen der Politik und der Öffentlichkeit. Während die meisten Deutschen skeptisch gegenüber dem steigenden Ausmaß des militärischen Engagements blieben, wuchs das deutsche militärische Engagement stetig. Aufgrund der Beschlüsse der deutschen politischen Entscheidungsträger engagierte sich Deutschland zunehmend militärisch im Ausland, multilateral im Rahmen der NATO und der UNO.<sup>60</sup>

Des Weiteren stellte sich heraus, dass die Deutschen über das tatsächliche Ausmaß des Konfliktes und die Rolle der Bundeswehr in Afghanistan nicht ausreichend informiert waren. Auch wenn darauf schon vor dem 4. September 2009 viele Experten hingewiesen hatten, erst nach diesem Angriff wurde das ebenfalls der deutschen Öffentlichkeit bewusst. Die deutschen Politiker waren nicht dazu bereit, sich die reale Situation in Afghanistan einzugestehen. Zugleich befürchteten sie, im Zusammenhang mit der ISAF Mission in Afghanistan den Begriff „Krieg“ in den Mund zu nehmen, teilweise auch wegen verfassungsrechtlicher Gründe.<sup>61</sup> Die Regierungsmitglieder und die Vertreter der Bundeswehr erklärten den Menschen nicht, was sich in Afghanistan tatsächlich abspielte.<sup>62</sup> Das belegt auch die Meinungsumfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr vom Ende des Jahres 2009. Darin zeigt sich, dass 56 % der Deutschen „nichts konkretes“ über die Mission ISAF wussten oder nie darüber gehört hatten.<sup>63</sup>

<sup>58</sup> Henning Riecke, „Dranbleiben in Afghanistan“, *DGAP Standpunkt* (Januar 2010): 4.

<sup>59</sup> Markus Kaim und Pia Niedermeier, „Zukunft des deutschen ISAF-Einsatzes. Sicherheitspolitische Schlüsselfragen für die Londoner Afghanistan-Konferenz“, *SWP-Aktuell* (Januar 2010): 1.

<sup>60</sup> James Jackson and Jan Techau, „Looking ahead: The United States, Germany and Europe in 2020“, *AICGS Policy Report*, Nr. 40 (2009): 28.

<sup>61</sup> Sebastian Fischer, „Gutenberg erklärt den Krieg“, *Spiegelonline*, 6. April 2010, <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,687468,00.html> (letzter Zugriff: 21. 6. 2011).

<sup>62</sup> „10 Fragen an einen Soldaten“, *Stern*, Nr. 4 (2010).

<sup>63</sup> Michael F. Harsch, „Verkürzte Debatte, mangelhafte Strategie“, *Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte* 56, Nr. 12 (2009): 46–48.

Das zeugt davon, dass die deutsche Öffentlichkeit nicht nur keine reale Vorstellung über die Art und Weise des militärischen Engagements der Bundeswehr in Afghanistan hatte, sondern auch davon, dass sie nur wenig davon wusste. Wenn es anders gewesen wäre, wäre die deutsche Öffentlichkeit durch den Luftangriff bei Kundus nicht so geschockt gewesen. Am 4. September 2009 stellte sich für die Deutschen das erste Mal heraus, dass in Afghanistan „auch getötet und gestorben wird“.<sup>64</sup>

Dem Politologen Markus Kaim von der Stiftung für Wissenschaft und Politik in Berlin zufolge wurde den Deutschen aufgrund des Luftangriffes unter anderem die Absenz der markanten Erfolge bewusst. Gleichsam wurde man der Verschlechterung der Sicherheitslage in Afghanistan gewahr.<sup>65</sup> Auch wenn man darüber schon seit dem Jahr 2005, als es zur Wiedererstarkung der Taliban kam, mindestens im Expertenkreis sprach. Es wurde klar, dass man das Thema „Afghanistan-einsatz“ lange Jahre nicht besprochen hatte. Dadurch war bei den Menschen ein Gefühl entstanden, dass in dem Land alles in bester Ordnung sei.<sup>66</sup>

Im Hinblick auf die diffuse „Berichterstattung“, was den Afghanistaneinsatz betrifft, kommen wir erneut zu der Frage, ob dahinter nicht ein Vorsatz steckte. Dieses Thema wurde zwar im Text bereits behandelt, aber nach dem Luftangriff in Kundus, vor allem im Hinblick auf das nicht transparente Handeln in der Zeit nach diesem Vorfall, bekam der Eindruck der mangelhaften Berichterstattung neue Konturen. Marc Lindemann, ein ehemaliger Nachrichtendienstoffizier der Bundeswehr, der auch in Kundus stationiert war, macht dafür in diesem Kontext die deutschen Politiker und die Ministerien für Verteidigung, Inneres, das Auswärtige Amt sowie das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung verantwortlich.<sup>67</sup> Das Fehlverhalten der Politiker sehen ebenfalls die Soldaten, die in Afghanistan eingesetzt wurden. Den Soldaten zufolge verschwiegen die Politiker die Wahrheit wegen der ablehnenden Haltung der deutschen Öffentlichkeit zum Afghanistaneinsatz.<sup>68</sup>

Henning Riecke von der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik ist mit diesen Ansichten völlig einverstanden. Die Politiker waren nicht willens, mit dem

---

<sup>64</sup> Interview von Stefan Heinlein mit Marc Lindemann, „Man hat sich gescheut, in Deutschland die Wahrheit zu sagen“, *Deutschlandradio*, 26. Januar 2010, [http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview\\_dlf/1112982/](http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview_dlf/1112982/) (letzter Zugriff: 20. 5. 2011).

<sup>65</sup> Interview von Friedbert Meurer mit Markus Kaim, „Schwarzgelb spielt bei Afghanistan-Einsatz ‚auf Zeit‘“, *Deutschlandradio*, 21. Dezember 2009, [http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview\\_dlf/1091764/](http://www.dradio.de/dlf/sendungen/interview_dlf/1091764/) (letzter Zugriff: 20. 1. 2011).

<sup>66</sup> Joachim Zeppelin, „Wende in der Afghanistan-Politik war überfällig“, *Financial Times Deutschland*, 31. Januar 2010.

<sup>67</sup> „10 Fragen an einen Soldaten“.

<sup>68</sup> Ralf von Beste et al., „Warum sterben unsere Kameraden?“, *Der Spiegel*, Nr. 16 (2010).

Krieg in Afghanistan verbunden zu werden, die Verantwortung dafür zu übernehmen und sich mit den Zielen der ISAF-Mission zu identifizieren. Dieses Handeln, beziehungsweise jene Art der Kommunikation, war jedoch nicht mehr länger aufrechtzuerhalten, als es zu einer weiteren Verschlechterung der Sicherheitslage in Afghanistan kam und eine höhere Anzahl von gefallenen deutschen Soldaten zu beklagen war.<sup>69</sup>

Es ist offensichtlich, dass die deutsche politische Elite die Vermittlerrolle bezüglich des Afghanistaneinsatzes nicht bewältigte. Wie anders kann erklärt werden, dass Bundeskanzlerin Angela Merkel die erste Regierungserklärung zum Afghanistaneinsatz im September 2009, erst nach dem Luftangriff in Kundus, abgab?<sup>70</sup> Zu diesem Zeitpunkt war Merkel bereits vier Jahre im Amt. War eine militärische und politische Katastrophe, das heißt ein Luftangriff mit vielen zivilen Opfer, dazu notwendig?<sup>71</sup> Ulrich Kirsch, der Vorsitzende des Bundeswehrverbands, stimmt dem zu: „Bei uns muss immer etwas passieren, bevor etwas passiert. Deswegen war der Luftschlag vom 4. September ein Auslöser für die Diskussion, die wir jetzt haben.“<sup>72</sup>

## Krieg oder „kriegsähnlicher Zustand“?

Der Luftangriff in Kundus hatte unter anderem Konsequenzen für die Kommunikation der Bundesregierung. Infolgedessen war es nicht mehr möglich, den Afghanistaneinsatz damit zu begründen, dass es dazu „keine Alternative“ gäbe, was eigentlich alle Regierungskoalitionen seit dem Jahre 2001 betont hatten.<sup>73</sup> Einen zentralen Aspekt dabei stellte die Tatsache dar, dass die deutschen Politiker während des Afghanistaneinsatzes vermieden, die Umstände vor Ort mit dem Wort „Krieg“ zu bezeichnen. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Erklärung vom grünen Außenpolitiker Jürgen Trittin: „Es ist ein Grundirrtum, dass in Afghanistan Krieg geführt wird.“<sup>74</sup> Mittels solcher Äußerungen sollte auf keinen Fall der Eindruck entstehen, dass sich Deutschland am Krieg beteiligt. Für den Afghanistaneinsatz wurde die ganze Zeit meistens die Bezeichnung Stabilisierungsmission beziehungsweise Friedenseinsatz benutzt. Den Experten zufolge musste die Lage

<sup>69</sup> Riecke, „Dranbleiben“, 1–2.

<sup>70</sup> Harsch, „Verkürzte Debatte“, 47.

<sup>71</sup> Zeppelin, „Wende in der Afghanistan-Politik war überfällig“.

<sup>72</sup> „Kundus-Debatte ist zur Schlammschlacht mutiert“, Interview mit Ulrich Kirsch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. Januar 2010.

<sup>73</sup> Berthold Kohler, „Si vis pacem“, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 18. April 2010.

<sup>74</sup> Chauvistré, „Robuste Illusionen“, 94.

in Afghanistan jedoch schon seit dem Jahre 2004 als Krieg bezeichnet werden.<sup>75</sup> Mitglieder der Partei Die Linke hatten im Übrigen im Zusammenhang mit dem Tornado-Einsatz bereits im Oktober 2007 konstatiert, dass sich die Bundeswehr in Afghanistan im Krieg befand. Die Bundesregierung wollte das aber nicht akzeptieren, auch wenn zu diesem Schritt einige Experten bereits vor dem 4. September 2009 aufforderten.<sup>76</sup>

Der Luftangriff in Kundus änderte dies. Danach war es nicht mehr möglich, das Wort „Krieg“ im Hinblick auf den Afghanistaneinsatz zu vermeiden. Als erster veränderte die Rhetorik in diesem Sinne der Bundesverteidigungsminister Karl Theodor zu Guttenberg, indem er die Lage in Afghanistan im November 2009 als „kriegsähnlichen Zustand“ bezeichnete. Drei Monate später folgte ihm mit einer Erklärung Außenminister Guido Westerwelle: „Der Bundeswehreininsatz in Afghanistan sei als bewaffneter Konflikt im Sinne des humanitären Völkerrechts zu qualifizieren.“<sup>77</sup>

Des Weiteren beeinflusste die zunehmende Verwendung der „Kriegsrhetorik“ die Ereignisse in den Aprilwochen im Jahr 2010, als während einer kurzen Zeit sieben deutsche Soldaten in Afghanistan fielen. Aufgrund dessen bezeichneten die Regierungsmitglieder das erste Mal seit 2001 den Konflikt in Afghanistan als „Krieg“, was vorher niemand so direkt hatte sagen wollen. Erst bei der Trauerfeier im April zum Anlass der gefallenen Soldaten identifizierte sich die Bundeskanzlerin mit den Worten der deutschen Soldaten aus der Provinz Kundus, die über den Krieg in Afghanistan sprachen.<sup>78</sup>

Das gleiche tat der Bundesverteidigungsminister Karl Theodor zu Guttenberg, als er vorsichtig im Zusammenhang mit dem Afghanistaneinsatz erklärte: „Auch wenn es nicht jedem gefällt, so kann man angesichts dessen, was sich in Afghanistan, in Teilen Afghanistans abspielt, durchaus umgangssprachlich – ich betone umgangssprachlich – in Afghanistan von Krieg reden.“<sup>79</sup> Überdies forderte Merkel die Politiker zum Bekenntnis zum Afghanistaneinsatz auf: „Wir können von unseren Soldaten nicht Tapferkeit erwarten, wenn uns selbst der Mut fehlt, uns zu dem zu bekennen, was wir beschlossen haben.“<sup>80</sup>

---

<sup>75</sup> Michael Brzoska und Hans-Georg Ehrhart, „Raus aus Afghanistan? Exit-Optionen für Deutschland!“, [http://www.ifsh.de/IFSH/aktuelles/akt\\_stellung\\_be.htm](http://www.ifsh.de/IFSH/aktuelles/akt_stellung_be.htm) (letzter Zugriff: 20. 4. 2011).

<sup>76</sup> Chauvistré, „Robuste Illusionen“, 95.

<sup>77</sup> Sebastian Fischer, „Guttenberg erklärt den Krieg“, *Spiegelonline*, 6. April 2010, <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,687468,00.html> (letzter Zugriff: 21. 6. 2011).

<sup>78</sup> „Letztes Geleit für getötete Soldaten“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10. April 2010.

<sup>79</sup> „Guttenberg verteidigt Einsatz als alternativlos“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4. Oktober 2010.

<sup>80</sup> Sebastian Fischer und Veit Medick, „Stunde der Kriegserklärer“, *Spiegelonline*, 22. April 2010, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,690590,00.html> (letzter Zugriff: 18. 5. 2011).

Freilich muss hier ergänzt werden, dass in der Regel die militärischen Verluste in der öffentlichen Wahrnehmung ein sensibles Thema darstellen, vor allem, wenn es nicht um einen Verteidigungskrieg geht. Wenn dabei noch das Gefühl entsteht, dass die Soldaten „umsonst“ ihr Leben verlieren, gewinnt das um so mehr an Brisanz.<sup>81</sup> Damit ist die nicht ausreichende oder wenig nachvollziehbare Begründung der Teilnahme an der Mission gemeint. Zugleich kann sich die Öffentlichkeit schwieriger mit den Opfern abfinden, wenn der Einsatz als ein abstrakter Weltordnungskrieg oder eine humanitäre Intervention wahrgenommen wird. Wenn dabei auch noch das Einsatzziel nicht klar definiert ist, was für Afghanistan einigermäßen zutrifft, ist es für die politischen Entscheidungsträger schwieriger, die Verluste in den Reihen von deutschen Soldaten zu rechtfertigen. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer „Opferfalle“.<sup>82</sup>

Hervorzuheben ist dabei die Tatsache, dass die öffentliche Zustimmung zum Afghanistaneinsatz immer dann besonders belastet wird, wenn deutsche Soldaten ums Leben kommen oder verletzt werden.<sup>83</sup> Die Soldaten können in einem Einsatz, wie es in Afghanistan der Fall ist, auch in Kampfhandlungen verwickelt zu werden. Solche Risiken, die aus dem Auftrag der Bundeswehr in Afghanistan hervorgehen, wurden allerdings in der deutschen Öffentlichkeit nicht ausreichend vermittelt. Eine wichtige Rolle bezüglich der öffentlichen Haltung spielt auch die Anzahl der zivilen Opfer, in diesem Fall der Afghanen, die infolge der militärischen Operationen vorkommen. Als ein klassisches Beispiel kann in diesem Sinne der „Kundusfall“ dienen.

Aufgrund der Eingliederung des Wortes „Krieg“ in die offiziellen Reden der deutschen politischen Entscheidungsträger und der Folgen des 4. Septembers, wurde der deutschen Öffentlichkeit bewusst, dass die deutschen Soldaten und zugleich die Zivilisten in Afghanistan mehr bedroht sind, als dies während der ganzen Zeit des Einsatzes offiziell erklärt wurde. Das verstärkte noch den öffentlichen Druck auf eine konkrete Abzugsperspektive.<sup>84</sup>

Schließlich reichten nur ein paar Monate dazu, dass man sich in der politischen Debatte vom Begriff „Stabilisierungsmission“ beziehungsweise „Friedenseinsatz“ verabschiedete, dann zunächst eine Wortschöpfung wie „kriegsähnlicher Zustand“ benutzte, bis es zur Nutzung des „Tabuwortes“ „Krieg“ kam. Das, was über acht Jahre undenkbar war, veränderte sich schnell, vor allem aufgrund des

---

<sup>81</sup> Müller Harald et al., „Demokratie, Streitkräfte und militärische Einsätze: Der ‚zweite Gesellschaftsvertrag‘ steht auf dem Spiel“, *HSFK Report*, Nr. 10 (2010): 5.

<sup>82</sup> *Ibid.*, 6.

<sup>83</sup> Wilfried von Bredow, „Nicht nur Kollateralschäden“, *Internationale Politik*, Nr. 64 (April 2009): 56.

<sup>84</sup> Müller et al., „Demokratie“, 22.

Zwischenfalls in Kundus und der steigenden Anzahl der gefallenen deutschen Soldaten. Daraus ergibt sich die Frage, was die deutschen Politiker an der öffentlichen Anerkennung des Umstands, dass die deutschen Soldaten am Hindukusch einen Krieg führen, hinderte.

Einerseits steckte dahinter eine Befürchtung, dass diese Tatsache die ablehnende Haltung der Bevölkerung zum militärischen Engagement in Afghanistan noch weiter hätte vertiefen können.<sup>85</sup> Andererseits könnte die offizielle Anerkennung, dass man in Afghanistan einen Krieg führt, die Rechtssicherheit für die deutschen Soldaten im Einsatz gefährden. Konkret ging es um die Frage, was die deutschen Soldaten, die nach Afghanistan geschickt wurden, im Kampf gegen die Aufständischen und Terroristen unternehmen durften. War es rechtlich zulässig, auch anzugreifen, oder waren die Soldaten beim Gewalteininsatz nur zur Verteidigung ermächtigt? Und wenn man gegen diese Regeln verstieß, drohte den Soldaten daraufhin ein Gerichtsverfahren?

Um die rechtliche Stellung der Soldaten in Afghanistan festzustellen, muss man die Konfliktlage im Lande präzise völkerrechtlich einordnen. Diese definierte die Bundesstaatsanwaltschaft in Karlsruhe im humanitär-völkerrechtlichen Rahmen als einen „nichtinternationalen, bewaffneten Konflikt“.<sup>86</sup> Infolgedessen entschied in April 2010 die Bundesanwaltschaft, kein Disziplinarverfahren gegen Oberst Klein, den Befehlshaber des Bombardements nahe Kundus, anzustrengen. Dadurch wurde er formal rehabilitiert, obwohl er gegen die Einsatzregeln der NATO verstoßen hatte. Der wichtigste Vorbehalt dabei war, dass Klein den amerikanischen Jagdbomberpiloten versicherte, die deutschen Soldaten seien durch die entführten Tankklaster direkt bedroht. Das stimmte, wie die Untersuchung der NATO feststellte, aber nicht.<sup>87</sup>

Die Umstände und Folgen des Luftangriffs bei Kundus im Herbst 2009, bei dem viele Zivilisten ums Leben kamen, hatten auch eine finanzielle Entschädigung der Opferfamilien zur Folge. Jede der 102 Familien bekam einmalig 5 000 Dollar. Die Bundeswehr wollte damit einen Rechtsstreit mit den Angehörigen der zivilen Opfer vermeiden.<sup>88</sup>

---

<sup>85</sup> Joscha Schmierer, „Kriegswirren. Afghanisches Durcheinander in deutschen Köpfen“, 17. Juli 2009, <http://www.boell.de/internationalepolitik/aussensicherheit/aussen-sicherheit-7198.html> (letzter Zugriff: 27. 2. 2011).

<sup>86</sup> Schaller, „Rechtssicherheit“, 1–3.

<sup>87</sup> Ulrike Demmer, „Trotziger Korpsgeist“, *Der Spiegel*, Nr. 34 (2010).

<sup>88</sup> Matthias Gebauer, „Bundeswehr zahlt Angehörigen halbe Million Dollar“, *Spiegelonline*, 5. August 2010, <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,710355,00.html> (letzter Zugriff: 20. 3. 2011).

## Zunehmende Skepsis

Angesichts der Kontroversen, die mit dem „Kundusfall“ verbunden sind, fällt auf, dass die öffentliche Unterstützung des Afghanistaneinsatzes davon nicht beeinflusst wurde. Im Mai 2010, das heißt acht Monate nach dem Vorfall, lehnten dem Institut für Demoskopie in Allensbach zufolge 65 % Deutschen die Fortsetzung des deutschen militärischen Engagements in Afghanistan ab. Zugleich zögerten 86 % der Befragten im Unterschied zu den Politikern nicht, sich dazu zu bekennen, dass die deutschen Soldaten in diesem Land einen Krieg führten.<sup>89</sup>

Wenn man mittels der Daten des Instituts Forsa die öffentliche Unterstützung für den Afghanistaneinsatz vergleicht, insbesondere im Hinblick auf die möglichen Folgen des Luftangriffes in Kundus, kommt man zur Feststellung, dass zwischen September 2009 und April 2010 die Ablehnung des Einsatzes um sieben Prozentpunkte stieg, von 55 % auf 62 %.<sup>90</sup> Ähnliches zeigt auch die Meinungsumfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr. Aus der beigefügten Tabelle geht klar hervor, dass die öffentliche Zustimmung zum Afghanistaneinsatz im Jahr 2009 um 14 Prozentpunkte im Vergleich zum Vorjahr sank. Im Jahre 2010 setzte diese Abnahme fort: Die Zustimmung sank nochmal von 50 % im Jahre 2009 auf nun nur 44 %, die den Einsatz befürworteten.<sup>91</sup> Freilich muss hier ergänzt werden, dass die Abnahme der Unterstützung für den Afghanistaneinsatz im Jahre 2006 um 15 Prozentpunkte vor allem durch den Skandal um die Totenschädel hervorgerufen wurde.<sup>92</sup>

Dieses Ergebnis konnten auch andere Tatsachen bewirken, zum Beispiel die steigende Anzahl der deutschen Gefallenen in Afghanistan, aber vieles spricht dafür, dass das Bombardement nahe Kundus und die damit verbundenen Umstände den größten Einfluss darauf hatten. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig darauf hinzuweisen, dass aufgrund des 4. Septembers 2009 der Kenntnisstand über den Afghanistaneinsatz in der deutschen Öffentlichkeit merklich

---

<sup>89</sup> Thomas Petersen, „Wird Deutschland am Hindukusch verteidigt?“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26. Mai 2010.

<sup>90</sup> „Regierung: Kein neues Mandat nötig“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. April 2010.

<sup>91</sup> Thomas Bulmahn, „Einstellung zu den Auslandseinsätzen der Bundeswehr“, in *Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der Bevölkerungsbefragung 2010 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr* (Forschungsbericht 94), hrsg. v. Thomas Bulmahn (Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, 2011), 39.

<sup>92</sup> Carolin Hilpert, „Afghanistan und die Bundeswehr im Spiegel der Medien“, in *Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der Bevölkerungsbefragung 2010 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr* (Forschungsbericht 94), hrsg. v. Thomas Bulmahn (Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, 2011), 43.



stieg. Wenn man die Jahre 2008 und 2010 mittels der Daten des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr vergleicht, kommt man zu der Feststellung, dass im Jahre 2010 13 Prozentpunkte mehr (von 44 % auf 57 %) der Befragten die Fakten im Wesentlichen kannten. Gleichzeitig gaben im Jahr 2010 um 11 Prozentpunkte weniger (von 51 % auf 40 %) die Antwort „Weiß nichts konkretes“ über den ISAF Einsatz der Bundeswehr an.<sup>93</sup> Dies kann auch damit zu tun haben, dass sich die Berichterstattung über die Bundeswehr und Afghanistan in den deutschen Medien ab dem Jahre 2006 kontinuierlich intensivierte. Wie es an der folgenden Tabelle zu sehen ist, stellte allerdings das Jahr 2009, als es zum Luftangriff in Kundus kam, bildlich gesprochen den Gipfel der medialen Präsenz dar. Im Jahre 2010 war es ähnlich.<sup>94</sup>

**Tabelle: Zustimmung zum Auslandseinsatz der Bundeswehr in Afghanistan (ISAF) im Zeitvergleich (in Prozent)**

Jahr	2005	2006	2007	2008	2009	2010
Anteil Zustimmung	64	49	60	64	50	44

Anmerkung: Die Anteile „Stimme vollkommen zu“, „Stimme überwiegend zu“ und „Stimme eher zu“ sind zusammengefasst.

Quelle: Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der Bevölkerungsbefragung 2010 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr. Forschungsbericht 94, 2011, S. 39.

Eines ist aber klar. Je mehr die öffentliche Unterstützung für den Afghanistanseinsatz sinkt, desto mehr geraten die deutschen Politiker unter Druck. Das zeigt sich auch an der Einstellung der im Bundestag vertretenen Parteien, die im Jahre 2001 die deutschen Soldaten nach Afghanistan schickten. Man kann in dieser Hinsicht aufgrund der Folgen des „Kundusfalls“ über ein Erodieren des All-Parteien-Konsens sprechen. Die zunehmenden Vorbehalte sind nicht nur bei den Grünen, sondern auch bei Teilen der SPD zunehmend feststellbar.<sup>95</sup> Des Weiteren

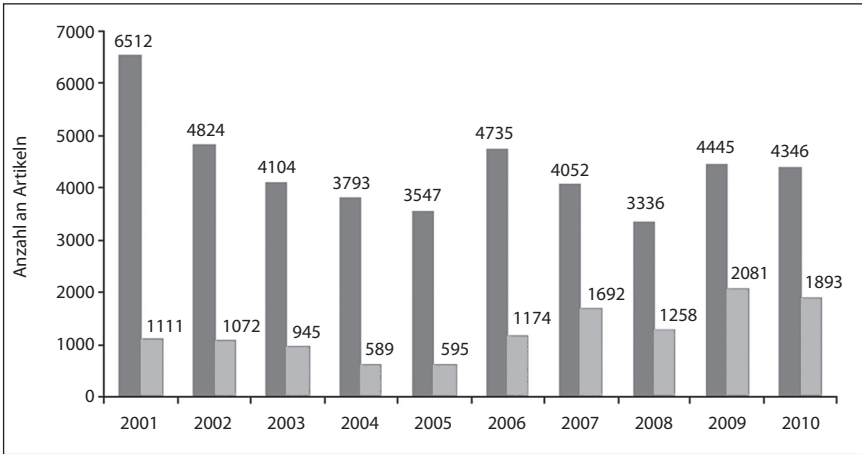
<sup>93</sup> Fiebig, „Auslandseinsätze der Bundeswehr“, 104; und Rüdiger Fiebig, „Kenntnisse über die Auslandseinsätze der Bundeswehr“, in *Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der Bevölkerungsbefragung 2010 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr* (Forschungsbericht 94), hrsg. v. Thomas Bulmahn (Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, 2011), 30.

<sup>94</sup> Hilpert, „Afghanistan“, 48.

<sup>95</sup> Interview von Friedbert Meurer mit Markus Kaim, „Schwarzgelb spielt bei Afghanistan-Einsatz ‚auf Zeit‘“.

stieg die Anzahl der Deutschen an, die der Beendigung des ISAF-Einsatzes in Afghanistan und dem Abzug aller Soldaten zustimmten. Im Jahre 2010 waren es 36 % der Befragten, im Vergleich zu 28 % im Jahre 2007.<sup>96</sup>

Abbildung: **Berichterstattung zur Bundeswehr und Afghanistan**



Quelle: Sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsklima in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der Bevölkerungsbefragung 2010 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr. Forschungsbericht 94, 2011, s. 48.

## Rücktritt des Bundespräsidenten Horst Köhler

Dass das Thema des Afghanistaneinsatzes sorgfältig öffentlich behandelt werden muss, hat unter anderem der Rücktritt des Bundespräsidenten Horst Köhler, einem der beliebtesten deutschen Politiker, Ende Mai 2010 belegt. Köhler äußerte sich während eines kurzen Besuches in Afghanistan, wo er die deutschen Soldaten vor Ort befördern wollte, in einem Interview zu den Gründen für das Engagement der Bundeswehr in Afghanistan. „Meine Einschätzung ist aber, [...] dass ein Land unserer Größe mit dieser Außenhandelsorientierung und damit auch Außenhandelsabhängigkeit auch wissen muss, dass im Zweifel, im Notfall

<sup>96</sup> Fiebig, „Auslandseinsätze der Bundeswehr“, 122; und Fiebig, „Kenntnisse über die Auslandseinsätze“, 57.

auch militärischer Einsatz notwendig ist, um unsere Interessen zu wahren, zum Beispiel freie Handelswege.“<sup>97</sup>

Diese Aussage erregte viel Aufsehen, da sie als eine Begründung für Kriegseinsätze aus wirtschaftlichen Interessen interpretiert wurde. Auch wenn der Bundespräsident nachher solche Interpretationen ablehnte, konnte er diese eher unglückliche bzw. missverständliche Aussage nicht mehr zurücknehmen. Infolgedessen wurde er von allen Seiten heftig kritisiert.<sup>98</sup> Diese Kritik, ein Gefühl des nicht Verstehens und der nicht ausreichenden politischen Unterstützung bewog ihn dann zur Niederlegung seines Präsidentenamtes.<sup>99</sup> Die öffentliche Benennung der politischen Motive, die hinter dem militärischen Engagements in Afghanistan stecken, darf jedoch als einer der wichtigsten Impulse dafür angesehen werden. Daher kann auch hier im Grunde genommen ein Zusammenhang mit dem Fall von Kundus gesehen werden. Dies gilt vor allem im Hinblick auf die langjährige Vermeidung der Diskussion über das militärische Engagement Deutschlands in Afghanistan.

## Schlussfolgerung

Der Fall von Kundus und die damit verbundenen Umstände und Folgen schufen im Grunde genommen die geeigneten Voraussetzungen für eine grundsätzliche politische und öffentliche Debatte über den Afghanistaneseinsatz, die seit dem Jahr 2001 in Deutschland nicht wirklich stattfand. Die Hauptfrage lautet dabei, ob das Potenzial des 4. Septembers dafür ausgenutzt wurde, oder ob der Status quo erhalten blieb.

Es ist davon auszugehen, dass die Kontroversen, die den Fall von Kundus begleiteten, in der Tat einiges veränderten. Den Deutschen wurde aufgrund des Luftangriffs bei Kundus bewusst, dass die Soldaten der Bundeswehr nicht nur Entwicklungshilfe in Afghanistan leisteten, sondern dabei auch kämpfen mussten. In diesem Sinne stellte der Fall von Kundus bildlich gesprochen das Ende einer Illusion dar, in der die deutsche Öffentlichkeit einige Zeit lebte. Diese neue Wahrnehmung, verbunden mit den Risiken und Problemen eines solchen Einsatzes, wurde auch durch die steigende Opferanzahl des deutschen Kontingents im Frühling 2010 ermöglicht. Infolgedessen war das Bild über die afghanische

---

<sup>97</sup> Sebastian Fischer, Veit Medick und Severin Weiland, „Köhler geht in Deckung“, *Spiegelonline*, 27. Mai 2010, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,697144,00.html> (letzter Zugriff: 23. 4. 2011).

<sup>98</sup> *Ibid.*

<sup>99</sup> Eckart Lohse und Markus Wehner, „Die Einsamkeit des Präsidenten“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 6. Juni 2010.

Stabilisierungsmission nicht mehr zu halten und die deutschen Politiker konnten nicht mehr mit dieser Bezeichnung des Afghanistaneinsatzes arbeiten. Die Bundesregierung war unter dem medialen Druck, der aufgrund des 4. Septembers 2009 entstand, gezwungen, das Geschehen in Afghanistan entsprechend der Realität mit den richtigen Worten zu bezeichnen, was bisher vermieden worden war. Allmählich erkannten die Regierungsmitglieder an, dass es sich in Afghanistan um einen Krieg handelte.

Die deutsche Öffentlichkeit war über das reale Ausmaß des Einsatzes der Bundeswehr in Afghanistan nicht genug informiert und daher durch den Luftangriff schockiert. Zugleich wurde das niedrige öffentliche Interesse am Einsatz am Hindukusch durch das nicht ausreichende Engagement der Politiker bewirkt. Entweder wollten sich die Politiker die afghanische Realität nicht eingestehen oder diese aus wahltaktischer Raison verhüllen. Dahinter konnte eine Befürchtung stecken, dass mit der Anerkennung des realen Ausmaßes des Afghanistaneinsatzes die Akzeptanz des Afghanistanengagements in der deutschen Wählerschaft noch weiter gesunken wäre. Diese Vorstellung entpuppte sich als fehlerhaft und kontraproduktiv, wie das Bombardement nahe Kundus zeigte.

Zusammen mit der steigenden Anzahl der gefallenen deutschen Soldaten in Afghanistan bewirkte der Luftangriff in Kundus eine weitere Abnahme der öffentlichen und politischen Unterstützung der Mission. Gleichzeitig stimmten immer mehr Deutsche dafür, die Bundeswehr aus Afghanistan abzuziehen. Beides kann damit zusammenhängen, dass die mediale Berichterstattung zur Bundeswehr und Afghanistan in den Jahren 2009 und 2010 erheblich anstieg und die deutsche Öffentlichkeit über den Afghanistaneinsatz besser informiert wurde. Hier lässt sich einigermaßen konstatieren: Je mehr die Deutschen über das reale Ausmaß des Afghanistaneinsatzes wussten, desto mehr lehnten sie es ab.

Des Weiteren wählten die deutschen Politiker ein wenig geeignete Art der Kommunikation mit der Öffentlichkeit. Das veränderte sich erst nach dem 4. September 2009. Abgesehen von der Einsicht, dass der Konflikt in Afghanistan als ein Krieg bezeichnet werden kann, waren die deutschen Politiker gezwungen, die offizielle Begründung der Teilnahme am Einsatz zu verändern. Darüber hinaus forderte die Bundeskanzlerin Merkel erstmals öffentlich die deutschen Politiker zum größeren Bekenntnis zum Afghanistaneinsatz auf. Inwiefern dieses Thema sensibel war und ist, zeigte auch der plötzliche Rücktritt des Bundespräsidenten Horst Köhler, der mit seiner kritisierten Äußerung zu den angeblichen wirtschaftlichen Gründen für die Kriegsteilnahme zusammenhing.

Es lässt sich beobachten, dass die Debatte über den Luftangriff im Herbst 2009 bei Kundus vor allem mittels der Medien geführt wurde und die deutschen

Politiker erst danach darauf reagierten – und das vor allem aufgrund der in der Presse neu veröffentlichten Enthüllungen.

Eines ist aber klar: Nach dem Fall von Kundus wurde es auf jeden Fall sehr schwierig, das Vertrauen zumindest eines Teils der deutschen Bevölkerung zum Afghanistaneinsatz wiederzugewinnen. Wenn man noch dazu die gewisse Verlegenheit der politischen Entscheidungsträger betrachtet, was die Begründung der Mission am Hindukusch angeht, ist eher zusammen mit einer nicht gerade erfolgreichen Entwicklung am Hindukusch mit einer weiteren öffentlichen Abnahme der Zustimmung zum Einsatz zu rechnen. Dies kann neben dem größeren Druck auf die Politiker auch einen Einfluss auf weitere Auslandseinsätze der Bundeswehr haben. In der Zukunft wird es unerlässlich sein, eindeutig die Ziele des Auslandseinsatzes zu definieren, einschließlich des Verfahrens, wie es zu erreichen ist.

Deutschland muss grundsätzlich öffentlich diskutieren, wie weit die deutschen Sicherheitsinteressen reichen und welche Rolle dabei die Bundeswehr übernehmen sollte. Vielleicht war der Kundusfall dazu ein Impuls, er war jedoch kein Auslöser einer solchen Debatte. Insgesamt veränderte sich in diesem Sinne nicht so viel. Das Problem der Kommunikation zwischen Politikern und Bürgern dauert weiter an. Auch wenn sich ein neuer Zugang der deutschen Politiker zu dieser Problematik nach dem 4. September andeutet, vor allem in dem Sinne, sich für das deutsche militärische Engagements am Hindukusch mehr zu bekennen, reicht das nicht aus. Der Afghanistaneinsatz wurde im Jahre 2009 und 2010 zwar mehr diskutiert, aber das Potential des Falles von Kundus wurde von der politischen Elite nicht genügend ausgenutzt. Ob es bei den neuen verteidigungspolitischen Richtlinien von diesem Jahr anders sein wird, bleibt noch offen.



## DIE BENEŠ-BÜCHER DER PUBLIZISTIN SIDONIA DEDINA: VON EINEM AUSDRUCK DES PROBLEMATISCHEN KANONS IM DISKURS ÜBER DEN TSCHECHISCH-(SUDETEN)DEUTSCHEN THEMENKOMPLEX\*

---

PETR ŠAFAŘÍK

### Abstract

Sidonia Dedina's Books on Edvard Beneš

This article deals with two non-fiction books authored by writer and journalist Sidonia Dedina. It examines these two books critically in the context of contemporary contentious issues in Czech-German relations. First, the article discusses a number of Dedina's factual errors. Second, it provides an analysis of the discourse strategies employed for demonizing the historical figure of Edvard Beneš. The article draws analogies with the tendentious political discourse of certain Sudeten German organizations while exploring different reception of the concerned publications. It shows that the impact of Dedina's books on the discourse dealing with historic traumas in the Czech-German relations is very negligible. The reason lies in the fact that the outbreak of extensive research of a wide range of themes in Czech-German relations after 1989 has reduced opportunities for a biased treatment of historical materials.

**Keywords:** Czech-German relations, Sudeten Germans, Sidonia Dedina, Edvard Beneš

### Einleitung

Dieser Aufsatz befasst sich mit zwei Büchern der Publizistin Sidonia Dedina über Edvard Beneš. Die Werke werden hier als Beispiel für einige umstrittene

---

\* Ich bedanke mich sehr bei zwei anonymen Rezensenten meines Manuskripts für deren sehr interessante Anmerkungen und Empfehlungen. Aus räumlichen Gründen war ich nicht imstande, alle Vorschläge zu verarbeiten. Ich werde mich jedenfalls bemühen, die Ratschläge in weiteren Studien zum selben Themenkomplex mehr zur Geltung zu bringen.

Stimmen im Diskurs über die tschechisch-(sudeten)deutsche Problematik betrachtet. Nach einer Darstellung des Kontextes der tschechischen und tschechisch-deutschen wissenschaftlichen und kulturpolitischen Aktivitäten bezüglich des sudetendeutschen Themenkomplexes und bezüglich der Figur des Präsidenten Edvard Beneš werden in diesem Artikel sowohl die faktographische als auch die rhetorische Ebene von Dedinas Beneš-Büchern erforscht und bewertet. Die Aufmerksamkeit wird auch der Rezeption dieser Werke in Deutschland und Tschechien gewidmet.

Als kurz nach der Wende – eigentlich noch während der „Samtenen Revolution“ im Winter 1989 – der damals aus dem Dissens zur akademischen Historiographie zurückkehrende Historiker Jan Křen in seiner prompt herausgegebenen Broschüre „Die weißen Flecken in unseren Geschichte“ die Desiderate sowie die politischen, nationalen und ideologischen Engpässe der tschechischen Geschichtsschreibung aufzählte, konstatierte er über den zweiten tschechoslowakischen Präsidenten Edvard Beneš, dass er historiographisch gesehen „ein unbeschriebenes Blatt“ darstelle.<sup>1</sup> Ähnliches galt damals nach vierzig Jahren unfreier Forschung auch über den Stand der Erkenntnisse in vielen anderen Bereichen, unter anderem auch über die Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern und über die tschechisch-(sudeten)deutschen Beziehungen, wo übrigens einige Themen mit der Wirkung von Edvard Beneš zusammenhingen.

Nach mehr als zwanzig Jahren seit dem Lagebericht von Jan Křen lässt sich konstatieren, dass auch in den genannten Bereichen in der Tschechischen Republik recht viel erforscht und veröffentlicht wurde, unter anderem im Rahmen der internationalen – davon meistens tschechisch-deutschen – Zusammenarbeit.

Eine besondere Aufmerksamkeit wurde der spannungs- und konfliktreichen Periode 1938–1945 gewidmet. Davon erweckte vor allem das brisante Thema der Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakei, das heißt samt der Problematik der sogenannten Beneš-Dekrete, besonders großes Interesse. Die Bearbeitung des sudetendeutschen Themenkomplexes wurde bereits auch auf der metahistoriographischen und gesellschaftlichen Ebene reflektiert.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Jan Křen, *Bílá místa v našich dějinách?* (Praha: Lidové noviny, 1990), 41.

<sup>2</sup> Siehe beispielsweise Miroslav Kunštát und Michal Kopeček, „Sudetoněmecká otázka“ v české akademické debatě po roce 1989“, *Soudobé dějiny* 10, Nr. 3 (2003): 293–318; Eva Hahn und Hans H. Hahn, *Sudetoněmecká vzpomínání a zapomínání* (Olomouc: Votobia, 2002) und Eva Hahn, *Sudetoněmecký problém: obtížné loučení s minulostí* (Ústí n. Labem: Albis international, 1999). Vgl. auch Petr Šafařík, „Die Legende eines gewissen Herrn Dolchstoß, ein geheimnisvoller Fragebogen und weitere Freuden“, *Acta Universitatis Carolinae – Studia Territoria* 10, Nr. 3–4 (2010): 178–189. Der Rezensionssessay analysiert manche Klischees und andere Unzulänglichkeiten bei der Behandlung des tschechisch-(sudeten)deutschen Themas in der Monographie Michaela Peroutková, *Vyhánění: jeho obraz v české a německé literatuře a ve vzpomínkách* (Praha: Libri, 2008), auf deutsch erschien



Dies betrifft nicht nur die Forschung. In der Publizistik, in der massenmedialen Reflexion, in der Kunst, Film- und Fernsehdokumentaristik in der Tschechischen Republik gehört die tschechisch-deutsche Beziehung, sowie das „sudeten-deutsche Problem“ zu den oft diskutierten Themenkomplexen.<sup>3</sup>

Die Bearbeitung des Themas ist institutionell und bei einigen Subjekten auch finanziell gut versorgt. Neben traditionellen Universitäts- und Forschungsinstituten, wozu man nach mehr als 50 Jahren der Existenz und Ausprofilierung des Forschungsniveaus auch das Münchner Collegium Carolinum zählen muss, arbeitet man auch zu diesem Themenkomplex an einigen jüngeren Institutionen wie zum Beispiel – seit 1991 – am Institut für Slavisch-Germanische Studien an der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Aussig (Ústí nad Labem) oder an dem im Jahre 1994 gegründeten Lehrstuhl für deutsche und österreichische Studien des Instituts für internationale Studien an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Karls-Universität in Prag.

Es wirken auf diesem Feld spezielle Institutionen wie die Deutsch-tschechische Historikerkommission oder das im Jahre 2006 gegründete Collegium Bohemicum, das sich dem Kulturerbe der deutschsprachigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern widmet. Organisatorisch-finanziell sind der Deutsch-tschechische Zukunftsfonds und der Zukunftsfonds der Republik Österreich von Bedeutung, abgesehen von den Veranstaltungs- und Publikationsbemühungen sudetendeutscher Organisationen wie der Ackermann-Gemeinde, der Seliger-Gemeinde und der deutsch-tschechischen Bernard Bolzano-Gesellschaft. Nicht zu vergessen sind Veranstaltungen der in der Tschechischen Republik wirkenden Arbeitsstellen der deutschen politischen Stiftungen wie der Konrad-Adenauer-Stiftung, der Friedrich-Ebert-Stiftung, der Friedrich-Naumann-Stiftung oder der Heinrich-Böll-Stiftung.

---

Peroutková Studie als Michaela Peroutková, *Literarische und mündliche Erzählungen über die Vertreibung: ein deutsch-tschechischer Vergleich* (Duisburg: WiKu, 2006).

<sup>3</sup> Ich erwähne hier bloß einige Beispiele aus der Kinematographie und Fernseh- und Rundfunkdokumentaristik. Aus der älteren Zeit sind vor allem die Filme nennenswert, die der Regisseur František Vlášil nach den Drehbüchern von Vladimír Kórner drehte (*Adelheid*, 1969; *Údolí věel*, 1967); weiter vor allem *Kočár do Vídně* (Reg. Karel Kachyňa, 1966). Aus den tschechischen Dokumentarfilmen kann man *Masakr na švédských šancích* (Reg. Jana Hádková, 2000) nennen; aus der jüngeren Zeit dann *Zabijení po česku* (Reg. David Vondráček, 2010) und *Kříž s vlastní minulostí* (Reg. Marcel Petrov, 2011). Relevante Motive findet man auch in den Dokumenten *Poustevna, das ist Paradies!* (Reg. Martin Dušek, Ondřej Provazník, 2007) und manchmal im Zyklus der Rundfunkdokumente des Tschechischen Rundfunks (*Český rozhlas Příběhy 20. století* (Geschichten des 20. Jahrhunderts). Aus den neueren Spielfilmen ist vor allem *Habermannův mlýn* (Reg. Juraj Herz, 2010) anzugeben und wegen kleineren Motiven auch Filme wie *Mistři* (Reg. Marek Najbrt, 2004) oder *Grandhotel* (Reg. David Ondříček, 2006).

## „Nebenwege“ des Diskurses über die tschechisch-(sudeten)deutsche Problematik

Neben den wissenschaftlichen und offiziellen politisch-kulturellen Bemühungen und einigen bürgerlichen Aktivitäten, die noch weiter erwähnt werden, gibt es im öffentlichen Diskurs über das tschechisch-(sudeten)deutsche Problem auch Stimmen, die mit Radikalität der Thesen und Rhetorik vom Hauptstrom des Diskurses abweichen. Dieser Artikel befasst sich mit einer der ausdrucksvollen, ja aggressiven Randstimmen, und zwar mit den Edvard Beneš-Dokumentarromanen von der Journalistin, Schriftstellerin und bildenden Künstlerin Sidonia Dedina.<sup>4</sup> Die Aufmerksamkeit wird vor allem der tschechischen Ausgabe des Dokumentarromans *Der Pyrrhussieg des Edvard Beneš* (*Pyrrhovo vítězství Edvarda Beneše*) gewidmet.<sup>5</sup>

Ich habe das Thema vor allem deshalb gewählt, weil Dedinas Abhandlungen zwar einen besonderen, in manchem auch extremen Typ im Diskurs über die tschechisch-(sudeten)deutsche Problematik darstellen, gleichzeitig aber einige Verbindungen und Ähnlichkeiten mit Texten des diskursiven Hauptstromes aufweisen. Zum Beispiel nicht nur aus der Lektüre von Zeitungen der deutschen Vertriebenen, wie etwa die Sudetendeutsche Zeitung, die Preußische Allgemeine Zeitung (d. h. das ehemalige Ostpreußenblatt) und Schlesische Nachrichten oder aus einigen publizistischen Aussagen der tschechisch-(sudeten)deutschen Diskussionen kann man erkennen, dass in anderen Formaten und Genren als im Dokumentarroman viele der problematischen Behauptungen, Einstellungen und rhetorischen Wendungen weiter benutzt werden, die auch Sidonia Dedina anwendet.

Ihr Werk kann einen größeren Einfluss haben, als man in der Tschechischen Republik oder in den deutschsprachigen Ländern vermutet. Der erste Beneš-Dokumentarroman von Sidonia Dedina wurde nämlich ins Englische übersetzt, die englische Übersetzung ihres zweiten Edvard Beneš-Dokumentarromans wird vorbereitet.<sup>6</sup> Deshalb versucht dieser Artikel, in der Hoffnung auf eine allgemeinere

---

<sup>4</sup> Den Namen der Autorin gebe ich in dieser Abhandlung außer der bibliographischen Angabe der tschechischen Versionen von Dedinas Dokumentarromane so an, wie sie in Deutschland genannt wird, also Sidonia Dedina.

<sup>5</sup> Sidonia Dědinová, *Pyrrhovo vítězství Edvarda Beneše. Dokumentární román* (Ústí nad Orlicí: Oftis, 2008).

<sup>6</sup> Sidonia Dedina, *Edvard Beneš – der Liquidator*. Auf Tschechisch: Sidonia Dědinová, *Edvard Beneš – likvidátor. Dokumentární román* (Praha: Annonce, 2003). Das Buch wurde bereits im Jahre 2001 ins Englische übersetzt, vgl. zwei positive US-amerikanische Rezensionen auf der Internetseite des Übersetzers Rudolf Pueschel – <http://rudolf-pueschel.com/id3.html> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012). Der Übersetzer arbeitet seinen Wörtern nach an der Übersetzung des zweiten Dedinas Beneš-Dokumentarromans, siehe <http://rudolf-pueschel.com/id2.html> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

Geltung der durchgeführten Analyse, ebenfalls die faktographische Seite von Dedinas Dokumentarroman gründlich zu überprüfen und zu bewerten.

Ich versuche in dieser Abhandlung auch einige breitere Zusammenhänge und Fakten des entsprechenden Diskurses aufzuzeigen. Weil das Buch von Sidonia Dedina sowohl explizit als auch implizit auf eine sehr umstrittene Art den Kontext der bisherigen Erkenntnisse der sudetendeutschen Problematik und der Politik und Person von Edvard Beneš darstellt, knüpfe ich unten an die Einführung an und zeige vorab noch einige Tatsachen und Fakten des tschechisch-(sudeten)deutschen Diskurses nach dem Jahr 1989 auf.

## **Sprachegebrauch, Übersetzungen, Bibliotheken**

Zum Milieu der Kommunikationsnetze, in denen die tschechisch-(sudeten) deutsche Problematik ebenfalls diskutiert wird, gehören auch Bürgervereinigungen. Es sei hier bloß die Organisation Antikomplex genannt, die sich seit dem Jahre 1998 der Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern und dem tschechisch-deutschen Dialog widmet (mit einer polemischen Schärfe gegen das traditionelle tschechische Herangehen) und unter anderem Bücher über das tschechische, früher im großen Ausmaß von Deutschen bewohnten Grenzland publiziert. Dazu ein konkretes Beispiel, dass der Diskurs über die tschechisch-(sudeten)deutsche Problematik in der Tschechischen Republik seit langem gar nicht so ist, wie es Sidonia Dedina und einige Publizisten behaupten (s. unten). Bei dem Antikomplex ist umstritten, wie diese Bürgervereinigung – wie eigentlich viele tschechische Publizisten und andere einflussreichere Subjekte des öffentlichen Diskurses auch – in ihren Texten fast konsequent den Namen Sudetenland (tsch. Sudety) als Synonym für das Grenzgebiet der Tschechischen Republik anwenden.<sup>7</sup>

Der Name Sudetenland ist jedoch als kurze Bezeichnung des „Reichsgaues Sudetenland“ von der Bedeutung her semantisch vorbelastet, zudem suggeriert er eine geographische, historische und ethnische, gar nationale Einheit des ganzen Grenzgebietes der böhmischen Länder, die es in der Wirklichkeit nie gab, ganz abgesehen von dem üblen Beigeschmack aufgrund der Entstehung und des Charakters des einstigen Reichsgaues. An der bereits angesprochenen Diskussion über den Begriff „Sudety“ ändert die Tatsache, dass der Reichsgau Sudetenland

---

<sup>7</sup> Vgl. z. B. den terminologischen Standpunkt zu „Sudety“ samt der proklamierten Absicht den Usus zu verschieben aus dem Feder des vorderen Mitglieds des Antikomplexes Matěj Spurný, der Historiker und Publizist ist: Matěj Spurný, „Naše otázka (Patnáct let diskuzí o odsunu)“, *Souvislosti* 16, Nr. 3 (2005): 86–99. Der Text wurde kopiert auf der Internetseite von Antikomplex: <http://www.antikomplex.cz/clanek/77-nase-otazka/> (letzter Zugriff: 14. 1. 2012).

bei weitem nicht alle nach dem Münchner Abkommen abgetretenen tschechischen Gebiete umfasste, nichts. Eine quantitative Analyse der Verwendung des Wortes Sudetenland im allgemeinen tschechischen Sprachgebrauch würde sehr wahrscheinlich die Herausbildung oder eher Festigung eines solchen Gebrauchs bestätigen, wie ihn die Publizisten aus dem Antikomplex und viele andere pflegen.

Ein anderes Beispiel des gegenwärtigen Diskurses des behandelten Themas stellen Termine dar, die zur Bezeichnung des Prozesses der Zwangsmigration der Deutschen aus Mitteleuropa während des zweiten Weltkrieges und danach benutzt werden. Obwohl das Wort Zwangsmigration recht verschiedene Vorgänge, wie die Übersiedlung der Deutschen durch das NS-Regime, Flucht, Vertreibung und Abschiebung (Zwangaussiedlung) umfasst, setzt sich im allgemeinen tschechischen Sprachgebrauch immer mehr die kurze, faktisch und semantisch umstrittene Bezeichnung „Vertreibung“ (tsch. vyhnání) durch. Es bietet sich zur Analyse an, wie der deutsche Umgang mit dem Begriff der Vertreibung den tschechischen Diskurs beeinflusst.

Eine wichtige Rolle fällt hier den Massenmedien zu. Zum Beispiel der liberalen tschechischen Wochenzeitung Respekt, die in der Tschechischen Republik relativ einflussreich beim sog. „Agenda-Setting“ ist und deren Journalisten sehr oft als externe Kommentatoren in die Sendungen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks eingeladen werden. Diese Autoren verwenden ausschließlich den Ausdruck Vertreibung. Eine diskursive Analyse der Repräsentation des tschechisch-(sudeten) deutschen Themenkomplexes in der Wochenzeitung Respekt würde den umstrittenen Sprachgebrauch zweifelsohne belegen. Die Bemühung von Respekt bezieht sich u. a. auf die Veränderung des lange Zeit geltenden tschechischen Usus, den Prozess der Nachkriegszwangsmigrationen mit einem Wort nur als Abschub (tsch. odsun) zu bezeichnen, bzw. mit der Differenzierung des „wilden Abschubs“ (tsch. divoký odsun) als Bezeichnung für das Gewaltgeschehen bis zum Abschluss des Potsdamer Abkommens.<sup>8</sup> Die Vorstellung über das Ausmaß der Tabuisierung und des propagandistischen Missbrauches des Themas der Vertreibung und Zwangaussiedlung aus der kommunistischen Zeit ist aber seitens Respekt so übertrieben, dass sie zu einer neuen Form von Tendenziosität und Einseitigkeit führt.<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> Vgl. hierzu Eva Hahn, *Sudetoněmecký problém*, 158–159. Es ist bemerkenswert, dass hier die Kritik von Eva Hahn gegenüber dem Wort odsun (Abschub) trotz quasi-philologischer Äußerungen nur intuitiv und laienhaft, also wenig überzeugend, ist. Es ähnelt der terminologischen Praxis der Tageszeitung Respekt und einiger anderen Medien und Publizisten. Es lässt u. a. die Tatsache der Anwendung des englischen Wortes Transfer in entsprechenden Passagen des Potsdamer Abkommens über die Zwangaussiedlungen der Deutschen aus Mitteleuropa außer Acht.

<sup>9</sup> Ein Versuch, die Repräsentation des Themas in der Wochenzeitung Respekt zu erfassen (jedoch von einer Respekt nahen Positionen her) stellt folgende studentische Arbeit dar: Josef Kopecký, *Obraz*

Die von der Deutsch-tschechischen Historikerkommission – allerdings schwach und unsystematisch – vertretene Empfehlung, die Zwangsmigrationen in der Tschechoslowakei mit der Wendung „Vertreibung und Zwangsaussiedlung“ zu bezeichnen,<sup>10</sup> scheint nicht wirksam zu sein. Genaue Untersuchungen, wozu man unter anderem die Sprachdatenbanken wie den Tschechischen Nationalkorpus (tsch. Český národní korpus) ausnutzen könnte, wurden jedoch zu diesem Thema – ähnlich wie im Falle des Ausdrucks Sudetenland (tsch. Sudety) – bislang nicht durchgeführt.

Man sollte in diesem Kontext auf einen weiteren Aspekt hinweisen, in dem sich die tschechischen Ausgaben der Beneš-Dokumentarromane von Sidonia Dedina bewegen. Es handelt sich dabei um Defizite in der Übersetzungsarbeit für deutsch-tschechische bzw. tschechisch-deutsche Werke, die sich mit der sudeten-deutschen Problematik oder mit Edvard Beneš befassen. Es besteht hier eine markante Asymmetrie. Man kann zwar viele relevante deutsche Abhandlungen auf Tschechisch lesen und einige Studien wurden, vor allem im Rahmen der Tätigkeit der Deutsch-tschechischen Historikerkommission – manchmal sogar zweisprachig – herausgegeben, aber sehr wichtige tschechische Arbeiten über das Thema sind noch immer nicht übersetzt.<sup>11</sup> Demgegenüber gelangen auch solche Übersetzungen aus dem Deutschen zu tschechischen Lesern, deren inhaltlicher Wert sehr gering ist. Einige dieser Bände, seien es Sachbücher, Erinnerungen oder politische Publizistik, hängen durch thematische Akzente und Rhetorik eng mit den Paradigmen und Interessen der politischen Basis der Vertriebenenorganisationen zusammen.<sup>12</sup> Manchmal beinhalten sie auch solche Wendungen und rhetorische

---

česko-německých vztahů v Rudém právu a v týdeníku Respekt v letech 1991–1995 (Diplomarbeit, Univerzita Karlova, 1997).

<sup>10</sup> Siehe Gemeinsame deutsch-tschechische Historikerkommission, Hrsg., *Konfliktgemeinschaft, Katastrophe, Entspannung: Skizze einer Darstellung der deutsch-tschechischen Geschichte seit dem 19. Jahrhundert – Konfliktní společenství, katastrofa, uvolnění: náčrt výkladu německo-českých dějin od 19. století* (München: Oldenbourg, 1996).

<sup>11</sup> Beispielsweise Václav Houžvička, *Návraty sudetské otázky* (Praha: Karolinum, 2005); Jan Kuklík, *Mýty a realita tzv. „Benešových dekretů“: dekrety prezidenta republiky 1940–1945* (Praha: Linde, 2002); weiter auch mehrere Beiträge von dem profilierten tschechischen Rechtswissenschaftler und Rechtshistoriker Václav Pavlíček. Andererseits wäre es hilfreich, z. B. Monographien von Samuel Salzborn über die Konzepte und Politik der Vertriebenenverbände ins Tschechische zu übersetzen: Samuel Salzborn, *Heimatrecht und Volkstumskampf: außenpolitische Konzepte der Vertriebenenverbände und ihre praktische Umsetzung* (Hannover: Offizin, 2001); und Samuel Salzborn, *Geteilte Erinnerung: die deutsch-tschechischen Beziehungen und die sudetendeutsche Vergangenheit* (Frankfurt am Main: Lang, 2008).

<sup>12</sup> Siehe z. B. Rudolf Grulich et al. (Arbeitskreis Sudetendeutscher Studenten), Hrsg., *Stationen deutsch-tschechischer Geschichte* (Giessen: Justus-Liebig-Universität, 1990); Gerd Kleining und Josef Weikert, *Sudetští Němci: vyhnání: etnická čistka* (Opava: Open Education & Sciences, 2000); Franz

Strategien, die Zusammenhänge mit dem völkischen und auch dem nationalsozialistischen Sprachgebrauch aufweisen.<sup>13</sup>

Man muss auch in Betracht ziehen, dass vor allem bezüglich der Edvard Beneš-Stereotype im öffentlichen deutschen Raum sehr problematische Texte, auch außerhalb des Vertriebenenmilieus, entstehen und damit auch durch deutsche Massenmedien, Unterrichtsmaterialien und Aussagen von Spitzenpolitikern umstrittene Geschichtsbilder schaffen.<sup>14</sup>

Beim Blick auf den Stand der relevanten Fachliteratur ist vor allem die Tatsache zu betonen, dass bis heute in der deutschen Historiographie keine große Monographie über Edvard Beneš vorliegt.<sup>15</sup> Dieses Desiderat ist schwerwiegend – es wurden und werden immer noch teils sehr starke Aussprüche über Edvard Beneš in Deutschland gemacht. Merkwürdigerweise wird in Deutschland (und Österreich) diese Lücke nicht einmal mit Übersetzungen gefüllt.

Überdies – in den deutschen Bibliotheken scheint die Bemühung, neue Literatur zum Thema zumindest in tschechischen oder englischen Originalen zu haben, gering zu sein. Ich habe hierzu eine sehr kleine Probe mit Anwendung von online-Katalogen der Universitätsbibliotheken der Freien Universität Berlin,<sup>16</sup> der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München<sup>17</sup> und der Universität Hamburg<sup>18</sup> durchgeführt. In der Bibliothek der Freien Universität Berlin findet man die Monographie *The life of Edvard Beneš, 1884–1948* von Zbyněk Zeman und Antonín Klimek,<sup>19</sup> die Bibliothek der Hamburger Universität hat neben diesem Buch auch die auf Tschechisch verfasste Biographie des Präsidenten Beneš geschrieben von

---

Bauer et al., Hrsg., *Tisíc let česko-německých vztahů: data, jména a fakta k politickému, kulturnímu a církevnímu vývoji v českých zemích* (Praha: Panevropa Praha, 1995). Vgl. dazu die Kritik von Hahn und Hahn, *Sudetoněmecká vzpomínání*, 162–170. Weiter siehe tschechische Ausgabe des Handbuchs der historischen Stätten Joachim Bahlcke et al., Hrsg., *Böhmen und Mähren* (Stuttgart: Kröner-Verlag, 1998); Joachim Bahlcke et al., Hrsg., *Lexikon historických míst Čech, Moravy a Slezska* (Praha: Argo, 2001); vgl. auch hierzu kritisch Hahn und Hahn, *Sudetoněmecká vzpomínání*, 171–182.

<sup>13</sup> Vgl. Hahn und Hahn, *Sudetoněmecká vzpomínání*, 111–119.

<sup>14</sup> Vgl. Eva Hahn und Hans H. Hahn, *Die Vertreibung im deutschen Erinnern* (Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2010), 83–98.

<sup>15</sup> Das neunzigseitige, aus einer studentischen Arbeit entstandene kompilative Buch von Daniel Neval ist eng aufgefasst – Daniel Neval, *Vorsehung und Auftrag. Politik und Geschichte bei Edvard Beneš* (Leipzig, Berlin: Kirchhof und Franke, 2002).

<sup>16</sup> Die Adresse des Online-Kataloges der Universitätsbibliothek der Freien Universität in Berlin: <http://aleph-www.ub.fu-berlin.de/F> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>17</sup> Die Adresse des Online-Kataloges der LMU-Universitätsbibliothek: <https://opacplus.ub.uni-muenchen.de/InfoGuideClient.ubmsis/start.do?Login=igubm> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>18</sup> Die Adresse des Online-Kataloges der Universitätsbibliothek Hamburg: <https://kataloge.uni-hamburg.de/DB=1/LNG=DU> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>19</sup> Zbyněk Zeman und Antonín Klimek, *The life of Edvard Beneš, 1884–1948: Czechoslovakia in peace and war* (Oxford: Clarendon Press, 1997).

Zbyněk Zeman.<sup>20</sup> Keine dieser drei Universitätsbibliotheken (der drei größten deutschen Städte) bietet die jüngere zweibändige, sehr umfangreiche Beneš-Biographie von Jindřich Dejmek<sup>21</sup> oder das wichtige Buch von Václav Houžvička „Rückkehr der sudetendeutschen Frage“ an.<sup>22</sup> Das gleiche gilt für das bereits erwähnte dünne Buch von Daniel Neval *Vorsehung und Auftrag. Politik und Geschichte bei Edvard Beneš*, das sich um ein Porträt von Edvard Beneš im Kontext der außen- und innenpolitischen Rahmenbedingungen bemüht.

Noch ein wenig mehr dazu, wie es mit der tschechischen Fachliteratur über die sogenannten Beneš-Dekrete in den drei genannten Bibliotheksbeständen aussieht. In der Universitätsbibliothek der Universität Hamburg findet man das Buch *Mythen und Realität der sog. „Beneš-Dekrete“* von Jan Kuklík junior<sup>23</sup>; ebenda und an der FU Berlin bietet man den Band *„Deutsche und Ungarn in den Dekreten des Präsidenten der Republik“*.<sup>24</sup> Die Münchner UB besitzt aus der tschechischen Produktion ein dünnes Buch *„Causa: die sog. Beneš-Dekrete“*<sup>25</sup> – sein Umfang sind 101 Seiten gegenüber den 688 Seiten des vorher genannten Sammelbandes. Das Schlagwort „Tschechoslowakei/Beneš-Dekrete“ im Katalog der Münchner Universitätsbibliothek bietet daneben acht weitere Bücher verschiedener Ausrichtung, ausschließlich aber deutscher oder österreichischer Provenienz. Dabei würde man gerade in der Hauptstadt des Bundeslandes, in dem sehr viele Sudetendeutsche leben und die die „Schirmherrschaft“ über sie hat, ein deutlich reicheres Angebot erwarten.

Andererseits bieten die Universitätsbibliotheken in München und an der FU Berlin den ersten Beneš-Dokumentarroman von Sidonia Dedina *Edvard Beneš – der Liquidator*, die zweitgenannte Bibliothek besitzt auch Dedinas Dokumentarroman *Der Pyrrhussieg des Edvard Benesch*. Aus der vorgelegten sehr kleinen Probe der drei Bibliothekskataloge scheint hervorzugehen, dass die Beneš-Dokumentarromane von Dedina im deutschsprachigen Raum zumindest auf dem Feld der Biographien und Sachbücher zum Thema Edvard Beneš nicht viele Alternativen haben.

<sup>20</sup> Zbyněk Zeman, *Edvard Beneš: politický životopis* (Praha: Mladá fronta, 2009). Es handelt sich nicht um eine Übersetzung des oben genannten englischen Buches.

<sup>21</sup> Jindřich Dejmek, *Edvard Beneš: politická biografie českého demokrata. Část první, Revolucionář a diplomat, 1884–1935* (Praha: Karolinum, 2006); und Jindřich Dejmek, *Edvard Beneš: politická biografie českého demokrata. Část druhá. Prezident republiky a vůdce národního odboje, 1935–1948* (Praha: Karolinum, 2008).

<sup>22</sup> Houžvička, *Návraty sudetské otázky*.

<sup>23</sup> Kuklík, *Mýty a realita*.

<sup>24</sup> Karel Jech et al., Hrsg., *Němci a Maďari v dekretch prezidenta republiky: studie a dokumenty 1940–1945 = Die Deutschen und Magyaren in den Dekreten des Präsidenten der Republik* (Brno: Doplněk, 2003).

<sup>25</sup> Jindřich Dejmek, Jan Kuklík und Jan Němeček, *Kauza: tzv. Benešovy dekrety: historické kořeny a souvislosti; tři české hlasy v diskusi* (Praha: Historický ústav Akademie věd České republiky, 1999).



Nach dem Ratschlag von einem der zwei anonymen Rezensenten dieser Abhandlung muss ich zu der angebotenen sehr kleinen Analyse ausführen, dass eine breiter angelegte Sondierung mit Hilfe des Karlsruher Virtuellen Kataloges (KVK, Gesamtbestand unter anderem aller deutschen öffentlichen wissenschaftlichen Bibliotheken) ein großes Vorkommen von den oben genannten Büchern in deutschen öffentlichen wissenschaftlichen Bibliotheken belegen würde. In den beobachteten drei Universitätsstädten – Berlin, Hamburg und München – bemühen sich um ein größeres Angebot der hier betrachteten Literatur vor allem die Staatsbibliothek Berlin, die Bayerische Staatsbibliothek München, die Bibliothek der Universität der Bundeswehr Hamburg, die Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, das Bundesarchiv Berlin und die Bibliotheken von einigen Instituten wie etwa des Instituts für Zeitgeschichte oder des Collegium Carolinum (beide in München).

### **Sidonia Dedina und Dokumentarromane**

Jetzt also mehr zum eigentlichen Subjekt dieser Abhandlung. Zuerst ist es nötig, die Autorin des bewerteten Buches, Sidonia Dedina, vorzustellen. Sie wurde 1935 in Prag geboren; nach dem Abitur arbeitete sie in den 1950er-Jahren im südwestböhmischen Grenzland, wo sie sich für die Schicksale der einstigen deutschen Bewohner interessierte. Im Jahre 1966 emigrierte sie in die BRD.<sup>26</sup> Zuerst studierte sie an der Universität Freiburg Anglistik und Slawistik, später an der Universität Zürich Vergleichende Literaturgeschichte. Danach unterrichtete Dedinova, seit 1978 deutsche Staatsbürgerin, Englisch und ab 1985 arbeitete sie in München mit der tschechoslowakischen Redaktion des Senders Radio Free Europe zusammen. Seit 2002 bis zur Einstellung der Sendung in tschechischer Sprache im Jahre 2003 wirkte sie als externe Mitarbeiterin des in die Tschechische Republik umgezogenen Senders in Prag. Sie widmete sich während dieser Zeit vor allem den Nachrichtenkompilationen über den Nahen Osten.

Sidonia Dedina nimmt als Mitarbeiterin an einigen Veranstaltungen des Bundes der Vertriebenen<sup>27</sup> und an sudetendeutschen Publikations- und Veröf-

---

<sup>26</sup> Die biographischen Daten ziehe ich aus Informationen auf den Klappentexten ihrer beiden Beneš-Romane. Das Lexikon der tschechischen Schriftsteller bietet zu Sidonia Dedina kein Stichwort, er konstatiert bloß, dass Dedina zu den tschechischen Exilvierteljahrszeitschrift *Rozmluvy* beitrug, s. <http://www.slovníkceskeliteratury.cz> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>27</sup> Siehe z. B. Dedinas Referat „Genozid auf tschechoslowakisch – am Rande des Doku-Romans ‚Edvard Beneš – der Liquidator‘“, das sie auf der Landeskulturtagung des Bundes der Vertriebenen-Landesverbandes Nordrhein-Westfalen am 21. Oktober 2000 hielt: <http://www.mittleeuropa.de/sidoniadedina1.htm> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).



fentlichungsunternehmungen teil, wo sie auch Autorenlesungen aus ihren Beneš-schen Dokumentaromanen hält.<sup>28</sup> Für ihren ersten Beneš-Dokumentarroman Edvard Beneš – der Liquidator erhielt Dedina den Sudetendeutschen Kulturpreis für Literatur und Publizistik des Jahres 2004.<sup>29</sup> Unter einigen Kurznachrichten der regionalen bayerischen Presse, die Dedina einige Male im Zusammenhang mit verschiedenen Veranstaltungen der Sudetendeutschen Landsmannschaft erwähnen, manchmal mit dem übertriebenen Attribut „bekannte tschechisch-deutsche Schriftstellerin“, findet man auch eine Nachricht, wonach Sidonia Dedina am 8. März 2008 an der „Feier zum Gedenken an die Opfer bei den friedlichen Demonstrationen im März 1919 in der damaligen Tschechoslowakei“ eine Rede über das Leitthema „Das Recht auf Selbstbestimmung – ein Grundstein für den Frieden“ vortrug, wo sie für die Souveränität der Sudetendeutschen und ihre Akzeptanz appellierte.<sup>30</sup>

Das Buch *Der Pyrrhussieg* des Edvard Benesch thematisiert die Genese der Idee, die Durchsetzung und die Durchführung der Vertreibung und Zwangsausiedlung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei. Das Werk erfasst primär die Zeit seit der Alliierten-Konferenz in Teheran im Herbst 1943 bis zum Jahr 1946; Nebenlinien gehen bis in die Gegenwart. Einerseits schildert die Autorin die Handlungen der Spitzenpolitiker, vor allem von Edvard Beneš, andererseits die Schicksale der vertriebenen und zwangsausgesiedelten Deutschen. Im Dokumentaroman erscheinen meistens wirkliche (historische) Akteure, aus der Gruppe der Zwangsausgesiedelten sind es Augenzeugen oder deren Nachkommen. Die Hauptquellen von Sidonia Dedina, deren kommentiertes Verzeichnis deutsche und auch tschechische Ausgaben enthält, sind ausgewählte historiographische Abhandlungen und Erinnerungen. Durch deren Angabe und durch häufige Hinweise dazu im Text (allerdings ohne Gebrauch von Fußnoten) bemüht sich die Autorin, den faktenorientierten Wert ihres Buches zu betonen.

Im Text werden drei Linien aufgezeigt: Erstens erklärt die mit der Autorin eindeutig identifizierbare Erzählerin ihre Herangehensweise und Bewertungen

---

<sup>28</sup> Vgl. Sidonia Dėdinov, *Slyšme i druhou stranu. Dokumenty k vyhnn Nėmců z Āeskch zem*; Auswahl und Übersetzung aus dem deutschen Original: Wilhelm Turnwald, *Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen*, Selbstverlag der Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung Sudetendeutscher Interessen, 1951 (Budweis: Infocentrum Šumava, 1990/91). Das deutsche Original ist frei zugänglich im Internet. Die Einführung zur digitalisierten Version vom Mai 1999 enthält Wendungen wie „Urdeutsche Erde im Osten Europas“; die „Austreibung und Vernichtung der Sudetendeutschen“ wird hier auch „Holocaust“ genannt. Vgl. <http://www.wintersonnenwende.com/scriptorium/deutsch/archiv/weissbuch/dasd00.html> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>29</sup> Der Preis wird auch als „Literaturpreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft“ angegeben.

<sup>30</sup> „Gedenkfeier der Sudetendeutschen“, *Sudetendeutsche Zeitung*, 6. März 2008 und „Sudetendeutsche gedenken Opfern“, *Sudetendeutsche Zeitung*, 12. März 2008.

der Ereignisse, schildert das Geschehen und die Akteure und bewertet die Autoren der Quellen und die Zeugen. Ziemlich oft beschreibt Sidonia Dedina verschiedene Schwierigkeiten ihrer Arbeit und den Ursprung der Bekanntschaften mit Augenzeugen und verschiedenen anderen Kommentatoren, deren Einsichten vermittelt werden. In dieser Linie wird auch die Gegenwart und die Ereignisse des „zweiten Lebens“ von den sog. „Beneš-Dekreten“ beschrieben. Zweitens werden Ereignisse aus der Position einer allwissenden Erzählerin geschildert, oft sehr nahe an den Quellen, auch unter Benutzung vieler Zitate.

Drittens benutzt Sidonia Dedina den Ansatz, dass die Fakten und Interpretationen mittels langer Dialoge zwischen den Gestalten oder zwischen ihr und Augenzeugen oder Publizisten mitgeteilt werden. Sidonia Dedina ist bemüht, sich an reale oder historisch mögliche Zusammentreffen und Ereignisse zu halten, benutzt allerdings sehr reichlich das Mittel der Schilderung der Gedanken und Gefühle der Gestalten – darin ist der Pol der literarischen Fiktion in dem Buch *Der Pyrrhussieg des Edvard Beneš* am klarsten.

Ungeachtet dessen, welche der erwähnten Herangehensweisen hier und da benutzt werden, auf allen Ebenen des Textes ist es klar, dass das Hauptziel der ganzen Aussage die eindeutige, emotionale, ja leidenschaftliche Aburteilung der Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Deutschen ist, womit sich vor allem die Kritik der Brutalität und des Einflusses der Sowjetunion in der Nachkriegs-tschechoslowakei paart.

Am Ende des Buches fordert die Autorin eine Abkehr von der tschechischen Restitutionsgrenze (25. Februar 1948; S. 361<sup>31</sup>) und bezeichnet die Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen als „Genozid“ (S. 364).

Es sei hier angemerkt, dass der erste Beneš-Dokumentarroman von Sidonia Dedina *Edvard Beneš – der Liquidator* von der Methode, der Einstellung der Autorin, sogar auch in der behandelten Zeitspanne her gleich wie das hier analysierte Buch *Der Pyrrhussieg des Edvard Beneš* ist.<sup>32</sup> Alle in dieser Abhandlung ausgesprochenen verallgemeinernden oder zusammenfassenden Urteile beziehen sich auch auf die Methode und den Ausklang des Buches *Edvard Beneš – der Liquidator*; einige weitere angegebene Beispiele werden übrigens auch aus diesem Dedinas Werk entnommen.

---

<sup>31</sup> Seitenhinweise in Klammern beziehen sich auf die tschechischen Ausgaben von Dedinas Beneš-Dokumentarromanen.

<sup>32</sup> Im Epilog der tschechischen Ausgabe ihres ersten Beneš-Dokumentarromans stellt die Autorin beide Bücher als den ersten und zweiten Teil eines Werkes vor, das bloß aus technischen Gründen geteilt wurde. Dedina, *Edvard Beneš*, 270.

## Belletrisierung eines Diskurses

Es sei vorausgeschickt, dass man die Beneš-Dokumentarromane von Dedi-na als eine „Belletrisierung“ des Diskurses, respektive der „großen Erzählung“, betrachten kann, die vor allem der harte Kern der sudetendeutschen Vertriebenenpolitiker und -aktivisten seit jeher pflegt.<sup>33</sup> Zu diesem Diskurs gehören vor allem folgende Elemente: die tschechisch-(sudeten)deutsche Problematik wird betrachtet, als ob sie erst mit dem Ende des zweiten Weltkrieges, bzw. mit der Vertreibung und Zwangsaussiedlung anfangen. Das heißt unter anderem, dass viele relevante Themen wie diejenigen des hohen Anteils der Sudetendeutschen in der NSDAP und weiteren nationalsozialistischen Organisationen, ihre Mitwirkung in den Repressionsorganen im Protektorat Böhmen und Mähren und ein sehr hohes Maß an Loyalität gegenüber dem NS-Regime bis Kriegsende ausgelassen werden. Der Einfluss und die Verantwortung von Edvard Beneš wird sehr vergrößert und die Figur des tschechoslowakischen Präsidenten oft sogar dämonisiert. Die Personifizierung weist so manchmal peinliche diskursive Ähnlichkeiten mit Texten der anti-tschechoslowakischen NS-Propaganda auf.

Zu weiteren Charakteristika des Diskurses: Der Fokus wird darin auf das Leiden der Deutschen gerichtet, mit der Betonung der Tatsache, dass viele Opfer Zivilisten waren, oft alte Leute, Frauen und Kinder (die Zahl der Opfer wird dabei trotz des langjährigen Konsens der tschechischen und deutschen Fachhistoriker fälschlich vergrößert, und zwar mehrmalig); man baut viel auf Augenzeugenerzählungen über die von Tschechen ausgeübte Gewalt, es wird viel auf Emotionen gesetzt; die Leistungen des tschechischen Widerstandes werden herabgesetzt, vor allem die Partisanen und noch mehr die Mitglieder der Revolutionsgardien werden oft so geschildert, als ob sie sich vor allem der Gewalt an der deutschen Zivilbevölkerung und Plünderung gewidmet hätten, wobei die Fälle der Teilnahme einiger Feiglinge oder Kollaborateure aus der Zeit der NS-Besatzung an den Nachkriegsbrutalitäten als ein Wesenszug der genannten Widerstands- und Ordnungsorganisationen präsentiert wird; eine „unhistorisch“ große Schuld am Ursprung der Vertreibung und Zwangsaussiedlung und an der Brutalität von deren Durchführung wird den Kommunisten zugeschrieben. Es wird – apodiktisch – auch behauptet, dass die Zwangsaussiedlung der Deutschen

---

<sup>33</sup> Vgl. die in den Anmerkungen Nr. 3, 13 und 15 angegebenen Bücher von Samuel Salzborn, Eva Hahn und Hans H. Hahn. Weiter s. auch Erich Später, *Kein Frieden mit Tschechien: die Sudetendeutschen und ihre Landsmannschaft* (Hamburg: Konkret, 2005) und Tobias Weger, „Die Volksgruppe im Exil: Sudetendeutsche Politik nach 1945“, in *Hundert Jahre sudetendeutsche Geschichte*, hrsg. v. Hans H. Hahn (Frankfurt am Main: Peter Lang, 2007), 277–302, hier besonders 297–298.

die kommunistische Machtergreifung in Ostmitteleuropa signifikant erleichterte – als ob sich vorher die hiesigen deutschen Minderheiten kompakt als resistent gegenüber der anderen, der „braunen“, Totalität gezeigt hätten oder als ob die Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone, später in der DDR, hier eine argumentative Unterstützung bieten würde.

Wie sieht es mit den erinnerten diskursiven Elementen konkret im Buch *Der Pyrrhussieg des Edvard Beneš* aus? Die Sudetendeutschen treten hier fast ausschließlich als zivile Opfer oder als deren Nachkommen auf. Man findet hier kaum eine Erwähnung der Mitgliedschaft von Sudetendeutschen in einer NS-Organisation. Demgegenüber wird auf der tschechischen Seite oft die Angehörigkeit zu einzelnen Gruppierungen oder Organe ignoriert. Außer der Hervorhebung einiger Tschechen wie Přemysl Pitter oder Rudolf Říčan, die die Zwangsaussiedlungen oder deren Brutalität bereits in jener Zeit kritisierten und den Beschädigten halfen, schreibt die Autorin über Tschechen meistens als Täter der Missetaten. Oder die Autorin hält die Tschechen für passive Leute, die sich auch in der Gegenwart von einer verbrecherischen, verlogenen Elite manipulieren lassen (S. 283). Demgegenüber gelten die Deutschen als Opfer und in der Gegenwart als die Erinnernden sowie als arbeitsame, geduldige bürgerliche Aktivisten, die nach Aufklärung und Gerechtigkeit streben. Sporadische Erwähnungen eines Topos „auch die anständigeren Tschechen“ (*i ti slušnější Češi*; S. 225) negieren die erwähnte Kontrastierung nicht, sondern umgekehrt – die Abrisser der Stereotypen im Buch *Der Pyrrhussieg des Edvard Beneš* werden dadurch umso schärfer. Absolut bizarr erscheint in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Sidonia Dedina vielleicht die einzige Angabe über eine konkrete Mitgliedschaft in einer NS-Organisation und Hitler-Anhängerschaft einer tschechischen Gestalt zuschreibt (S. 308).

## **Fakten und deren Interpretationen**

Jetzt zu den faktischen und interpretativen Elementen des Buches *Der Pyrrhussieg des Edvard Beneš*, die aus der historiographischen Sicht problematisch oder einfach unhaltbar sind. Der Gedanke an die Zwangsaussiedlung eines großen Teiles der Deutschen stammte nicht von Edvard Beneš, wie Dedina mehrmals unterstellt. Über die Zwangsaussiedlung herrschte sowohl im tschechischen Exil als auch in Widerstandskreisen im Protektorat Böhmen und Mähren relativ bald ein Konsens. Am Anfang der gegenseitigen Diskussionen darüber – im Herbst 1940 – war darin Edvard Beneš sogar weniger radikal als manche Vertreter des (nichtkommunistischen) Widerstandes im Protektorat, vor allem die Soldaten.

Dies ist z. B. in Büchern von Václav Kural<sup>34</sup> und Detlef Brandes<sup>35</sup> belegt. Bei Sidonia Dedinas extremer Anti-Beneš-Attitüde, die ich noch beschreibe, überrascht nicht, dass sie nicht einmal von Autoren wie z. B. Hans Lemberg die Erkenntnis übernimmt, dass Edvard Beneš manchmal gegenüber den Deutschen eine weichere Position als Mitglieder der tschechoslowakischen Regierung einnahm – zum Exempel bei der Vorbereitungen der Vermögensbeschlagnahmen wollte Beneš Rückgabemöglichkeiten und Entschädigungen zulassen.<sup>36</sup>

Die sogenannten Beneš-Dekrete waren von weitem nicht Werk des Beneš selbst, wie es Sidonia Dedina an vielen Textstellen unterstellt. Die Mehrheit der 142 Präsidentendekrete der tschechoslowakischen Exilexekutive entstand ab April 1945, also bereits auf tschechoslowakischem Gebiet, und Edvard Beneš selbst hatte an den Normen geringeren Anteil als in London; gerade aus dieser Zeit stammen die Dekrete, die bis heute diskutiert und von Sidonia Dedina in ihren Dokumentarromanen verurteilt werden.

Eine der Behauptungen, die Sidonia Dedina im Buch *Der Pyrrhussieg des Edvard Benesch* auch sehr oft wiederholt, ist diejenige, dass Edvard Beneš nach seinem Rücktritt am 5. Oktober 1938 kein Präsidentenmandat hatte, weil er nie wieder gewählt wurde und er deshalb Usurpator war (S. 51, 357 und *passim*). Dasselbe erklingt oft auch über die tschechoslowakischen Regierungen bis zur ersten allgemeinen und direkten Parlamentswahl der Nachkriegszeit im Mai 1946; s. Wendungen wie „Beneš-Junta“ (S. 138), „Machteroberer“ (uchvatitelé moci; S. 50), „(regierende) Usurpatoren“ ([vládnoucí] usurpátoři; S. 51, 225), „selbsternannte Prager Minister“ (samozvaní pražští ministři; auch S. 50), „eine Handvoll Eroberer der Regierungsmacht“ (hrstka uchvatitelů státní moci; S. 67) oder „fünf von niemandem gewählte Personen“ (pět nikým nezvolených osob; S. 51). Manchmal werden die Urteile über die sog. „Beneš-Junta“ usw. den Gestalten in den Mund gelegt (z. B. S. 231).

Mit ihrer vollkommenen Leugnung der Legitimität der tschechoslowakischen Exilstaatsorgane und mit dem offensichtlichen Ignorieren der Ratifikation (Eingliederung der Dekrete in die Rechtsordnung der Nachkriegstschechoslowakei) bewegt sich Dedina weit außerhalb des Konsens, der über diese Themen in der – nicht nur der tschechischen – Wissenschaft herrscht. In diesem Kontext

---

<sup>34</sup> Václav Kural, *Vlastenci proti okupaci: ústřední vedení odboje domácího 1940–1943* (Praha: Karolinum, 1997).

<sup>35</sup> Detlef Brandes, *Der Weg zur Vertreibung 1938–1945: Pläne und Entscheidungen zum „Transfer“ der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen* (München: Oldenbourg, 2001).

<sup>36</sup> Hans Lemberg, „Zwei Auseinandersetzungen: Gültigkeit der Präsidentendekrete von 1945 und des Münchner Abkommens von 1938“, in *Je již český právní řád v souladu s právem EU?: kolokvium, Praha 3. 5. 2001 = Ist das Tschechische Rechtssystem bereits EU-Konform?: Kolloquium, Prag 3. 5. 2001*, hrsg. v. Friedrich-Ebert-Stiftung (Praha: Friedrich-Ebert-Stiftung, 2002), 137.

erscheinen dann auch viele kleinere Irrtümer, Verneblungen der Tatsachen und Kurzschlüsse bei Dedina, und das nicht aus Unkenntnis oder Vernachlässigung. Es scheint vielmehr Absicht zu sein. Ein Beispiel hierzu: Die Provisorische Nationalversammlung, die Edvard Beneš im Präsidentenamts bestätigte und alle Präsidentendekrete billigte und ratifizierte, wurde im Oktober 1945 nicht in einer normalen Wahl gewählt. Es war eine indirekte Wahl mittels der Wahlmänner und Delegierten der (nicht gewählten) Nationalausschüsse, zudem im Milieu des begrenzten politischen Pluralismus und unter Anwendung der paritätischen Aufteilung der Abgeordnetenzahlen unter den Parteien der Nationalfront und einiger mit ihr verbündeten gesellschaftlichen Organisationen. Trotzdem ist die von Dedina mehrmals unterstellte vollkommene Absenz der Legitimität der Regierung und des Parlaments unhaltbar (z. B. S. 128, 134, 137).

Die Autorin verwirrt den Leser, wenn sie bezüglich des Wortes „Transfer“ im Dokumentarroman *Der Pyrrhussieg des Edvard Beneš* angibt, dass mit der Hilfe dieses Ausdrucks Tschechen die Vertreibung in einen „unschädlich klingenden Terminus hüllten“ (neškodně znějící pojem; S. 215). Dieser Ausdruck wurde bereits in der englischen Version des Potsdamer Abkommens benutzt. Als solcher bot er sich sowohl im Tschechischen als auch im Deutschen als Synonym für den Begriff der Zwangsausiedlung an.

Manchmal entstellt Sidonia Dedina die Tatsachen mit kleineren Wörterverschiebungen. Wenn sie im Buch *Edvard Beneš – der Liquidator über Lynchjustiz und das Massaker an Deutschen in Lanškroun*, das am 17. und 18. Mai 1945 stattfand, schreibt, schreibt sie nicht nur – korrekt – über „ein wildes Tribunal“ (S. 90) oder ein „sogenanntes Volksgericht“ (S. 91); des Öfteren benutzt sie die Wendung „Volksgericht“ (S. 91, 92) oder „Richtertisch“ (S. 92). Bei dem Exzess handelte sich aber um kein Volksgericht, sondern um Gewalttaten, in deren Rahmen die Täter teilweise ein Quasitribunal oder „Partisanengericht“ inszenierten. Die Institution der Volksgerichte wurde erst später durch eines der Präsidentendekrete – das sog. große Retributionsdekret – Nr. 16/1945 vom 19. Juni 1945, errichtet. Bei Sidonia Dedina ist die Vermischung der Begriffe wieder wohl kein Zufall, auch deshalb nicht, weil der Laienhistoriker Emil Trojan, aus dessen Buch *Dedina* bei der Beschreibung des grausamen Geschehens in Lanškroun zugegebenermaßen viel schöpft (S. 12–13 der Autorvorrede des Buches *Edvard Beneš – der Liquidator*), sich bemüht die Tatsachen genau zu unterscheiden und bezüglich des Partisanengerichtes zumindest das Wort „sogenannt“ zur Wendung Volksgericht anschließt.<sup>37</sup>

---

<sup>37</sup> Emil Trojan, *Tak přisahali: partyzánský odboj v Orlických horách v letech 1939–1945* (Ústí nad Orlicí: Oftis, 2001).

Sidonia Dedina handelt zudem gegenüber Emil Trojan nicht seriös, als sie sich auch auf ihn in der Vorrede als Stütze für ihre eigenen sehr pauschalen Anti-Partisanentiraden beruft. Trojan drückt nämlich explizit aus, dass „einige schwarze Flecken an dem Widerstandskampf vor allem aus der Zeit der Mairevolution [...] mehrmals von wirklich braven Taten der Widerstandskämpfer während der Okkupationszeit überdeckt worden sind“.<sup>38</sup>

Noch markanter ist die publizistische Unsitte von Sidonia Dedina im Falle eines der am häufigsten erwähnten „Orte der Erinnerung“ auf der gedachten und so oft angesprochenen Karte des deutschen Nachkriegsleidens in der Tschechoslowakei – des Massakers in Aussig am 31. Juli 1945. Im Buch *Pyrrhussieg* des Edvard Benesch suggeriert Sidonia Dedina, dass es nicht möglich ist festzulegen, wie viele Opfer es bei dem Massaker gab. In rhetorischen Fragen legt sie Schätzungen von 20 bis 1000 Opfern vor (S. 21), und ohne eine Korrektur ruft sie auch eine spätere und nicht belegte Aussage in Höhe von 2000 Opfern in Erinnerung (S. 22). Sie weist in dem Kapitel auf „viele tschechische Forscher“ (S. 21) hin, obwohl sie sich offensichtlich auf die Monographie von Otfried Pustejovsky *Die Konferenz von Potsdam und das Massaker von Aussig am 31. Juli 1945*<sup>39</sup> stützt. Pustejovsky jedoch gibt als wahrscheinliche Zahl der getöteten Deutschen etwa 100, als Höchstzahl dann 200 bis 220 Opfern an.<sup>40</sup>

Von den tschechischen Forschern, an die Dedina so allgemein erinnert, gilt Vladimír Kaiser, Stadtarchivar von Aussig und Historiker, als der größte Kenner der Materie. Er legt als Zahl der Opfer mindestens 43, respektive die Schätzung 80–100 fest.<sup>41</sup>

Sidonia Dedina behauptet zudem falsch (und ohne Beleg), dass „vielen Tschechen“ die Hinrichtung des stellvertretenden deutschen Bürgermeisters Prags aus der Zeit 1939–1945 – des Historikers Josef Pfitzner – leidtat. Es war völlig umgekehrt: Pfitzner war nicht nur als entschiedener Nationalsozialist, „Germanisator“ Prags (auch durch Straßenumbenennungen usw.) und Denunziant des Primas’ Otakar Klapka (1941 hingerichtet) sehr unbeliebt. Bei Pfitzner war es mit der (Un-)Popularität sogar so, dass er wegen seiner problematischen persönlichen Eigenschaften auch im deutschen und nationalsozialistischen Milieu ziemlich unbeliebt war.<sup>42</sup>

---

<sup>38</sup> Ibid., 381.

<sup>39</sup> Otfried Pustejovsky, *Die Konferenz von Potsdam und das Massaker von Aussig am 31. Juli 1945: Untersuchung und Dokumentation* (München: Herbig, 2001).

<sup>40</sup> Ibid., 208.

<sup>41</sup> Vgl. „Vladimír Kaiser, Výbuch muničního skladiště v Krásném Březně a masakr německého obyvatelstva 31. července 1945“, Offizielle Seite der Stadt Ústí nad Labem, <http://www.usti-nad-labem.cz/dejiny/1945-95/ul-8-9.htm> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>42</sup> Siehe Vojtěch Šustek, „Nacistická kariéra sudetoněmeckého historika“, in *Josef Pfitzner a protektorátní Praha v letech 1939–1945*, hrsg. v. Alena Míšková und Vojtěch Šustek (Praha: Scriptorium, 2000), 8–38.

## Irreführende Arbeit mit Quellen

Bei der Autorin, die keine historiographische Bildung hat, liegt umso intensiver die Frage nahe, mit welchen Quellen sie arbeitete. Sowohl in der deutschen als auch in der tschechischen Ausgabe des Dokumentarromans *Der Pyrrhussieg* des Edvard Beneš schließt sie wie bereits angeführt ein kommentiertes Verzeichnis der Quellen an. Es fehlen da viele relevante Titel über Edvard Beneš, die sog. „Beneš-Dekrete“ usw., einige davon werden in dieser Abhandlung genannt. Es geht um Werke von Autoren wie Jindřich Dejmek, Jan Kuklík junior oder Eva Hahn.<sup>43</sup> Bei anderen Titeln fehlt die Kenntnis des Buches (oder das Bekenntnis zum Buch) von Detlef Brandes *Der Weg zur Vertreibung*.<sup>44</sup>

Trotz all ihrer beträchtlichen Quellen- und Kenntnisdesiderate kritisiert Sidonia Dedina in ihren Glossen im Literaturverzeichnis einige Autoren der benutzten Literatur. Dem tschechisch-amerikanischen Historiker Zbyněk Zeman, der gegenüber Edvard Beneš ziemlich kritisch ist, unterstellt Dedina, dass in seinem Buch die „verantwortliche Wertung von Benešschen Taten verlorengeht“ (S. 368). Beim Historiker Tomáš Staněk, der als einer der ersten auf der tschechischen Seite empirische Studien zu den Zwangsaussiedlungen durchführte, moniert Dedina eine „zu schwache moralische Aburteilung der Verbrechen der tschechischen Seite“ (S. 368). Václav Černý, dem Literaturhistoriker und Autor von vierbändigen, vielbeachteten Memoiren, gefällt der Autorin zwar mit seiner Kritik an der Vertreibung und Zwangsaussiedlung und der Verbrechen, die es dabei gab. Weil er aber andererseits in Vielem ein Befürworter der Veränderungen in Richtung der Volksdemokratie und des Sozialismus war, distanziert sich die laut ihrer vielen oft sehr expliziten politischen Stellungnahmen offenbar rechtsorientierte Autorin ab und zu von ihm. Sie tut es wieder ohne größere historische Reflexion und mit einer rechthaberischen Rhetorik (s. z. B. S. 319).

Mit der gleichen „schwarz-weiß“-Herangehensweise lobt Dedina solche Autoren, die mit ihrem Sichtpunkt übereinstimmen, vor allem Milan Churaň und Ján

---

<sup>43</sup> Auch nur eine basale Offenheit hätte die Autorin auch zumindest zu einem der folgenden Sammelbänder geführt: Jindřich Dejmek, Jan Kuklík und Jan Němeček, Hrsg., *Kauza: tzv. Benešovy dekrety: historické kořeny a souvislosti; tři české hlasy v diskusi* (Praha: Historický ústav Akademie věd České republiky, 1999); Václav Pavlíček, Hrsg., *Benešovy dekrety: sborník textů* (Praha: Centrum pro ekonomiku a politiku, 2002); Muriel Blaive und Georges Mink, Hrsg., *Benešovy dekrety: budoucnost Evropy a vyrovnání se s minulostí* (Praha: CEFRES, 2003); und Friedrich-Ebert-Stiftung, Hrsg., *Je již český právní řád*. Im letztgenannten Sammelband würde sie z. B. eine Studie vom deutschen Rechtswissenschaftler Christian Tomuschat finden, die mit einigen von ihren Einstellungen übereinstimmen könnte.

<sup>44</sup> Brandes, *Der Weg*.



Mlynárik, ihren Freund und Mitarbeiter.<sup>45</sup> Mlynárik erscheint in dem Buch als eine der Gestalten und Dialogpartner der Autorin. Er ist hier als unbeirrbarer Sachkenner, lapidarer Glossator und Mitteleiter der „objektiven Wahrheiten“ stilisiert. Diese Rolle entspricht nicht der realen Position von Ján Mlynárik unter den Historikern, die sich mit dem sudetendeutschen Thema befassen. Zwar initiierte er unter dem Pseudonym Danubius im Jahre 1978 eine wichtige Welle der tschechoslowakischen Diskussionen über die Zwangsaussiedlung der Deutschen mit. Die Bedeutung seiner Thesen wurde aber durch deren Einseitigkeit und seinen Hang zur Moralisierung wesentlich limitiert.<sup>46</sup>

Wenn man die Namen Dedina, Mlynárik und Churaň zusammen nennt, gibt es auch einen weiteren Aspekt, der sie neben der gemeinsamen Einstellung gegenüber der Vertreibung und Zwangsaussiedlung verbindet. Alle sehen sich (meiner Meinung nach unbegründet, vgl. meine Hinweise auf die bunte Skala des gegenwärtigen tschechischen Diskurses über den Themenkomplex der Vertreibung und Zwangsaussiedlung) in ihrer Position als eine von dem mehrheitlichen Konsens oder Stand der Dinge bedrohten Minderheit und alle drei sind verbal sehr aggressiv gegenüber Vertretern anderer Meinungen. Bezüglich Dedina wird dies in diesem Artikel noch reichlich belegt. Milan Churaň zeigt die erwähnte Aggressivität in der Zeitschrift *Střední Evropa*, die das Thema der Zwangsaussiedlungen, der sog. Beneš-Dekrete usw. im Einklang mit dem Herangehen der sudetendeutschen Landsmannschaft pflegt.

Ein Beispiel der Einseitigkeit findet man ebenfalls im Fazit des Buches Churaň *Potsdam und Tschechoslowakei*,<sup>47</sup> wo er diejenigen, die sich angeblich nicht wie er von der Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakei „distanzieren“ wollen, pauschal und historisch unkorrekt als „dieselbe Koalition, die sich nach dem zweiten Weltkrieg bildete“ und ebenfalls als eine Koalition der „Geisteserben von Edvard Beneš und unbelehrbarer vorvergänger, vergangener und gegenwärtiger Kommunisten“ anschwärzt.<sup>48</sup> Es ist

---

<sup>45</sup> Dedina ist u. a. die Übersetzerin einiger Texte von Ján Mlynárik aus dem Slowakischen ins Deutsche oder ins Tschechische. Mlynárik ist Autor der Vorrede des ersten Dedinas Buches: Sidonia Dedina, *Als die Tiere starben: Roman* (München, Wien: Albert Langen, 1988).

<sup>46</sup> Vgl. dazu und auch zu den mit Mlynárik resonierenden Thesen von den unter Kollektivpseudonymen Bohemus und Podiven auftretenden Intellektuellen – Houžvička, *Návraty sudetské otázky*, 354–363.

<sup>47</sup> Milan Churaň, *Postupim a Československo: mýtus a skutečnost* (Praha: Libri, 2006). Das Buch erschien im Jahre 2008 auch auf Deutsch und zwar in dem selben sudetendeutschen Verlag wie Dedinas Beneš-Abhandlungen: Milan Churan, *Potsdam und die Tschechoslowakei. Mythos und Wirklichkeit* (Dinkelsbühl: Verlag des Heimatkreises Mies–Pilsen, 2008).

<sup>48</sup> *Ibid.*, 98. Auf der Seite 97 schreibt Milan Churaň der gesellschaftlichen tschechischen Diskussionen der 90-er Jahre zum sudetendeutschen Thema wieder sehr pauschal und voreingenommen Attribute

ein typischer Vorgang bei einem Teil der tschechischen Rechten in der Sphäre der Publizistik, teilweise auch – wie in diesem Fall – in der Wissenschaft, die Andersdenkenden oder Opponenten pauschal als ehemalige oder verborgene Kommunisten zu diffamieren. Dasselbe ist sehr explizit bei Ján Mlynárik zu lesen, zum Beispiel in seiner sehr scharfen Polemik, in welcher er versuchte, sich dem Vorwurf des Plagiats zu erwehren, den der profilierte slowakische Historiker Ivan Kamenec gegen ihn erhob.<sup>49</sup>

Zurück aber zum Dokumentarroman von Sidonia Dedina, nun zu ihrer Methode der Dialoge, wodurch der Erzählung oft Fakten und vor allem starke Gesichtspunkte und Wertungen angeschlossen werden. Wenn Dedina in den Dialogen mit Ján Mlynárik als Goethes Eckermann auftritt, sind die meisten anderen solchen informativen aber auch belehrbaren Dialoge anders aufgebaut: Die Rolle der Allwissenden oder entschieden Urteilenden nimmt des Öfteren Dedina selbst ein.<sup>50</sup> Einen unangenehmen, besserwisserischen Charakter nimmt es vor allem in Passagen an, wo die Partner oder die zuletzt bekämpften Opponenten anonym sind oder wo solche Szenen im Stile „es sagte mir mal jemand“ geliefert werden.

## Truismen und Populismen

In vielen Textpassagen, meistens in denjenigen, in welchen die Autorin vorhatte, ihre eigenen Überlegungen vorzulegen, hat der Text den Charakter einer sehr platten, wortreichen Tischrede – eines Gemisches von einigen Fakten, eindeutig übernommenen Interpretationen und bloßen Vermutungen, Binsenweisheiten

---

wie Hysterie, Emotionen, historische Stereotype und verschiedenste Klischees und Mythen zu. Notabene die Anthologie, auf die sich Churaň in der Passage beruft, zeigt ein sehr viel breiteres Spektrum der Einsichten, vgl. Petr Pithart und Petr Příhoda, Hrsg., *Čítanka odsunutých dějin* (Praha: Prago Media News, 1998). Sogar viel mehr: das Lesebuch ist zusammengestellt von zwei Autoren, die eine ähnliche Einstellung wie Milan Churaň haben – Petr Příhoda und Petr Pithart. Es ist in dem Buch sehr stark zu spüren: die Auswahl der Texte, Art ihrer Kürzung, sehr große Menge von eigenen Texten von Příhoda und Pithart und die Rahmung der Auswahl damit – das alles gibt dem Buch einen ziemlich tendenziösen Charakter. Die Hauptfunktion der Anthologie ist überhaupt nicht die „Erfassung der sich beharrlich wiederholenden Argumente“, wie Churaň schreibt (S. 97), sondern einer der Versuche, um zur Revision der traditionellen „tschechischen Position“ beizutragen.

<sup>49</sup> Ján Mlynárik, „Luhajúci ‚ublížený‘ recenzent“, *Soudobé dějiny* 12, Nr. 3–4 (2005): 746–750; Ivan Kamenec, „Aké sú možnosti racionálnej diskusie?: odpoveď Jánovi Mlynárikovi“, *Soudobé dějiny* 12, Nr. 3–4 (2005): 742–745; Ivan Kamenec, „Mnohosľubný nadpis – trápny výsledok: nad Mlynárikovou knihou o dejinách Židov na Slovensku“, *Soudobé dějiny* 12, Nr. 2 (2005): 343–353.

<sup>50</sup> Vgl. zum Beispiel das Gespräch der Autorin und ihres Ehemannes in Dedina, *Edvard Beneš*, 92–93.

und zudem auch Invektiven (z. B. S. 283 oder 358–359). Wenn Dedina zum Beispiel Hinweise zur hussitischen Bewegung in einem Teil der tschechischen demokratischen Nationalideologie und -rhetorik, konkret bei Edvard Beneš, aburteilen will, schreibt sie gleich über „Fabeln“ (báchorky) und „Quatsch“ (slátaniny) und als ihren Schlüsselargumentationszug wählt sie folgende rhetorische Frage: „Sagen sie bitte, wie viel weiß heute ein Bürger des 20. oder 21. Jahrhunderts über das 15. Jahrhundert?“ (S. 359).

Eine größere Vertrautheit mit Quellen über die Diskussionen zur „tschechischen Frage“ (česká otázka) und allgemeiner mit einer Literatur über die Problematik des historischen Bewusstseins oder des kulturellen Gedächtnisses würde der Autorin bestimmt mehr Verständnis für den Einfluss der „großen Erzählungen“ und für die Bedeutung von gewissen Symbolen und Narrativen bringen. Sicher nicht eine Zustimmung, das ist ihr vollkommenes Recht, ein bisschen historischer Abstand und Objektivität würde der Autorin aber helfen. Auch würde sie dann politisch-historische Großerzählungen kaum so überschätzen können, wie sie es – übrigens im Widerspruch zur eigenen proklamierten Einstellung – tut. Dedina behauptet nämlich, dass nach 1989 die von ihr verurteilte große nationale Geschichtserzählung und der Einfluss von Edvard Beneš eine genau so starke Wirkung auf tschechische Zeitgenossen, vor allem auf Politiker, habe, wie es – vermeintlich – früher der Fall war.

Zudem bestätigt Sidonia Dedina in der gleichen Passage ihre eigene Ignoranz, ihre Vorurteile und ihren Hang zum kurzschlüssigen Umgang mit Geschichte ebenso wie zum grellen Wortgebrauch, wenn sie über die Hussiten aus der Zeit nach dem Tod von Jan Hus schreibt, dass sie (mit Anführungszeichen über „kämpfende ‚Hussiten‘“ – válčící „husité“ – schreibend) „die Terroristen der Zeit waren“ (S. 359). Auch bei diesem Unterthema wäre es vereinfacht, die fragwürdigen Formulierungen bloß für individuelle Fehler und Besonderheiten der Autorin zu halten. Das Bild der hussitischen Bewegung bei Sidonia Dedina trägt markante Ähnlichkeiten mit dem Negativstereotyp, wie ihn der radikale sudetendeutsche Geschichtskanon mitsamt dessen völkischer und auch nationalsozialistischer Prägung pflegte, bzw. pflegt.<sup>51</sup>

Ab und zu tragen oben erwähnte Kurzschlüsse Zeichen eines „biertischartigen“ Populismus. Politiker belegt Sidonia Dedina mit Adjektiven wie „betäubt“ (ošálený; S. 283) oder „charakterlos“ (S. 361) und behauptet, dass sowohl die

---

<sup>51</sup> Weger, „Die ‚Volksgruppe im Exil‘“, 297 und Petr Šafařík, „List říšského protektora ‚Böhmen und Mähren‘ (1940–1945) v kontextu nacistické propagandy a soudobé sudetoněmecké historiografie“, *Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 44, Nr. 1–2 (2004): 147–211, hier 163, 192.

Mitglieder der Provisorischen Nationalversammlung im Jahr 1946 als auch tschechische Abgeordnete im Jahr 2002 die Gesetzesvorlagen zu den sog. Beneš-Dekreten nicht einmal lasen. Dedina begleitet es mit einem Augenzwinkern zum Leser: „Welcher Politiker liest überhaupt etwas?“ (S. 283). Ihr Stil ähnelt so als Ganzes wirklich dem, was sie selbst durch die rhetorische Figur einer „Quasiselbstironie“ in einer Passage über ihre eigene Methode angibt: Das zu schreiben, „was der Autorin auf der Zunge brannte“ (poznámky, které pálily autorku na jazyku; S. 32).

## **Schwarz-weiße Optik des allwissenden Erzählers**

Die Empörung von Sidonia Dedina über die Brutalität, die auch die deutschen Zivilisten, darunter oft Frauen, Kinder und Senioren betraf, also vor allem die moralische Haltung und als solche offensichtlich eine der stärksten energetischen Quellen ihrer Beneš-Werke, ist durchaus verständlich. Die Funktion der Beneš-Dokumentarromane als Vermittlung der Kenntnisse über gewaltsame antideutsche Nachkriegsereignisse in Dobronín, Landškroun, Postoloprty, Ústí nad Labem oder beim sogenannten „Brünner Todesmarsch“ usw. ist jedoch sehr erschwert. Die Autorin macht sich nämlich selbst durch ihre Tendenziösität und den derben Stil ungläubwürdig.

Es ist kaum möglich, einen Dokumentarroman zu schreiben ohne zumindest den Hauptfiguren einen gewissen Grad an Komplexität, Autonomie oder inneren Reichtum einzuräumen. Und ohne fähig zu sein, auch andere als ein paar sehr schematische, ja stark voreingenommene Vorstellungen über die Motive und Qualitäten der Protagonisten anzuerkennen. Sidonia Dedina sieht einige Geschichtsakteure eindeutig negativ und malt sie in schwarzen Farben. Die Reihe, geordnet nach der größten Intensität des „Schwarzen“, sieht wie folgt aus: sowjetische Politiker, vor allem J. V. Stalin; Edvard Beneš; tschechoslowakische Partisanen und Gardisten; tschechoslowakische Politiker, die in einer Form mit der Zwangsaussiedlung der Deutschen einverstanden waren, respektive nichts dagegen unternahmen.

Die schwarz-weiße Optik und die Kampflust des Schreibens von Dedina sind so massiv, dass es – nicht ohne ungewollte Komik – mal einer bloßen Beschimpfung am Stammtisch, mal einer rituellen Tötung des Gegners auf dem Prinzip von Voodoo-Zaubern ähnelt.

Hier sind einige Beispiele, wie Sidonia Dedina über den Präsidenten Edvard Beneš schreibt: er habe ein „abartiges Gehirn“ (zvrácený mozek; S. 22), er sei „Verbrecher“ (S. 73), „Agnostiker, weder Marxist noch Christ, am wenigsten von allem ein Demokrat“ (agnostik, ani marxista ani křesťan, a nejméně ze všeho demokrat; S. 162)

„ein Moskau untergebener Gubernator“ (gubernátor poddaný Moskvě; S. 178), „Schande unserer Geschichte“ (ostuda našich dějin; S. 282), „politischer Intrigant“ und „Inspirator der Verbrechen“ (S. 361).

Weitere Illustrationen der Art von Dedinas Umgang mit den Charakteristika und zu ihrem Stil: Der General Ludvík Svoboda erhielt von ihr das stereotypische Attribut blutig – „blutdürstiger Held“ (krvelačný hrdina; S. 216), „Kommandant des blutigen Dukla-Einsatzes“ (S. 215). Schon alleine die stereotypische Nutzung der schmähenden Adjektive ist im Buch sehr ermüdend und bildet eines der vielen Merkmale des schlechten Stils. Eher als Kuriosität seien hier ebenfalls die einfall-sarmen Attribute für Josef Wissarionowitsch Stalin angeführt: „der alte Banditenführer“ (starý vůdce banditů; S. 33) oder „der kaukasische Räuber“ (kavkazský loupežník; S. 39).

Vor allem über der Beschimpfungsbesessenheit gegenüber Edvard Beneš stellt sich die Frage, ob Sidonia Dedina als tschechische Emigrantin im Milieu der sudenteutschen Organisationen in der rhetorischen Härte – vielleicht unwissentlich – nicht „päpstlicher als der Papst“ sein wollte.

Ich glaube bis jetzt genug Belege für die Bewertung des Dokumentarromans von Sidonia Dedina gegeben zu haben, und zwar dass sich dem Charakter des Werkes nach eher um politische Publizistik mit starken pamphletistischen Zügen handelt.

Die Freiheit, die das Genre des Dokumentarromans den Autoren gibt, nutzt Sidonia Dedina auch dazu aus, ihre ohnehin eindimensionale Aufteilung der Welt in „das Gute“ und „das Böse“ auch mittels der Macht des allwissenden Erzählers zur Geltung zu bringen. Es endet am schlechtesten bei den Figuren, die Dedina einfarbig negativ sieht. Nicht überraschend bestraft sie vor allem Edvard Beneš: Sie legt ihm unter anderem auch Schimpfwörter und andere Kolloquialismen in den Mund, die übrigens vom Stil her der Art der Kommunikation ähneln, die sie sonst in ihrem eigenen Part benutzt.<sup>52</sup> Zum Beispiel unterstellt Dedina dem Präsidenten Beneš, dass er Abgeordnete der Provisorischen Nationalversammlung mit dem Wort „Analphabeten“ und den evangelischen Pfarrer und Kirchenhistoriker Rudolf Říčan in Reaktion an dessen Fürbitte zugunsten der Deutschen als „Pfaffe“ (kněžour; beide Beispiele aus der S. 259) bezeichnet habe.

Gegenwärtige tschechische (und auch slowakische) Abgeordnete, die anders als Sidonia Dedina über die sog. Beneš-Dekrete urteilen, weiß Dedina bloß als

---

<sup>52</sup> Moralisch schlimm ist Dedinas Anspielung auf den Geruch der Obdachlosen in einer wirklich entbehrlichen Passage des Buches (S. 282). Eine ähnliche Art des Fehltritts ist, wenn Zdeněk Fierlinger, der Helfer der Kommunisten an ihrem Weg zur Machtergreifung in der Tschechoslowakei, von der Autorin als Schmähdzeichen „mongolische Augen“ erhält (S. 185).

„Beneš-Nachgeborene“ (Benešovi pohrobci) zu diffamieren. Zum schlechten Stil der Autorin gehört, dass sie sich in solchen Passagen nicht mit einer oder zwei Invektiven zufrieden gibt – sie nennt sie gleich und pauschal „charakterlose politische Repräsentanten“ und „nach Mandaten gierige (lačné) Abgeordnete“ (S. 361). Die Autorin versteigt sich sogar in Thesen darüber, dass nach 1989 in der Tschechischen Republik angeblich „Extremisten aller Schattierungen das einfache Bürgertum beunruhigten und hetzten“, und zwar aus „den Nestern verschiedenster Vereine ehemaliger Täter“ (S. 361). Sehr problematisch ist dabei auch die Tatsache, dass Sidonia Dedina den deutschen Zeitgenossen der Täter eine einzige Seite vorher aufgrund der vergangenen Zeit eine volle „Nichtteilnahme und volle Unschuld“ attestiert (S. 360), wodurch sie ihre Voreingenommenheit selbst sehr eindeutig offenbart.

Durch die Benutzung von verschiedenen Metaphern wie „Nester“ und Expressiva wie „hetzen“, durch Polarisierungen in „einfache Bürger“ und „Verhetzer“ nimmt Sidonia Dedina in einem starken Ausmaß die vielleicht schlechtesten Züge der Rhetorik der Propaganda in Anspruch, wie sie totalitäre Regime einsetzten. Ihre tiefsten Punkte wurden mit der „Biologisierung“ der Gegner erreicht, die verbal die künftige Liquidierung des Anderen als „des Unmenschlichen“ vorbereitete. Bei Sidonia Dedina ist zum Beispiel der Generalsekretär der kommunistischen Partei Rudolf Slánský als „die leitende Spinne“ (vedoucí pavouk) genannt (S. 102).

Ein anderes Kapitel sind die Frauenfiguren des Dokumentarromans *Der Pyrrhussieg* des Edvard Beneš. Diese behandelt die Autorin in der Opposition zu Männern der Politik als Trägerinnen der humanen Gesinnung und des Mitleides – als Akteurinnen, die bemüht sind, die Handlungen der Männer zu besänftigen oder die dank ihrer Sensitivität und Intuition manches vorauszuahnen. Dies gilt auch für die Gestalt der Ehefrau von Edvard Beneš Hana (z. B. S. 111). Die Passagen, in welchen ab und zu auch einen Hauch von Güte, Empathie und sogar ein bisschen Humor auftauchen, helfen dem sonst ernsthaften, ja sehr krampfhaften Buch zu einigen lockeren Tönen.

Leider vermag Sidonia Dedina nicht einmal hier mehr an dramatischer oder poetischer Wahrheit und damit vielleicht auch eine allgemeinere Aussage aus der Materie zu schöpfen und gleichzeitig historische Fakten zu respektieren. Der Gestalt von Hana Benešová schreibt Dedina manchmal in der Beziehung zu ihrem Ehemann nicht nur herzliche Neigung und manchmal spielerische, wohlwollende Ironie, sondern auch Abstand und Sarkasmus zu. Beispielsweise wenn Dedina die Hana beim Blick an den verunsicherten Edvard Beneš das Gleichnis zum „hungrigen Wiesel“ kreieren lässt (im Sinne „eher Wiesel als ein Löwe“; S. 111).

Im Dokumentarroman ist die „schriftstellerische Eigenart“ angebracht. Wenn sich aber ein Werk derart als faktisch korrektes Wissen darlegt, wie es Dedina tut, sei hier angemerkt, dass historische Quellen ein anderes Bild von Hana Benešová geben.<sup>53</sup> Und zwar das Bild einer liebenswürdigen und loyalen Frau, die während der höchst kritischen Momente der Februarkrise 1948 sogar durch eine gewisse sture Art ihrer Unterstützung ihren – damals schwer kranken – Ehemann zu isolieren suchte und sein umstrittenes Verbleiben im Präsidentenamt nach dem 25. Februar 1948 befürwortete.<sup>54</sup> Die absolute Hingabe von Hana Benešová und ihre Bewunderung gegenüber ihrem Ehemann beweisen auch Autoren, die sonst Edvard Beneš sehr kritisch bewerten, wie zum Beispiel der Autor einer Reihe historischer Sachbücher, Pavel Kosatík, in seinem Band über die Ehefrauen der tschechischen Präsidenten.<sup>55</sup>

Kehren wir aber zum Kritizismus zurück, den Sidonia Dedina in ihren Beneš-Büchern an den Tag legt. Die Autorin stellt sich auf jeden Fall die Hürde zu niedrig. Es gab in der Tschechoslowakei der Nachkriegszeit viele bis heute der breiteren Öffentlichkeit nicht gut bekannte Probleme (samt persönlichen und gruppenspezifischen Fehlern und dem Versagen der Politiker), wofür die Auskunft und Aufklärung auch mittels Dokumentarromanen hilfreich wäre, etwa bezüglich der Schwäche von Politikern des bürgerlichen Lagers. Eine der interessantesten Fragen ist doch, warum sich wichtige nichtkommunistische Politiker nach 1945 so sehr auf Beneš fixierten, obwohl ihnen sein in Vielem umstrittenes Verhalten während der Münchner Krise 1938 bekannt war. Ebenfalls bei Edvard Beneš selbst, auf den sich Sidonia Dedina so konzentriert, lassen sich auch andere problematische Seiten finden, als sie es vermochte. Etwa Benešsche Fehlurteile über die Sowjetunion bieten interessantere Anregungen, als es im Buch *Der Pyrrhussieg des Edvard Benesch* der Fall ist.

Die seit langen Jahren gut bekannten problematischen Eigenschaften und Neigungen von Beneš wie der Ehrgeiz, die Härte und mangelnde Empfindsamkeit sind in Dedinas Überlieferung nicht nur einige der Faktoren, die in dem sehr komplizierten sozialpolitischen Geschehen nach dem zweiten Weltkrieg eine Rolle spielten. In der sehr einfachen Optik von Sidonia Dedina erscheinen die Eigenschaften von Beneš manchmal fast wie Hauptursachen der Handlungen und Probleme. Das ist ebenso banal wie falsch.

---

<sup>53</sup> Vgl. z. B. Jaroslav Čechura und Jana Šetřilová, Hrsg., *Listy důvěrné. Vzájemná korespondence Hany a Edvarda Benešových* (Praha: Česká expedice, 1996).

<sup>54</sup> Siehe auch Václav Černý, *Paměti IV.* (Toronto: Sixty-eight publishers corporation, 1983), 208.

<sup>55</sup> Pavel Kosatík, *Deset žen z Hradu* (Praha: Mladá fronta, 1999), 75–139.

## Lamento und Angriffslust

Oben wurde bereits die Neigung von einigen tschechischen Revisionisten des sudetendeutschen Themenkomplexes erwähnt, sich als eine bedrohte Minderheit zu stilisieren und die Andersdenkenden verbal aggressiv anzugreifen. Beispielsweise das Nachwort zu Dedinas Roman *Edvard Beneš – der Liquidator* schrieb der tschechisch-deutsche Schachspieler Luděk Pachman vollkommen im hetzerischen, klagenden und tendenziösen Stil. Den Fakt eines Einbruches in sein Haus stellte er dort in einen Zusammenhang mit seinen Bemühungen im deutsch-tschechischen Dialog und legte es als mögliche politisch motivierte Rache oder Drohung aus (S. 237).

In der Mischung von beleidigtem Lamento und Angriffslust ragt nichtsdestoweniger selbst Sidonia Dedina hervor. Mit Hilfe von übertriebenen oder auch einfach unwahren Behauptungen zielt sie darauf ab, ihr Schreiben als eine einmalige Unternehmung zu schildern, die viele Intrigen und Widerstände überwinden müsse. Im ersten Kapitel des zweiten Beneš-Dokumentarromans suggeriert sie in einer langen Szene ihres Gesprächs mit dem Lektor und Verleger, dass im Jahre 2003 in Tschechien die Lage so aussehe, dass das freie Reden über die sudetendeutsche Problematik ein Risiko darstellen könne. An einem anderen Ort konstatiert sie mit Erleichterung, dass ihr Buch *Edvard Beneš – der Liquidator* in Tschechien von niemandem verboten wurde (S. 172). Eine Art Dissidententum und Bedrückung bezüglich der Einstellung zum sudetendeutschen Thema zu stilisieren ist aber vollkommen falsch – Belege der großen Pluralität in den entsprechenden Forschungen und öffentlichen Debatten wurden in den Anfangspassagen dieses Artikels und an anderen Orten oben angegeben.

Aus vielen vorgelegten Beispielen sollte ersichtlich sein, dass Sidonia Dedina sehr emotional und oft auch irrational an ihr Schreiben herantritt. Leider ist es auch eine Art Bösartigkeit, persönliches Unrechts- und Rachegefühl. In den Passagen, wo die Erzählerin betont mit der realen Autorin zusammenfließt, in Vorreden ihrer Beneš-Bücher oder auch auf dem Klappentext zum Buch *Beneš-Liquidator*, worauf sie offensichtlich – wegen der Menge von persönlichen Daten – zumindest hinarbeitete, streut sie scharfe Aburteilungen gegenüber Leuten, die ihr und ihren Büchern vermeintlich schaden könnten. Die tschechische Ausgabe von ihrem ersten Buch („Als die Tiere starben“) im tschechoslowakischen Exilverlag in Zürich verhinderte angeblich „ein einziges Mitglied des Verlagsrates und später auch ein bedeutungsloser tschechischer Kritiker“.<sup>56</sup>

---

<sup>56</sup> Klappentext der tschechischen Ausgabe des Buches *Beneš-Liquidator*, d. h. aus dem Jahre 2003.



Im bereits erwähnten ersten Kapitel der tschechischen Ausgabe von dem Band *Der Pyrrhussieg* des Edvard Benesch beschwert sie sich über den Lektor der tschechischen Auflage ihres ersten Beneš-Romans. Der Lektor zeigte sich gegenüber dem zweiten Manuskript angeblich „unüberwindlich gegnerisch“ (nepřekonatelně nepřátelský); sie beklagt sich auch wegen seiner vermeintlichen Schikane und Wortklauberei (S. 14).<sup>57</sup> Dedina schreckt hier nicht einmal vor polemischen „Fouls“ zurück; zum Beispiel wenn sie dem Lektor angebliche faktische Unkenntnis mit dem Hinweis auf sein niedriges Alter unterstellt. Die Passage hat zudem eine von der Autorin sicher nicht gewünschte Ebene und Komik: Sie beklagt des Lektors „unzählige Anmerkungen“, ununterbrochene Zweifel, Kritik wegen der nicht bewältigten tschechischen Rechtschreibung und wegen des „von oben nach unten durchgekreuzten Manuskripts“. Den Verleger (von der Autorin auch nicht namentlich genannt, es ging um Josef Kudláček, Gründer und damals noch Besitzer der Anzeigenfirma und des Verlagshauses Annonce), der darin den Vorwürfen seitens des Lektor zustimmte, bezeichnet dann Dedina als „konform“.<sup>58</sup>

Ich glaube, aus dem oben Angegebenen geht klar hervor, dass die Autorin für die intensive Redaktionsarbeit mit ihrem Manuskript dankbar sein sollte. Als sie sich dann dem Verlag Oftis, der zuletzt anstatt der Firma Annonce ihren zweiten Beneš-Roman auf tschechisch herausgab, bedankte, dass er das Werk „bereitwillig und kompetent“ herausgab (S. 390), erwies sie damit einen Bärendienst. Der Verlag ist nämlich für viele Fehler und Schwächen des Buches mitverantwortlich. Damit kann man dazu übergehen, dass das Buch *Der Pyrrhussieg* des Edvard Benesch eine große Menge kleinerer Irrtümer und Ungenauigkeiten enthält, wo die Mitverantwortung der Redaktion nicht zu leugnen ist.

Hier sind einige Beispiele dazu. Sidonia Dedina gibt einen Hinweis auf die tschechische Ausgabe der Erinnerungen von Hugo Fritsch mit einer irrigen

---

<sup>57</sup> Dedina nennt den Lektor nicht beim Namen, was auch bezüglich der Schärfe der ausgesprochenen Kritik umstritten ist. Dem Impressum nach hieß er Petr Zavoral.

<sup>58</sup> Es sei betont, dass in einer Dimension das Verständnis zwischen Sidonia Dedina und Josef Kudláček fest war: in den harten verbalen Angriffen gegen ungeliebte Personen in Geschichte und Gegenwart. Vgl. dazu Kudláčeks Vorrede zum ersten Dedinas Beneš-Buch. Übrigens, der Verleger Josef Kudláček pflegte seine extrem aggressiven Sprachattacken direkt im Anzeigebblatt *Annonce* zu veröffentlichen, das in den 90-er Jahren eine sehr hohe Auflage hatte. Auch als Herausgeber der Tageszeitung *Český deník* und später der Wochenzeitung *Český týdeník* (erschien bis Oktober 1997) handelte er stark polarisierend – seine Blätter unterstützten sehr vehement zuerst die liberal-konservative Bürgerlich-Demokratische Partei (ODS), später die kleine Rechtspartei Demokratische Union. Im Blick auf das tschechisch-(sudeten)deutsche Thema gaben Kudláčeks Blätter den revisionistischen und den gegenüber dem damals überwiegenden tschechischen Herangehen kritischen Einsichten Raum, und anderen in Texten von dem oben erwähnten Historiker Milan Churaň und Publizisten wie vor allem Bohumil Doležal, Adam Drda, Emanuel Mandler, Petr Placák oder Petruška Šustrová.

Titelangabe (S. 225).<sup>59</sup> Der Text ihres Romans trägt tatsächlich manche Spuren von mangelnden Tschechischkenntnissen. Z. B. das deutsche Wort „Abweichler“ (von einer politischen Linie) sollte man heutzutage nicht ohne weiteres als „úchylkáři“ übersetzen (S. 362); die Stadt Regensburg heißt auf Tschechisch Řezno (S. 214); für „Volksvertreter“ gibt es bessere Äquivalente als „lidoví zástupci“. Die Sowjets nennt Dedina meistens unkorrekt „Russen“; Vladimír Špidla, den ehemaligen tschechischen EU-Kommissar für Beschäftigung, soziale Angelegenheiten und Chancengleichheit, bezeichnet sie ungenau als den „Kommissar gegen Diskriminierung“ (S. 197); der Name „Adrian“ wird uneinheitlich – mal kurz geschrieben, mal als „Adrián“ – benutzt; die Europäische Union schreibt man auf Tschechisch „Evropská unie“ (S. 222). An vielen Orten gibt es Fehler in der Interpunktion (z. B. S. 35, 156, 226). Dedina zitiert den Literaturhistoriker Václav Černý nicht genau; sie gliedert seine Sätze nach ihrer eigenen Erwägung (S. 80).<sup>60</sup>

Der Verlag sollte Informationen über den Ursprung der benutzten Photographien hinzufügen.<sup>61</sup> Er schadete sich selbst und auch der Autorin, als er ihr nicht davon abriet, die persönliche, verbissene und faktisch und auch ethisch unhaltbaren Hiebe durch alle Teile des Textes zu ziehen. Nicht einmal in der Danksagung verzichtete Sidonia Dedina auf peinliche Ausfälle. Die Tatsache, dass sie dank der Editionen von Beneš-Texten mit manchen für das Thema wichtigen Dokumenten arbeiten konnte, erscheint bei Sidonia Dedina wie folgt: „Publikationstätigkeit *meiner Widersacher* [mých odpůrců; hervorh. P. Š.] ermöglichte mir Passagen aus Reden von Beneš in authentischer Fassung zu zitieren. [...] Es gehört zur Ironie

<sup>59</sup> Das Buch Hugo Fritsch, *Als Beneš meine Familie zerstörte: eine autobiographische Dokumentation* (Eichendorf: Eichendorf-Verlag, 2003) erschienen auf Tschechisch unter dem Titel „Ich bin allein geblieben“ mit drei tschechischen Erinnerungen im Band Hugo Fritsch et al., Hrsg., ... *a bylo mi 13* (Plzeň: Grafia, 2004).

<sup>60</sup> Vgl. mit dem Original Černý, *Paměti IV*, 36–37.

<sup>61</sup> Einige Fotos wurden offensichtlich aus einem anderen Buch des Verlags Oftis entnommen: Emil Trojan, *Tak přísahali: partyzánský odboj v Orlických horách v letech 1939–1945* (Ústí nad Orlicí: Oftis, 2001). Diese thematisch wertvolle Publikation eines Laien leidet leider (auch) an redaktionellen Schwächen. Im Text gibt es Hinweise auf Quellen, die man im Verzeichnis nicht findet. Im sehr kurzen Quellenverzeichnis sind einzelne bibliographische Einträge uneinheitlich angegeben – mal fehlt der Verlag, mal das Publikationsdatum. Die zweite Ausgabe des Buches ist darin nicht besser. Es wurde zwar – mit dem Verleger als Mitautor – die Vorrede eines profilierten und massenmedial bekannten Armeehistorikers beschafft, das Quellenverzeichnis fehlt aber vollkommen und der neue Untertitel, wovon der regionale Bezug verschwand, ist einfach irreführend: Emil Trojan und Martin Vaňourek, *Tak přísahali: partyzánský odboj v českém pohraničí v letech 1939–1945* (Mohelnice: Martin Vaňourek, 2010). Auf die erste Ausgabe des Buches von Emil Trojan stützt sich Dedina noch mehr in ihrem ersten Buch „Edvard Beneš – der Liquidator“, ähnlich wie auf das Buch Hyeny von Jaroslav Pospíšil, das leider an ähnlichen redaktionellen Mängeln leidet – Jaroslav Pospíšil, *Hyeny* (Vizovce: Lípa, 2002).

des Schicksales, dass *die eifrige Aktivität der Anhänger von Beneš* [horlivá aktivita Benešových přívrženců; hervorh. P. Š.] mir wohl oder übel ein negatives Bild dieses sowjetisches Spießgeselles [nohsled], Opportunisten und abartigen [zvrácený] Politikern zu zeichnen ermöglichte“ (S. 390). Man kann für wahrscheinlich halten, dass vielen Archivaren und Historikern, die an der Ausgabe von Edvard Beneš-Schriften beteiligt sind, die Existenz von Sidonia Dedina nicht bekannt war, geschweige denn, dass die Fachleute solch eine Gegnerschaft gegen die Autorin pflegten.

## Dedinas Echo in Deutschland und Tschechien

Bei der Vorstellung der Person von Sidonia Dedina wurden oben die Erwähnungen über die Autorin in der bayerischen Regionalpresse registriert. Bei der Recherche nach dem Echo ihrer Werke fand ich eine einzige Erwähnung in einem größeren seriösen deutschen Medium. Die Historiker Eva und Hans Henning Hahn stellten in ihrem Artikel in der Berliner Zeitung im Jahre 2002 Dedina als die Autorin „des neuesten Lieblingsbuchs der Sudetendeutschen Zeitung, Edvard Benes – der Liquidator von Böhmen. Dämon des Genozids an den Sudetendeutschen und Totengräber der tschechoslowakischen Demokratie“ vor und als ein exemplarisches Beispiel der Träger von aggressiven Stereotypen innerhalb eines Teiles der deutschen Vertriebenenorganisationen dar. Der Gegenstand des umfangreichen Textes der Hahns war ein Plädoyer für das Verlassen solcher Herangehensweisen an schmerzhaft tschechisch-deutsche historische Themen. Der Artikel ist – in stilistisch wirksamer Antithese gegenüber dem Herangehen von Sidonia Dedina – eröffnet mit der Erinnerung daran, wie sehr Klaus Mann den tschechoslowakischen Präsidenten Edvard Beneš im August 1945 schätzte.<sup>62</sup>

---

<sup>62</sup> Eva Hahn und Hans H. Hahn, „Frieden machen mit den Folgen des Krieges – Edvard Benes und seine Dekrete“, *Berliner Zeitung*, 20. März 2002. Die tschechische Übersetzung des Artikels veröffentlichten die Autoren (ohne auf die deutsche Originalversion in der Berliner Zeitung hinzuweisen) in der tschechischen Internetrevue Vulgo.net (Link nicht mehr abrufbar) und *Britské listy* – Eva Hahn und Hans H. Hahn, „Smířit se s výsledky války. Edvard Beneš a jeho dekrety – (sudeto)německý problém“, *Britské listy*, 11. Juli 2002, <http://blisty.cz/art/11002.html> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012). Den tschechischen Lesern sind Eva und Hans H. Hahn nicht nur aus ihren Fachabhandlungen zum sudetendeutschen Themenkomplex bekannt, sondern auch aus ihrer Publizistik, die (häufiger von Eva Hahn) überwiegend in *Lidové noviny* erscheint. Obwohl Hahn zuerst auch gegen traditionelle tschechische Positionen bezüglich der Vertreibung und Zwangsaussiedlung polemisierte, konzentriert sie sich in den letzten Jahren eher auf die Kritik der sich in Tschechien verbreitenden Diskurselemente der dogmatischen oder anders umstrittenen sudetendeutschen Paradigmen. Fachessays von den Hahns erscheinen im Tschechischen meistens in der Zeitschrift *Soudobé dějiny* (Zeitgeschichte),

Einige Quellen besagen, dass der erste Beneš-Dokumentarroman von Sidonia Dedina Edvard Beneš – der Liquidator von der österreichischen Boulevardzeitung Kronen Zeitung hoch gelobt wurde, sowohl durch lobende Erwähnungen des Verlegers und gesellschaftlich sehr einflussreichen Mannes Hans Dichand<sup>63</sup> als auch durch das Abdrucken von Passagen des Romans.<sup>64</sup>

Wie ist es mit der öffentlichen tschechischen Rezeption von Sidonia Dedina? Wenn man außer der gewöhnlichen Recherche im Internet in Mediendatenbanken sucht,<sup>65</sup> nicht nur nach den Spuren des Kenntnisgrades der beiden Beneš-Dokumentarromane, sondern nach einem öffentlichen Widerhall von Dedinas Wirkung allgemein, zeigt die Recherche, dass die Resonanz sehr schwach ist und sich fast ausschließlich zum ersten Dokumentarroman Dedinas äußert. Zudem blieb das Echo größtenteils auf die Blogosphäre, also auf das individuelle Publizieren im Internet, begrenzt.

Es mag nicht überraschen, dass die positive Resonanz bei zwei vorderen Darstellern des tschechischen Revisionismus innerhalb des tschechisch-(sude-ten)deutschen Diskurses zu finden ist: bei den Publizisten Bohumil Doležal und Emanuel Mandler (1932–2009). Auf dem Blog von Doležal erschienen zwei Texte von Mandler, die trotz gewisser Distanz zum Umgang Dedinas mit der Fiktion positiv und empfehlend ausklingen.<sup>66</sup> Mandlers verbale Aggressivität, mit der er über den Politologen Zdeněk Zbořil wegen dessen Kritik an Dedinas Unsitte der Benutzung der falschen Daten schreibt, erinnert an das oben besprochene Verhalten einiger Träger des revisionistischen Diskurses.<sup>67</sup> Erwähnenswert ist auch, wie Mandler mit Dedinas Übertreibungen der Opferzahlen der Vertreibung und

---

siehe beispielweise Eva Hahn und Hans H. Hahn, „Peter Glotz a jeho obrazy dějin“, *Soudobé dějiny* 11, Nr. 1–2 (2004): 178–187.

<sup>63</sup> Bernhard Kraut, *Gefangen, auch im Erinnern* (Wien: edition selene, 2002), in der Internetausgabe ist die entsprechende Passage auf den Seiten 43–44 und 46, <http://www.kraut.co.at/Downloads/Erinnern.pdf> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012). Es ist darauf aufmerksam zu machen, dass es nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung geht, sondern um eine Mischung aus Fiktion und Realität (Publizistik), die vielleicht die Bezeichnung Dokumentarroman trägt. Ich habe allerdings aus dem Text so viel faktisch Korrektes verifiziert, dass ich hier den Hinweis wage.

<sup>64</sup> Hierzu auch nur ein indirekter Beweis: Über das Abdrucken sprach kritisch der Politologe Zdeněk Zbořil, s. Interview von Jan Rychetský mit Zdeněk Zbořil, *Mladý svět* 44, č. 33 (2002): 26–29.

<sup>65</sup> In der Artikeldatenbank der tschechischen Nationalbibliothek und in den kommerziellen Datenbanken Newton und Anopress.

<sup>66</sup> Emanuel Mandler, „Pozitivní osobnosti o česko-německých vztazích“, publiziert in der Woche von 23. bis 28. September 2002, <http://bohumildolezal.lidovky.cz/texty/u097-09.htm> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012) und E. M. (Initialen von Emanuel Mandler), „Čistí likvidátora, nebo nečistí?“, publiziert in der Woche von 10. bis 15. November 2003, <http://bohumildolezal.lidovky.cz/texty/u151-01.htm> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>67</sup> Siehe Mandler, „Pozitivní osobnosti“.

Zwangsaussiedlung sympathisiert, selbst zu einer – etwas niedrigeren, trotzdem unbelegten hohen – Angabe (rund 100 000) neigt und dabei die deutsch-tschechischen Experten, deren Schätzungen samt Selbstmorden die Zahl 19 000–30 000 ergeben,<sup>68</sup> als „benešophil“ verurteilt.<sup>69</sup>

In der Blogosphäre findet man auch einige Beispiele dafür, dass Dedinas erster Beneš-Dokumentarroman von Nichthistorikern als eine historiographische Quelle ohne weiteres benutzt wird – s. z. B. im Blog des Ökonomen Milan Zelený, der mit Edvard Beneš und der ganzen sogenannten Dritten Republik (Mai 1945 – Februar 1948) ähnlich verbittert, laienhaft und unkritisch gegenüber eigenen historischen (Un-)Kenntnissen und Klischees abrechnen will wie Sidonia Dedina.<sup>70</sup>

Ein anderer historischer Laie, der Psychologe und von tschechischen Massenmedien oft eingeladene Kommentator von verschiedenen sozialen Erscheinungen Jeroným Klimeš, reiht in einer kurzen Abhandlung aus dem Jahre 2005 über die Beziehung der Öffentlichkeit zu historischen Gestalten das Werk von Sidonia Dedina zwar vernünftig in die „historische Belletristik“, er nennt sie aber in einem Beispiel zusammen mit Romanen von Alois Jirásek und dem Theater von Jára Cimrman, womit er eine irreführende Vorstellung vom Rang, Bekanntheitsgrad und Rezeption von Dedinas erstem Beneš-Dokumentarroman kreiert.<sup>71</sup>

Der profilierte Literaturhistoriker Jiří Holý kritisiert einen ähnlich naiven Umgang mit Dedinas Buch in seiner Rezension der Geschichte der tschechischen Literatur von Walter Schamschula.<sup>72</sup> Für Dedinas Buch fand Holý die lapidare Charakterisierung als „einen obskuren Roman“, der bloß „eine einseitige Anti-Beneš Voreingenommenheit belegt“ (jednostranná protibenešovská zaujatost).<sup>73</sup>

Sonst scheinen in der Tschechischen Republik über Sidonia Dedina nur diejenigen Bescheid zu wissen oder, genauer ausgedrückt, sich öffentlich zu ihrem Schreiben zu äußern, die bei dem Themenkomplex „sudetendeutsche Problematik“ dazu tendieren, ähnlich zugespitzte Haltungen einzunehmen wie Dedina

---

<sup>68</sup> Vgl. Gemeinsame deutsch-tschechische Historikerkommission, Hrsg., *Konfliktgemeinschaft*, 68–69.

<sup>69</sup> Siehe Mandler, „Pozitivní osobnosti“.

<sup>70</sup> Milan Zelený, „Zdivočelá země – Předkomunismus 1945–1948“, <http://blog.aktualne.centrum.cz/blogy/milan-zeleny.php?itemid=4467> pdf (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>71</sup> Jeroným Klimeš, „Národní příběhy, hrdinové a antihrdinové“, datiert ins Jahr 2005, 1, [http://jeronymklimes.webpark.cz/mojeprace/narodni\\_pribehy.pdf](http://jeronymklimes.webpark.cz/mojeprace/narodni_pribehy.pdf) (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>72</sup> Walter Schamschula, *Geschichte der tschechischen Literatur III* (Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2004).

<sup>73</sup> Jiří Holý, „Jak nepsat dějiny literatury“, *Aluze*, Nr. 2 (2007), zitiert aus der Internetversion, [http://www.aluze.cz/2007\\_02/11\\_Recenze\\_Jechova\\_Schamschula.php](http://www.aluze.cz/2007_02/11_Recenze_Jechova_Schamschula.php) (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

selbst – bloß aus dem anderen Extrem. Entweder durch nicht sonderlich kritische oder sogar einwandfreie Einstellungen gegenüber der Person und dem Werk von Edvard Beneš oder durch die Nähe zu der Stereotypie, die die offizielle kommunistische Geschichtspolitik und -propaganda gegenüber dem sudetendeutschen Problem pflegte.<sup>74</sup>

## Zum Kontext der Rezeption von Sidonia Dedina

Einer der Hauptgründe, warum im tschechischen Milieu die Bücher von Sidonia Dedina, vor allem ihr zweites, im Jahre 2008 auf tschechisch herausgegebenes Beneš-Buch, fast kein öffentliches Echo fanden, mag darin liegen, dass die tschechische Öffentlichkeit mit der Tilgung der einstigen „weißen Flecken“ bezüglich der tschechisch-(sudeten)deutschen Problematik und der Politik und Person von Edvard Beneš sowohl in der Forschung als auch in der Publizistik ziemlich saturiert ist.

Zu der kritischen Historiographie über den zweiten tschechoslowakischen Präsidenten seien hier noch die Autoren Antonín Klimek (1937–2005) und Josef Kalvoda (1922–1999) genannt. Aus der Publizistik und aus den revisionistischen oder den zur mehrheitlichen tschechischen Position kritischen Ansichten bezüglich der Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen wurden bereits – meistens in den Fußnoten – mehrere Hinweise und Namen angegeben wie Adam Drda, Bohumil Doležal, Emanuel Mandler, Petr Příhoda, Petr Pithart, Petr Placák, Matěj Spurný und Petruška Šustrová, man könnte auch einige weitere wie beispielsweise Jiří Gruša, Rudolf Kučera, Petr Uhl oder Václav Žák nennen.

Vor allem das letzte auf Tschechisch herausgegebene Buch von Jiří Gruša Beneš jako Rakušan (Beneš als Österreicher)<sup>75</sup> beinhaltet einige merkwürdige Parallelen mit den Beneš-Büchern von Sidonia Dedina. Der als Essay oder „Faktenroman“ präsentierte Text von Jiří Gruša ist zwar auf einem höherem Niveau als diejenigen von Sidonia Dedina, leidet aber auch an faktischen Irrtümern und Kurzschlüssen.<sup>76</sup> Der gezielt pamphletistische Stil führt ebenfalls zur Erteilung mancher negativen Beinamen für Beneš, deren Böswilligkeit und Arroganz den

---

<sup>74</sup> Ein Beispiel der gegenwärtigen kommunistischen Sichtweise: Josef Haubelt, „Edvard Beneš – volnomyšlenkář z nejnámennějších“, <http://volnamyslenka.wz.cz/benes.html> (letzter Zugriff: 10. 1. 2012).

<sup>75</sup> Jiří Gruša, *Beneš jako Rakušan* (Brno: Barrister & Principal, 2011).

<sup>76</sup> Faktographische und auch stilistische Schwächen des Buches von Jiří Gruša benennt treffend z. B. Blahoslav Hruška, „Povídáčky o Benešovi“, *Literární noviny*, 2. Juni 2011, 19–20.

Ausdrücken von Dedina ähneln. Es geht z. B. um Spitznamen wie „Eduard der Durchtriebene“ (tsch. Eduard Mazaný) oder „Triumphator“ (tsch. auch Neologismus – triumfátor).<sup>77</sup> In einem seiner letzten Interviews nannte Jiří Gruša Edvard Beneš den „Gartenzweig der europäischen Geschichte“ (tsch. zahradní trpaslík evropských dějin).<sup>78</sup>

Was noch umstrittener ist, sind die platten Parallelen zwischen Edvard Beneš und Adolf Hitler.<sup>79</sup> Gruša nennt sie zwar meistens in Hinblick auf soziale Verhältnisse und das Kultur- und Mentalitätserbe von Österreich-Ungarn, aber im ganzheitlichen Kontext des problematischen deutschen Beneš-Diskurses und auch in der Spitzzüngigkeit und unter den historiographischen Kurzschlüssen und Unterlassungen des Buches, rücken diese Schwächen den Text in die Nähe der stark voreingenommenen Beneš-Bilder des (sudeten)deutschen Geschichtsdiskurses. Dass Jiří Gruša sein Material ohne nötige historische Kritik auch von dem nationalsozialistischen Juristen und Mitarbeiter führender NSDAP-Politiker in den böhmischen Ländern, Herrmann Raschofer, bezieht,<sup>80</sup> bildet eine weitere Tatsache, mit welcher sich Grušas Essay dem umstrittenen Geschichtskanon nähert.

Aus den tschechischen Massenmedien mit einem bei diesem Themenkomplex sehr ausgeprägten, ja einseitigen Agenda Setting muss man hier die bereits erwähnte einflussreiche Wochenzeitung Respekt hervorheben. Ich kann hier ein typisches Beispiel der schwachen Leistung auch der größten tschechischen Massenmedien auf dem Feld des behandelten Themas nennen, und zwar im Bezug auf das bereits erwähnte Beneš-Bild bei Jiří Gruša. Der Sender des Tschechischen Hörfunks (Český rozhlas) Radio Praha – Český rozhlas 7, der außer im Tschechischen in fünf Weltsprachen sendet und aus den Mitteln des tschechischen Außenministeriums finanziert wird, billigte in einem Gespräch mit Jiří Gruša diesem Schriftsteller und ehemaligen Diplomaten übertrieben eine „Demontage des tschechischen Beneš-Mythos“ zu und betonte seinen Ausspruch über Beneš als „Gartenzweig der europäischen Geschichte“, ohne anzugeben, dass es nicht aus dem besprochenen Grušas Beneš-Buch stammt, sondern aus seinem Interview für die Zeitung *Hospodářské noviny*. Was aber im Bezug auf unser Thema viel schlimmer war, ist die Tatsache, dass die Einführung des Rundfunkinterviews (und der Vorspann der Textfassung, die es auf den Internetseiten von Radio Praha gibt) eine

---

<sup>77</sup> Gruša, *Beneš jako Rakušan*, 20, 87.

<sup>78</sup> Interview von Petr Honzejik mit Jiří Gruša, *Hospodářské noviny*, 27. 5. 2011, <http://life.ihned.cz/c1-53431530-kdo-neskace-neskace-nic-vice> (letzter Zugriff: 14. 1. 2012).

<sup>79</sup> Gruša, *Beneš jako Rakušan*, z. B. 15, 45–46.

<sup>80</sup> *Ibid.*, 70 und Fußnote Nr. 123 für das Kapitel „Země mlčí“.

vollkommen falsche Behauptung über die sog. Beneš-Dekrete enthält: „Edvard Beneš [...] ließ nach dem Zweiten Weltkrieg per Dekret über zwei Millionen Deutsche aus der Tschechoslowakei vertreiben.“<sup>81</sup>

Aus Organisationen und Diskussionsforen kann man hier die auch oben schon genannte Bürgervereinigung Antikomplex und die langjährigen deutsch-tschechischen Diskussionsforen in Iglau (Jihlava; seit 2007 in Brünn) und die Reihe ihrer zweisprachigen Sammelbände in Erinnerung rufen.

Bis jetzt gab es die letzten Gipfel des öffentlichen Interesses für die sude-tendeutsche Problematik in den Jahren 2002–2004 (der EU-Beitritt der Tschechischen Republik, juristische Gutachten bezüglich der sog. Beneš-Dekrete und die Abstimmung über das sogenannte „Lex Beneš“ im tschechischen Parlament). Trotzdem wirkte in den damaligen öffentlichen Diskussionen – zumindest meinen Recherchen nach – die das Jahr 2003 im Impressum tragende tschechische Version von Dedinas Dokumentarroman Edvard Beneš – der Liquidator fast nicht mit. Bei dem zweiten Beneš-Werk Dedinas, der tschechischen Ausgabe aus dem Jahre 2008, scheint das öffentliche Echo in der Tschechischen Republik wie angegeben völlig zu fehlen.

Es mag sein, dass Sidonia Dedina bezüglich der Lage des tschechisch-(sudetend)deutschen Diskurses nach 1989 verzerrte Vorstellungen hatte. Auf jeden Fall trat sie mit ihrer – im Buch *Der Pyrrhussieg* des Edvard Benesch mehrmals zugestanden – Aufklärungssendung, offene Türen ein. In Tschechien gab es zudem seit Jahren unter anderem auch Übersetzungen der Bücher von den vertriebenen und zwangsausgesiedelten Deutschen ins Tschechische<sup>82</sup> und genug Bemühungen um eine andere Betrachtung des ganzen sudetendutschen Komplexes. Es steht in verschiedensten Medien und Formaten zur Verfügung, so dass man die Einsicht ohne die so zugespitzte Form haben kann, wie sie die Dokumentarromane von Sidonia Dedina anbieten.

Für einen Beleg der Abschwächung des öffentlichen Interesses für den sude-tendutschen Themenkomplex halte ich neben dessen seltener Anwesenheit in den Massenmedien auch die Tatsache, dass die jährlichen deutsch-tschechischen Symposien beendet wurden, die mit der Teilnahme eines breiten Spektrums von

---

<sup>81</sup> Silja Schultheis, „Ein Gartenzwerg der europäischen Geschichte“ – Jiří Gruša demontiert den tschechischen Beneš-Mythos“, *Radio Praha – Český rozhlas 7*, <http://www.radio.cz/de/rubrik/geschichte/ein-gartenzwerg-der-europaeischen-geschichte-jiri-grusa-demontiert-den-tschechischen-benes-mythos> (letzter Zugriff: 14. 1. 2012).

<sup>82</sup> Vgl. beispielsweise Alena Wagnerová, *1945 waren sie Kinder: Flucht und Vertreibung im Leben einer Generation* (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1990); tschechisch als Alena Wagnerová, *Odsunutí vzpomínky: z vyprávění mých sudetoněmeckých generačních vrstevníků* (Praha: Prostor, 1993).



Rednern die sudetendeutsche Ackermann-Gemeinde und die deutsch-tschechische Bernard-Bolzano-Gesellschaft in Iglau in den Jahren 1992–2006 veranstaltet hatten und wovon manche Beiträge in Sammelbänden zweisprachig herausgegeben wurden. Die Symposien werden zwar in Brünn unter dem Namen „Dialog in der Mitte Europas“<sup>83</sup> fortgesetzt, aber die Jahrgänge 2008–2010 scheinen ihren Programmen nach andere, viel aktuellere und global wichtigere Themen gehabt zu haben als die traditionellen, in manchem bereits stark ritualisierten tschechisch-(sudeten)deutschen Diskussionsstoffe.<sup>84</sup> Die Brüner Konferenz im April 2011 mit dem Titel „Was führt und hält europäische Gesellschaften zusammen?“ scheint den publizierten Programmpunkten nach wieder zu engeren tschechisch-(sudeten)deutschen Themen zurückzukehren.<sup>85</sup> Es ist abzuwarten, ob daraus in den nächsten Jahren ein Trend wird.

Dass die Gipfel der öffentlichen Aufmerksamkeit für das sudetendeutsche Problem in Tschechien vorbei sind, war auch im Herbst 2009 zu spüren, als der tschechische Präsident Václav Klaus sein Unbehagen über den Lissabon-Vertrag äußerte und zum Schluss die Sonderregelung mit Sorge um Rechtssicherheiten bezüglich des Nichtdurchbrechens der sog. Beneš-Dekrete begründete. Diese Angelegenheit führte zu keiner größeren neuen Runde der Diskussionen über die tschechisch-(sudeten)deutsche Problematik.

Dass dieser Themenkomplex mehr und mehr an Bedeutung verliert, liegt einerseits am Zeitfaktor, andererseits existieren eine Menge wichtigerer Themen. Im Bereich der Politik der Erinnerung konzentrieren sich die Kräfte mancher politischer und massenmedialer Akteure in der Tschechischen Republik immer

---

<sup>83</sup> Die Ackermann-Gemeinde pflegt anders als tschechische Partnerorganisationen den Namen „Deutsch-tschechisches Brüner Symposium – Dialog in der Mitte Europas“, s. die Programminformation hier: [http://www.ackermann-gemeinde.de/uploads/media/11\\_Br%C3%BCnn\\_EINLADUNG\\_Programm.pdf](http://www.ackermann-gemeinde.de/uploads/media/11_Br%C3%BCnn_EINLADUNG_Programm.pdf) (letzter Zugriff: 14. 1. 2012). Eine ähnlich betonte Kontinuität zu Iglau-Tradition: „XVIII. Iglauer Symposium in Brünn“ (2009), [http://www.ackermann-gemeinde.de/442.html?&L=0%2Findex\\_inc.php%3Finc\\_ordner%3D](http://www.ackermann-gemeinde.de/442.html?&L=0%2Findex_inc.php%3Finc_ordner%3D) (letzter Zugriff: 14. 1. 2012).

<sup>84</sup> Im Jahre 2007 gab es noch die Veranstaltung unter dem Titel „Jihlava-Gespräche in Brünn“. Im Jahresbericht des deutsch-tschechischen Zukunftsfonds für das Jahr 2007 findet man zwar ein Lob auf die große Teilnahme an dem Symposium in Iglau 2006, aber keine Begründung der Veränderung der Konzeption der künftigen Konferenzen. Siehe den Jahresbericht (S. 50): <http://www.fondbudoucnosti.cz/FrontClanek.aspx?lang=de&idsekce=15376>. Mehr dazu sagt der – leider ununterschiedene – Text aus den Internetseiten der Bernard-Bolzano-Gesellschaft: <http://www.bernardbolzano.cz/cs/node/16>. Vgl. auch die Themen der Symposien seit 2008: <http://www.bernardbolzano.cz/cs/node/23>, <http://www.tschechien-portal.info/modules.php?op=modload&name=News&file=article&sid=2758> oder [http://junge-aktion.de/uploads/media/PROGRAMM\\_Bruenner\\_Symposium\\_2010.pdf](http://junge-aktion.de/uploads/media/PROGRAMM_Bruenner_Symposium_2010.pdf) (letzter Zugriff bei allen in dieser Fußnote angegebenen Internetseiten: 5. 3. 2011).

<sup>85</sup> Siehe das Programm: [http://www.ackermann-gemeinde.de/uploads/media/11\\_Br%C3%BCnn\\_EINLADUNG\\_Programm.pdf](http://www.ackermann-gemeinde.de/uploads/media/11_Br%C3%BCnn_EINLADUNG_Programm.pdf) (letzter Zugriff: 14. 1. 2012).

mehr auf die Agenda der Auseinandersetzung mit der Zeit des Kommunismus. In einigen solchen metahistorischen Debatten findet man die Pflege eines instrumentalisierten Antikommunismus, der Optionen zur Kritik und Verachtung auch der demokratischen Linken im Rahmen der jetzigen und künftigen politischen Kämpfe anzubieten scheint. Dies belegen zahlreiche Streitereien und Affären um die Gründung, das Profil und die Tätigkeit des Instituts für das Studium totalitärer Regime (Ústav pro studium totalitních režimů, ÚSTR), die Diskussionen über die Taten der Mašín-Brüder, über das Verbot der Kommunistischen Partei Böhmens und Mährens oder das Gesetz über den antikommunistischen Widerstand.

## Fazit

Kehren wir zum Schluss zu Sidonia Dedina zurück. Das sehr kleine öffentliche Interesse für Dedinas Beneš-Bücher in Tschechien scheint zu zeigen, dass mit etwas, wofür man in den Kreisen der Sudetendeutschen Landsmannschaft einen kulturpolitischen Preis erhalten und als bedeutende Autorin von einer Landsmannschaftszeitung gelobt und in einigen regionalen bayerischen Zeitungen erwähnt werden kann, hinter der deutsch-tschechischen Grenze nicht genügt. Sidonia Dedina gab sich bei der Vorbereitung ihrer Beneš-Dokumentarromane sicher viel Mühe und ihre Empörung über die tschechische Härte und Brutalität gegenüber vielen Deutschen hat bestimmt starke Gründe. Wenn man aber an die zahlreichen faktischen Fehler, die schlechten Argumentationsweisen und den oft derben Stil von Dedina denkt, ist ihr Misserfolg in der Tschechischen Republik für eine gute Nachricht zu halten. Dasselbe gilt über die Tatsache, dass die Autorin keinen Einfluss auf die deutsche überregionale Historiographie und Publizistik zu haben scheint. Unter anderem lässt dies auf die so lange beschwörte und unter anderem mit ziemlich vielen öffentlichen Mitteln unterstützte Normalisierung der tschechisch-(sudenten)deutschen Beziehungen stärker hoffen. Es ist auf jeden Fall zu wünschen, dass auf Deutsch und auf Englisch viele gelungene Abhandlungen zu relevanten Themen erscheinen, die, auch im Ausland, in Konkurrenz zu den beiden Benes-Dokumentarromanen von Sidonia Dedina treten werden.

## **INTERVIEW**

---



## Das Deutsche Historische Institut in Rom im Gespräch II: Interview mit Dr. Lutz Klinkhammer

Jiří Pešek – Nina Lohmann

Im September 2010 hatten wir bei einem Aufenthalt im Deutschen Historischen Institut in Rom (DHIR) die Gelegenheit, sowohl mit dem Direktor, Prof. Dr. Michael Matheus, als auch mit dem Referenten für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Dr. Lutz Klinkhammer, Gespräche zu führen – über das Institut, die deutsche und italienische (Zeit-) Geschichtsforschung und nicht zuletzt über ihre persönlichen Erfahrungen als deutsche Historiker in Italien.<sup>1</sup> Das sehr informative und inspirierende Gespräch mit Michael Matheus haben wir bereits in der letzten deutschsprachigen Nummer dieser Zeitschrift abgedruckt,<sup>2</sup> in dieser Nummer folgt nun das nicht minder informative und interessante Gespräch mit Lutz Klinkhammer. Das an zwei Tagen geführte Interview (21. und 22. September 2010) geben wir in einer leicht gekürzten Fassung wieder.

### Dr. Lutz Klinkhammer – ein Wissenschaftler zwischen zwei Milieus

Lutz Klinkhammer (\*1960) ist einer der anerkanntesten deutschen Spezialisten auf dem Gebiet der modernen italienischen Geschichte. Den Ruf eines großen und kritischen Kenners der jüngsten Geschichte Italiens begründete er mit seiner 1991 bei Wolfgang Schieder in Trier verteidigten Dissertation zur deutschen Besatzungspolitik in Italien, die 1993 erstmals auf Deutsch unter dem Titel *Zwischen Bündnis und Besatzung. Das nationalsozialistische Italien und die Republik von Salò, 1943–1945* in der Reihe „Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts Rom“ erschien.<sup>3</sup> Der deutschen Ausgabe folgte dann rasch auch eine italienische Übersetzung (1993), die 1996 und 2007 bereits in der zweiten bzw. dritten Auflage erschienen ist.<sup>4</sup> Auf den hohen Stellenwert dieses Buches für die deutsche wie italienische Besatzungsforschung deutet nicht nur der minimale zeitliche Abstand zwischen deutscher und italienischer Ausgabe hin, sondern auch die prompt erfolgte Auszeichnung seines Autors mit dem Preis „Premio Acqui Storia“ im Jahre 1994.

Klinkhammer war aber auch schon vor dem Erfolg seines Buches kein Unbekannter: Die ersten Aufsätze zur Geschichte Italiens aus seiner Feder erschienen bereits im Jahre 1987. Am Anfang stand ein Text mit dem paradigmatischen Titel „Geschichte und

---

<sup>1</sup> Beide Interviews entstanden im Rahmen des Forschungsprojektes GA ČR P410/19/1302.

<sup>2</sup> Jiří Pešek und Nina Lohmann, „Das Deutsche Historische Institut in Rom im Gespräch I: Direktor Prof. Dr. Michael Matheus“, *Acta Universitatis Carolinae – Studia Territoria* 11, Nr. 3–4 (2011): 105–138.

<sup>3</sup> Lutz Klinkhammer, *Zwischen Bündnis und Besatzung. Das nationalsozialistische Italien und die Republik von Salò, 1943–1945* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Band 75) (Tübingen: Niemeyer, 1993), 605 S.

<sup>4</sup> Lutz Klinkhammer, *L'occupazione tedesca in Italia 1943–1945* (Torino: Bollati Boringhieri, 1993), 676 S.; 2. Aufl. 1996, 712 S.; 3. unveränderte Aufl. 2007.

Nationalbewusstsein“.<sup>5</sup> Es folgte eine lange Reihe von Studien vor allem zur Geschichte des modernen Italien. Und schon damals wirkte Klinkhammer am DHI in Rom: Als Stipendiat beteiligte er sich unter anderem an der Vorbereitung der Ausstellung zur Institutsgeschichte anlässlich des hundertjährigen Jubiläums des DHIR. In dieser Zeit forschte er schon intensiv vor allem über die deutsche Besetzung Italiens in den Jahren 1943–1945 und über die NS-Verbrechen, welche in jenen Jahren sowohl an der italienischen Bevölkerung als auch an den durch die Wehrmacht gefangen genommenen italienischen Soldaten verübt worden waren.

Die Zeit zwischen dem Ende seines Stipendienaufenthaltes in Rom und seiner Einstellung als Referent des DHIR für den Forschungsbereich der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts im Jahre 1999 verbrachte Klinkhammer im Team von Prof. Wolfgang Schieder, einem der renommiertesten deutschen Forscher auf dem Gebiet der Sozialgeschichte, der italienischen Zeitgeschichte und der vergleichenden Faschismusforschung.<sup>6</sup> In den Jahren 1988 bis 1991 wirkte Klinkhammer als Mitarbeiter an der Universität Trier, wo er sich unter anderem an dem Projekt „Geschichte von Säkularisation und Mediatisierung in den linksrheinischen Gebieten unter französischer Herrschaft (1798–1814)“ beteiligte.<sup>7</sup> Im Jahre 1991 wechselte er dann gemeinsam mit Schieder als dessen Assistent an die Universität Köln, wo er sich weiterhin vornehmlich der Erforschung der deutschen Besatzungspolitik in Italien widmete. Die Ergebnisse seiner damals ebenfalls komparativen Forschungen zum Rheinland und zu Piemont in der napoleonischen Zeit, zur damaligen Mentalitätswende und den obrigkeitlichen Disziplinierungsversuchen fasste Klinkhammer im Jahre 1998 in einem größeren Aufsatz zusammen.<sup>8</sup> Diese Thematik bleibt für ihn allerdings – wie er auch im Interview bemerkt – weiterhin aktuell.<sup>9</sup>

<sup>5</sup> Lutz Klinkhammer, „Storia e coscienza nazionale. Riflessioni su un dibattito“, *Quaderno di storia contemporanea* n.s. 10, Nr. 1 (1987): 81–84.

<sup>6</sup> Von Wolfgang Schieder vgl. zuletzt u. a.: *Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland* (Göttingen: Wallstein, 2008); ders. u. Jens Petersen, Hrsg., *Faschismus und Gesellschaft in Italien. Staat, Wirtschaft, Kultur* (Köln: SH, 1998); ders., „La presenza della storia contemporanea al congresso internazionale di scienze storiche del 1955“, in *La storiografia tra passato e futuro. Il X Congresso Internazionale di Scienze Storiche (Roma 1955) cinquant'anni dopo*, hrsg. v. Hans Cools u. a. (Roma: Unione Int., 2008), 131–154; ders., „Der Umbau Roms zur Metropole des Faschismus“, in *Für den Faschismus bauen. Architektur und Städtebau im Italien Mussolinis*, hrsg. v. Aram Mattioli und Gerald Steinacher (Zürich: Orell Füssli, 2009), 65–86. Zur Sozialgeschichte vgl. v. a. die gemeinsam mit Volker Sellin herausgegebenen Bände: *Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang*, Bd. I: *Die Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft* (Göttingen: V&R, 1986); Bd. II: *Handlungsräume des Menschen in der Geschichte* (Göttingen: V&R, 1986); Bd. III: *Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte* (Göttingen: V&R, 1987); Bd. IV: *Soziale Gruppen in der Geschichte* (Göttingen: V&R, 1987).

<sup>7</sup> Vgl. Christof Dipper, Reiner Schulze und Wolfgang Schieder, Hrsg., *Napoleonische Herrschaft in Deutschland und Italien – Verwaltung und Justiz* (Schriften zur Europäischen Rechts- und Verfassungsgeschichte, Bd. 16) (Berlin: Duncker u. Humblot, 1995).

<sup>8</sup> Lutz Klinkhammer, „Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814“, *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 1998 (1999): 119–161.

<sup>9</sup> Sein Interesse für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bewies Klinkhammer auch in seinem Beitrag für die Festschrift für seinen Lehrer Wolfgang Schieder: Lutz Klinkhammer, „Der junge Friedrich

Wolfgang Schieder ließ seinem jungen Mitarbeiter offensichtlich viel Raum, vor allem für seine Forschungen über Italien in der Zeit von Faschismus und Krieg bzw. über die italienische Erinnerungspolitik und über die politische Auseinandersetzung in Italien mit der „Erbschaft“ der faschistischen Epoche und des Bürgerkrieges 1943–45. Es ist übrigens symptomatisch, dass Klinkhammer schon in dieser Zeit die Mehrheit seiner Studien – zwei Monographien über das faschistische Italien und über die NS-Gräueltaten ebenso wie eine Flut von Aufsätzen zu diesem breiten Themenbereich – auf Italienisch veröffentlichte.<sup>10</sup> Eine wichtige Ausnahme ist sein großer Aufsatz über den „Kunstschutz“ in Italien in den Jahren der NS-Besatzung 1943–45.<sup>11</sup> Diese Studie deutet im Übrigen an, dass ihr Autor in Trier nicht nur Geschichte und Politikwissenschaft, sondern auch Kunstgeschichte studierte und ein profunder Kenner der italienischen Kunst ist.

Im Jahre 1999 wurde der 39-jährige Klinkhammer schließlich von dem damaligen Direktor des DHIR, Arnold Esch, nach einem Forschungsaufenthalt am Historischen Kolleg und an der Pariser Sorbonne zum Nachfolger von Jens Petersen als Referent für den Forschungsbereich des 19. und 20. Jahrhunderts berufen. Die Erbschaft war sicher nicht einfach: Petersen hatte am DHI Rom unglaublich viel geleistet, war im italienischen zeitgeschichtlichen und geschichtspolitischen Diskurs stets anwesend, schrieb für große deutsche Tageszeitungen und machte aus dem DHIR ein wichtiges Zentrum der zeitgeschichtlichen Italienforschung. Das alles musste bewahrt, aber auch modernisiert werden.

Die Publikationsliste Klinkhammers seit dieser Zeit, die Auflistung seiner organisatorischen, redaktionellen und herausgeberischen Tätigkeiten,<sup>12</sup> seine italienischen Gastprofessuren und Lehraufträge in Deutschland<sup>13</sup> bzw. seine Beteiligungen in wissenschaftlichen

---

Engels als Kritiker seiner Zeit“, in *Europäische Sozialgeschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder*, hrsg. v. Christof Dipper, Lutz Klinkhammer und Alexander Nützenadel (Berlin: Duncker u. Humblot, 2000), 275–295.

<sup>10</sup> Zwei kleinere Monographien geben Auskunft über die Ergebnisse der Klinkhammer'schen Forschungen in der ersten Hälfte der 1990er Jahre: Enzo Collotti und Lutz Klinkhammer, *Il fascismo e l'Italia in guerra. Una conversazione fra storia e storiografia* (Roma: Ediesse, 1996); Lutz Klinkhammer, *Stragi naziste in Italia. La guerra contro i civili 1943/44* (Roma: Donzelli, 1997).

<sup>11</sup> Lutz Klinkhammer, „Die Abteilung ‚Kunstschutz‘ der deutschen Militärverwaltung in Italien und das Schicksal des italienischen Kunstbesitzes, 1943–1945“, *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* (QFIAB) 72 (1992): 483–549. Vgl. auch ders., „Arte in guerra: tutela e distruzione delle opere d'arte italiane durante l'occupazione tedesca 1943–45“, in *Parola d'ordine Teodora*, hrsg. v. Giuseppe Masetti und Antonio Panaino (Ravenna: Longo Editore, 2005), 61–76 sowie ders., „Kunstschutz‘ im Propagandakrieg. Der Kampf um die Sicherstellung der italienischen Kunstschatze 1943–1945“, in *Kunsthistoriker im Krieg. Deutscher Militärischer Kunstschutz in Italien 1943–1945*, hrsg. v. Christian Fuhrmeister, Johannes Griebel, Stephan Klingens und Ralf Peters (Wien u. a.: Böhlau, 2012), 49–73.

<sup>12</sup> Lutz Klinkhammer ist Mitglied des Redaktionsrates folgender wissenschaftlicher Zeitschriften: *Journal of Modern Italian Studies*, *Mondo Contemporaneo*, *Sentieri della Ricerca*, *Ricerche di Storia Politica* und *Roma moderna e contemporanea*.

<sup>13</sup> In den Jahren 2001 bis 2011 hatte Klinkhammer Gastprofessuren und Lehraufträge für italienische und europäische Zeitgeschichte an den Universitäten Pavia, Viterbo, Bologna und Mainz inne.

Beiräten<sup>14</sup> vermitteln einen Eindruck von der produktiven Hektik am römischen Institut. Das vielleicht Bemerkenswerteste ist, dass Klinkhammer eine mindestens ebenso hohe Anerkennung wie in Deutschland auch in italienischen wissenschaftlichen und politischen Kreisen erfährt. Die Nominierungen in die höchsten italienischen Parlaments- und Regierungskommissionen, welche die Verbrechen der faschistischen Epoche und der deutschen Besatzung untersuchten, können in diesem Kontext als besondere Auszeichnung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen betrachtet werden.<sup>15</sup>

In den bisherigen zwölf Jahren am Institut, die für jenes angesichts grundlegender struktureller Veränderungen und personeller Wechsel nicht immer einfach waren,<sup>16</sup> erweiterte sich auch das Feld seiner Forschungen: Zu den bisherigen Schwerpunkten (Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, Europa zur Zeit Napoleons und Nationale Erinnerungskulturen seit 1945) kamen die italienische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und – mindestens ansatzweise – das Problemfeld „Moderner Staat und katholische Kirche 1870–1945 in Italien“ hinzu. So organisierte Klinkhammer schon zu Beginn seines Wirkens in Rom gemeinsam mit Andrea Ciampani eine internationale Tagung über die deutschen Forschungen zur Gestaltung des modernen italienischen Staates im 19. Jahrhundert.<sup>17</sup> Auch baute er seine komparativen Forschungen aus, wobei er sich mit dem Thema staatlicher Repressionen, Brutalität, Gewalt usw. in Italien und Deutschland auf einem ihm nicht ganz unbekanntem Terrain bewegte, handelt es sich doch um ein Problemfeld, das ihm sowohl aus seinen „napoleonischen“ als auch seinen „faschistischen“ Forschungen vertraut sein musste.<sup>18</sup>

Gleichzeitig reagierte Klinkhammer immer wieder auch auf neue Trends in der Historiographie – so thematisierte er zum Beispiel die Kulte und Mythen, die Symbole in der

---

<sup>14</sup> Lutz Klinkhammer war im vergangenen Jahrzehnt Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des *Istituto nazionale per la storia del movimento di Liberazione in Italia* in Mailand, Vorstandsmitglied des *Istituto romano per la storia dal fascismo alla Repubblica* in Rom, Korrespondierendes Mitglied der *Società romana di storia patria* in Rom und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats der Stiftung *Fossoli. Camp Foundation. Fondazione ex-campo* (2006–2010). Ferner war er Mitglied des Komitees zur Evaluierung der Universität Bologna 2005 und des *Consiglio Nazionale delle Ricerche* (CNR) 2009.

<sup>15</sup> So war Klinkhammer Sachverständiger sowohl der *Commissione parlamentare bicamerale di Inchiesta sulle cause dell'occultamento di fascicoli relativi a crimini nazifascisti* (2004–2006) als auch der *Commissione per il recupero del patrimonio bibliografico della Comunità ebraica di Roma, razzista nel 1943* bei der *Presidenza del Consiglio dei Ministri* (2005–2007).

<sup>16</sup> Vgl. Johannes Fried, „Wissen ist gut, Kontrolle schlecht. Wie das Deutsche Historische Institut in Rom seine Tradition zu verlieren droht“, *Die Zeit*, 22. März 2001.

<sup>17</sup> Vgl. Lutz Klinkhammer, „Tagungsbericht ‚La Ricerca tedesca sul Risorgimento Italiano – Temi e prospettive‘“, *QFIAB* 81 (2001): 613–615; sowie Lutz Klinkhammer und Andrea Ciampani, *La ricerca tedesca sul Risorgimento italiano. Atti del convegno internazionale Roma 1–3 marzo 2001, Rassegna storica del Risorgimento 2001* (Beiheft) (Roma: Istituto per la storia del Risorgimento italiano, 2002).

<sup>18</sup> Lutz Klinkhammer, „Staatliche Repression als politisches Instrument. Deutschland und Italien zwischen Monarchie, Diktatur und Republik“, in *Deutschland und Italien 1860–1960*, hrsg. v. Christof Dipper (Schriften des Historischen Kollegs 52) (München: Oldenbourg, 2005), 133–157.



Geschichte Italiens im 19. und 20. Jahrhundert.<sup>19</sup> Die Publikationsliste zeigt allerdings deutlich, dass der Schwerpunkt der Klinkhammer'schen Tätigkeit weiterhin im Bereich der Zeitgeschichte liegt.<sup>20</sup> Ein großes Echo erzielte er zuletzt unter anderem mit dem zusammen mit Christoph Cornelißen und Wolfgang Schwentker herausgegebenen Band über die Erinnerungskulturen der Nachkriegszeit in Deutschland, Italien und Japan; er selbst verfasste hierfür eine Studie, in der er sich mit den generationsbedingten Wandlungen der Kriegserinnerung in Italien beschäftigte.<sup>21</sup> Diese Studie zeigt, dass auch die Geschichte der modernen Historiographie in Italien und Deutschland für Klinkhammer weiterhin von Interesse ist.<sup>22</sup> In diesem Kontext sei auch sein aufschlussreicher Beitrag über die gegenseitigen „Asymmetrien“ in der Übersetzung historischer Arbeiten zur deutschen und italienischen Zeitgeschichte genannt.<sup>23</sup>

Als Referent für den Forschungsbereich der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ist Lutz Klinkhammer einer von vier im Bereich der Neuzeit tätigen wissenschaftlichen Mitarbeitern des römischen Instituts, das ebenso paritätisch zwischen Mittelalter und Neuzeit

<sup>19</sup> Vgl. zum Beispiel Oliver Janz und Lutz Klinkhammer, Hrsg., *La Morte per la Patria. La celebrazione dei caduti dal Risorgimento alla Repubblica* (Roma: Donzelli, 2008). Klinkhammer steuerte zu diesem Band nicht nur die Einführung, sondern auch einen eigenen Beitrag bei: „Congiunture della memoria. La riscoperta degli eroi di Cefalonia“, 175–188.

<sup>20</sup> An dieser Stelle seien nur drei wichtige Tagungsbände und eine Reihe von Aufsätzen über die faschistischen und nationalsozialistischen Kapitel der deutsch-italienischen Geschichte erwähnt, die in den Jahren 2003–2010 erschienen: Carlo Gentile, Lutz Klinkhammer und Steffen Prauser, Hrsg., *I nazisti. I rapporti italo-tedeschi nelle foto dell'Istituto Luce* (Roma: Editori Riuniti, 2003); Lutz Klinkhammer, Claudio Natoli und Leonardo Rapone, Hrsg., *Dittature, Opposizioni, Resistenze. Italia fascista, Germania nazionalsocialista, Spagna franchista: storiografie a confronto* (Milano: Edizioni Unicopli, 2005); Amedeo Osti Guerrazzi, Lutz Klinkhammer und Thomas Schlemmer, Hrsg., *Die „Achse“ im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945* (Paderborn: Schöningh, 2010). Erwähnt sei hier auch die zweite, erweiterte Ausgabe des Buches von 1997 (vgl. Fußnote 10): Lutz Klinkhammer, *Stragi naziste in Italia 1943–1944. Nuova edizione con un saggio sulla storiografia della guerra contro i civili* (Roma: Donzelli, 2006).

<sup>21</sup> Lutz Klinkhammer, „Kriegserinnerung in Italien im Wechsel der Generationen. Ein Wandel der Perspektiven?“, in *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*, hrsg. v. Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer und Wolfgang Schwentker (Frankfurt a. M.: Fischer, 2003), 333–343.

<sup>22</sup> Vgl. auch Lutz Klinkhammer, „Novecento statt Storia Contemporanea? Überlegungen zur italienischen Zeitgeschichte“, in *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, hrsg. v. Alexander Nützenadel und Wolfgang Schieder (Göttingen: V&R, 2004), 107–127 (auf Tschechisch erschienen u. d. T. „„Novecento‘ namisto ‚storia contemporanea‘? Úvahy o italských soudobých dějinách“, *Soudobé Dějiny* XV, Nr. 2 (2008): 357–376); ders., „La guerra nazionalsocialista nella storiografia della Repubblica federale tedesca“, *Mondo Contemporaneo* 2 (2005): 119–139.

<sup>23</sup> Lutz Klinkhammer, „Zeitgeschichtliche Exzellenzforschung und zeitgenössische Wahrnehmungsstörungen“, in *Schleichende Entfremdung? Deutschland und Italien nach dem Fall der Mauer*, hrsg. v. Gian Enrico Rusconi, Thomas Schlemmer und Hans Woller (München: Oldenbourg, 2008) (Zeitgeschichte im Gespräch Bd. 3), 93–102 (auf Italienisch erschien der Aufsatz u. d. T. „La ricerca in storia contemporanea tra livelli di eccellenza e persistenti incomprensioni“, in *Estraniamento strisciante tra Italia e Germania?*, hrsg. v. dens. (Bologna: il Mulino, 2008), 121–131). Vgl. zum Thema auch Gustavo Corni, „Die italienische Geschichtswissenschaft und die deutsche Frage“, *ibid.*, 123–132.

besetzt ist wie der Beirat. Allerdings teilen sich die Mitarbeiterstellen für die Neuzeit in die Fachbereiche Frühe Neuzeit und 19. und 20. Jahrhundert.<sup>24</sup> Trotz dieser strukturellen Schwäche spielt die Zeitgeschichtsforschung in der wissenschaftlichen Produktion des Instituts, etwa in den *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken*, eine wesentliche Rolle, was vor allem auf das sehr aktive Wirken Lutz Klinkhammers wie auch das seines Vorgängers Jens Petersen zurückzuführen ist. Nicht zuletzt aufgrund ihrer Tätigkeit für die Tagespresse – Jens Petersen schrieb vorwiegend für die Frankfurter Allgemeine Zeitung und die Neue Zürcher Zeitung, Lutz Klinkhammer ist in stärkerem Maße in den italienischen Zeitungen präsent – wird das Institut daher auch von außen als ein Zentrum deutsch-italienischer Zeitgeschichtsforschung wahrgenommen.

Lutz Klinkhammer ist also eine sehr profilierte Persönlichkeit der mittleren Generation in der deutschen Geschichtswissenschaft. Gleichzeitig verfügt er über einen kenntnisreichen, einzigartigen „Blick von außen“ auf die italienische Zeitgeschichtsforschung. Da wir unser Gespräch im Rahmen gleich zweier Forschungsprojekte führten – eines beschäftigte sich mit den Deutschen Historischen Instituten im Ausland,<sup>25</sup> das andere mit der Entwicklung der Zeitgeschichtsschreibung in verschiedenen europäischen Ländern nach 1989 – wollten wir von ihm unter anderem wissen, wie es um die italienische Wahrnehmung der deutschen und um die deutsche Wahrnehmung der italienischen Zeitgeschichtsforschung steht, was das DHI Rom bei der Vermittlung beider Milieus leisten kann und welche persönlichen Erfahrungen er als Forscher und Mittler zwischen zwei Wissenschaftskulturen gemacht hat.

### **Interview mit Dr. Lutz Klinkhammer, Referent für den Forschungsbereich der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts am Deutschen Historischen Institut in Rom, Rom, 21. und 22. September 2010**

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Herr Klinkhammer, was halten Sie von unserem Vorhaben, die Entwicklung der Zeitgeschichtsforschung in Europa seit 1989 zu kartographieren und in diesem Rahmen auch die Deutschen Historischen Institute zu thematisieren?

**Lutz Klinkhammer:** Es ist für Historiker hoch interessant, über die eigene Disziplin zu reflektieren und darüber nachzudenken, welche Themen wir bevorzugen, welche Schwerpunkte wir haben, welchen Fragestellungen und methodischen Verflechtungen wir folgen, kurz wovon wir konditioniert sind auch in unserer Gegenwart: Wodurch wird unser Blick auf die Zeitgeschichte geprägt, was wählen wir eigentlich aus? Das Netz der Auslandsinstitute bildet zwar nur einen Ausschnitt der gesamtdeutschen Zeitgeschichtsforschung ab, die

---

<sup>24</sup> Die derzeitigen Beiratsmitglieder für das 19. und 20. Jahrhundert sind die Vorsitzende Gabriele Clemens und der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Peter Hertner.

<sup>25</sup> Die Ergebnisse werden publiziert in: Jiří Pešek, Lucie Filipová et al., *Politika v zahradách vědy? Německé společenskovední ústavy v zahraničí* (Praha: Karolinum, 2013) (im Druck).

sich in viel stärkerem Maße im Inland abspielt, doch dieser Ausschnitt ist von besonderem Interesse wegen seines doppelten Bezugs – und das macht es besonders interessant, den Blick auf die DHIs zu richten: Jedes dieser Auslandsinstitute hat nicht nur einen Rückbezug zur deutschen Geschichtswissenschaft, sondern auch eine ganz spezifische Verbindung zum Gastland und ist in seinem Blick auf die Zeitgeschichte auch durch das Gastland geprägt und konditioniert. Zum einen trägt man Probleme, die man aus der deutschen Zeitgeschichtsforschung als solche wahrnimmt, in das Gastland hinein, zum anderen trägt man die Probleme, die sich spezifisch im Gastland stellen, wiederum in die deutsche Wissenschaftslandschaft zurück und bildet in diesem Sinne auch eine Brücke zwischen zwei Wissenschaftskulturen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Genau aus diesem Grunde ist das Thema auch für uns so interessant. Wenn man sich etwas mit dem Thema besonders der osteuropäischen Historiographien beschäftigt, entsteht leicht das Gefühl, dass man es mit zwei Ebenen der Forschung und der historiographischen Interpretation zu tun hat, welche miteinander wenig oder gar nicht kommunizieren. Oft ist es doch so: Auf der einen Seite haben wir den Diskurs der Einheimischen, die eigene Themen, eigene Methoden, eigene Fragestellungen haben und leider immer sehr wenig ausländische Forschung betreiben, und auf der anderen Seite steht dann vor allem die deutsche, aber natürlich auch die amerikanische, französische usw. Forschung. Bei der deutschen Osteuropa-Forschung etwa ist der Fall eindeutig: Diese hat ihre ganz eigene Perspektive und sehr viele Autoren interessieren sich gar nicht dafür, was die Tschechen, Russen, Polen und andere schreiben. Vielmehr nimmt man häufig die Quelleneditionen zur Hand und schafft sich eine eigene Geschichtsinterpretation, einen Geschichtsdiskurs, der mit dem einheimischen gar nicht kommuniziert – und dann haben wir zwei parallele, absolut unabhängige Geschichten mit sehr vielen politischen und kulturellen Konsequenzen, die eine solche Dualität nach sich zieht. Dies gilt sicher ab und zu auch für bestimmte Staaten des alten Westeuropa, aber vielleicht nicht so ausgeprägt. Können Sie etwas solches auch hier in Italien beobachten oder hat das DHIR seit 1953 so viel Einfluss gehabt, dass es dazu beitragen konnte, solche Diskrepanzen zu eliminieren?

**Lutz Klinkhammer:** Ich denke, man sollte sehr vorsichtig sein mit der Einschätzung des eigenen Einflusses. Die Zeitgeschichtsforschung, die sich hier am DHIR erst in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelt hat und sich in dieser Zeit noch ganz überwiegend der Geschichte des 19. Jahrhunderts und des Vatikans sowie der preußisch-italienischen Beziehungen widmete, hat erst mit Wolfgang Schieder als Stipendiat in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre und seit den siebziger Jahren dann mit Jens Petersen als Referent für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts auch in das 20. Jahrhundert ausgegriffen. Wir sind schon sehr zufrieden, dass das Institut als Zentrum von Zeitgeschichtsforschung in Italien wahrgenommen worden ist und wahrgenommen wird, und diese Wirkung ist sicher im Steigen begriffen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Wie äußert sich das?

**Lutz Klinkhammer:** Das kann man daran sehen, dass italienische Doktoranden in stärkerem Maße hierherkommen und Rat nachsuchen, aber auch die Bibliothek frequentieren, die eine exzellente Sammlung zur Geschichte des Faschismus enthält. Wir haben auch ein wissenschaftliches Diskussionsforum, das einem internationalem Doktorandenkolleg nahekommt. Diese „Zeitgeschichtliche Gesprächsrunde“ nennen wir auch „Verandagesprache“, weil sie in einem Raum stattfinden, der eine geschlossene Veranda darstellt. Viele Doktorandinnen und Doktoranden haben die Möglichkeit, ihr Thema intensiv in einem kleinen Kreis von Experten zu diskutieren. So trug kürzlich ein italienischer Doktorand vor, der in England promoviert und über die kommunistischen Jugendlichen zwischen 1945 und 1960 forscht, sowie eine deutsche Doktorandin, die in Dortmund zur Urbanistik und zur Stadtentwicklung Roms in faschistischer Zeit promoviert. Diese jungen Leute kommen nach Rom, um zu forschen, und das Institut stellt eine Art von Bezugspunkt dar, um den herum sie „kreisen“, um sich Rat zu holen, um ihre Thesen vorzustellen und zu diskutieren. Ich finde es sehr schön, dass das Institut immer mehr als zeithistorisches Forschungszentrum wahrgenommen wird – also gar nicht so sehr in einer nationalen Ausrichtung, sondern eher mit einer inhaltlichen Schwerpunktsetzung.

Das heißt aber noch längst nicht, dass sich die deutsche und italienische Geschichtsforschung auf dem gleichen Gleis befinden würden. Ich denke, dass der deutsche Blick auf die Zeitgeschichte anders konditioniert ist als der italienische. Das hat etwas mit historischen Spezifika und bestimmten nationalen Erfahrungen zu tun, die in die politische Gegenwart hineinreichen. Italien hat sich von der faschistischen Diktatur aus eigener Kraft befreit, auch wenn das Ende des Krieges nur durch die Alliierten herbeigezwungen werden konnte. Aber dass Mussolini im Sommer 1943 von den eigenen Leuten gestürzt worden ist, von einer monarchischen und militärischen Fronde, aber auch von den faschistischen Bonzen der zweiten Reihe, und dass darauf dann eine antifaschistische Widerstandsbewegung aufzatteln konnte, die versucht hat, den Spätfaschismus der Republik von Salò und die nationalsozialistischen Okkupanten aus dem Land zu vertreiben – das hat eine ganz andere historische Konditionierung dargestellt als der vollständige Untergang Deutschlands, das von außen besetzt und unter Viermächteverwaltung aufgeteilt wurde und sich den Nürnberger Prozessen aussetzen musste. Insofern sind auch die Fragestellungen, die Historiker an die eigene Geschichte gestellt haben, in Italien ganz andere als in Deutschland. In Deutschland gab es auch einen ganz anderen Zwang, die Katastrophe des Nationalsozialismus und das Menschheitsverbrechen des Holocausts zu erklären als in Italien. Und das bringt von vornherein einen anderen Blickwinkel auf die Geschichte mit sich, auch wenn sich die Perspektiven durchaus treffen können. Man kann ähnliche Fragestellungen verfolgen, ähnliche Methoden. Aber das heißt nicht, dass die beiden Geschichtskulturen identisch wären oder sich im Gleichklang befinden würden.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Kann das DHIR in diesem Sinne vermittelnd wirken?

**Lutz Klinkhammer:** Wir versuchen, diese Divergenz wissenschaftlich fruchtbar zu machen, indem wir bei Tagungen mitunter Deutsche und Italiener „zusammenbinden“ – einen deutschen Vortragenden mit einem italienischen Kommentator versehen oder umgekehrt. Besonders gelungen fand ich das bei einer Tagung, bei der die jüngere deutsche Forschung zum italienischen Risorgimento in Italien bekannt gemacht werden sollte. Die entsprechenden Bücher der Kollegen und Kolleginnen waren schon erschienen, aber nur in deutscher Sprache, die außerhalb des deutschen Sprachraums ja nur von wenigen Experten wahrgenommen wird. Die deutschen Forscher haben in italienischer Sprache referiert, und bekannte italienische Spezialisten haben dann diese Referate und die Thesen zu kommentieren gehabt. Wir haben auf diese Art versucht, die Geschichtskulturen zusammenzubinden, auch wenn damit noch nicht gesagt ist, dass die Thesen Thomas Krolls von Alberto Banti auch inhaltlich aufgegriffen worden sind – um hier nur eines der „Paare“ anzuführen, die damals im Institut vorgetragen haben.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Das ist wirklich sehr wichtig. Nur ein Beispiel aus Ihrem thematischen Bereich: Es gibt eine umfangreiche Literatur zu den Wehrmachtsverbrechen in Polen, in der Ukraine und so weiter. Aber eigentlich erst mit Jochen Böhler und seiner Dissertation über die Verbrechen der Wehrmacht 1939 kommt jemand von deutscher Seite, der auch die polnischen Quellen und die polnische Literatur konsultiert.<sup>26</sup> Nicht nur die Quellen, sondern auch die, und das sagt Böhler in der Einführung, polnisch, englisch oder deutsch geschriebenen Texte wurden bis dahin einfach nicht rezipiert. Nach dem Motto: Was können die Polen schon über das eigene Leiden sagen?

Für die italienische Zeitgeschichte gibt es natürlich hervorragende deutsche Forscher, die mit italienischen Quellen arbeiten und eine sehr gute Übersicht über die italienische Literatur haben. Aber inwieweit handelt es sich hierbei um erfolgreiche Einzelkämpfer und inwieweit ist das schon die Normalität der Erforschung der italienischen Zeitgeschichte?

**Lutz Klinkhammer:** Um zu vermeiden, dass sich nur Einzelkämpfer mit der italienischen Zeitgeschichte befassen, war es wichtig, dass sich auch in Deutschland ein entsprechendes Forum etabliert hat. Ich meine damit die Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens, die von Wolfgang Schieder und Jens Petersen geprägt worden ist, dann von Christof Dipper geleitet wurde und heute von Gabriele Clemens. Sie umfasst, glaube ich, inzwischen etwa 200 Wissenschaftler. Gerade von der jüngeren Generation – bei der älteren war es problematischer, weil die Verlage noch weniger übersetzt haben – sind doch viele Studien inzwischen übersetzt worden. Das beeinflusst auch den italienischen Wissenschaftsdiskurs. Die Verfasser werden in zunehmendem Maße zu Tagungen nach Italien eingeladen und können ihre Thesen präsentieren. Wenn man nur auf Deutsch publiziert, dann wird man lediglich von einer Handvoll Experten rezipiert.

---

<sup>26</sup> Jochen Böhler, *Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939* (Frankfurt a. M.: Fischer, 2006). Vgl. auch ders., *Der Überfall. Deutschlands Krieg gegen Polen* (Frankfurt a. M.: Eichborn, 2009).

Die Sprache ist also ein ganz wichtiges Element. Ein anderer wichtiger Punkt, den ich kurz vertiefen möchte, sind die Archive. Denn es ist essenziell, dass man bei zeitgeschichtlichen Themen die Archive in beiden Ländern aufsucht und die Quellen miteinander in Verbindung bringt, wie Böhler das ja auch gemacht hat. Das ist einer der Gründe, warum es nach wie vor wichtig ist, Forschungsinstitute wie die DHIs im Ausland zu unterhalten, nämlich gerade damit es der nationalen Forschung ermöglicht wird, intensive Archivistudien im Ausland zu betreiben, und diese eben nicht nur durch die deutschen Archive und den Blick der deutschen Akten geprägt wird. Das ist meines Erachtens eine ganz wichtige Funktion der Auslandsinstitute. Ob diese Forschung dann auch wahrgenommen wird im Gastland, wenn sie nur in Deutschland und nur in deutscher Sprache publiziert wird, das ist dann eine weitere wichtige Frage. In Italien wird relativ viel übersetzt, vor allem wenn es Themen wie Faschismus und Nationalsozialismus betrifft. Für andere Epochen ist es schon sehr viel schwieriger, einen Verlag zu finden. Aber die italienische Verlagkultur ist gerade bei sensiblen Themen, und dazu gehört die Geschichte des Nationalsozialismus allemal, sehr offen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Es geht aber ja nicht nur um die Verlage. Es geht auch darum, inwieweit die Sachen in den Fachzeitschriften rezipiert, also besprochen werden. Inwieweit nehmen die Italiener, mindestens in den Besprechungen, die deutsche Produktion, auch die deutsche Produktion über Italien, wahr? Wenn man in den Fußnotenapparaten überprüft, was zitiert wird, dann stellt man häufig genug fest, dass diese oder jene Monographie in der Literaturliste zwar erwähnt wird, sich aber in den Fußnoten kein Hinweis auf eine konkrete Seite befindet. Dann sieht man, wie die Sachen entstehen... Und es stellt sich natürlich immer die Frage, inwiefern wir nur für die eigene Ökumene schreiben und inwieweit auch für diejenigen, welche dieses Thema betrifft.

**Lutz Klinkhammer:** Übergespitzt gesagt würde ich meinen, wenn wir in deutscher Sprache schreiben, schreiben wir – bezogen auf Italien – nur für Deutschland. In Italien wird das nicht wahrgenommen – schon von einigen Experten, aber es fließt nicht in einen breiteren, wissenschaftlichen Diskurs ein. Deswegen ist es essenziell, dass auf Italienisch publiziert wird. Englisch reicht auch nicht aus. Und es reicht auch nicht eine einzige Veröffentlichung auf Italienisch aus, sondern man muss sozusagen wie mit dem Hammer immer wieder auf denselben Keil schlagen. Doch dann werden Werke auch inhaltlich intensiv und im Detail rezipiert.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Die italienische Reihe des DHIR<sup>27</sup> ist nicht nur in diesem Sinne bewundernswert. Das war wirklich ein wichtiger Schritt.

**Lutz Klinkhammer:** Ja, in der Tat fehlte es bislang an einer Reihe in italienischer Sprache. An der Liste der Veröffentlichungen in unserer „Blauen Reihe“, dem Flaggschiff des

---

<sup>27</sup> Die 2005 gegründete Reihe *Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma* erscheint beim Verlag Viella in Rom. Bisher sind sieben Bände erschienen, drei befinden sich in Vorbereitung. Die Liste der Veröffentlichungen ist auf den Webseiten des DHI Rom einzusehen.

DHIR, sehen Sie ja auch, welche Titel davon ins Italienische übersetzt worden sind. Vielfach stehen dahinter persönliche Kontakte und persönlicher Einsatz. Also, dass jetzt bei einer Buchmesse ein Verlag hingehet und einen Titel nimmt, einfach so, ohne dass Gespräche im Hintergrund gelaufen sind, ist relativ selten. Ich bemühe mich für meinen Bereich immer, gute Arbeiten den Verlagen nahezubringen, das heißt, mit den Cheflektoren direkt zu sprechen und zu fragen: „Könnt Ihr das nicht übersetzen?“

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Existiert eine Stiftung, welche die Übersetzungen unterstützt?

**Lutz Klinkhammer:** Es gab und gibt *Inter Nationes*. Doch soweit ich weiß, kann nur noch eine kleine Zahl von Arbeiten gefördert werden. Wichtig sind auch Preise von Universitäten oder Stiftungen für junge Autoren, mit denen dann Übersetzungen finanziert werden können. Die italienischen Verlage wollen oft nur die Übersetzung finanziert haben und bringen dann das Buch ohne Druckkostenzuschuss und auf eigenes Risiko heraus, was schon relativ viel ist. Das klappt langfristig aber nur, wenn die Bücher, die dann auf Italienisch erscheinen, für den Markt auch vielversprechend sind. Manche Bücher – und das hängt von der Konditionierung des Blicks ab, von dem ich vorhin gesprochen habe – sind natürlich auch heiße Eisen, wie zum Beispiel die Studie von Hans Woller über die Säuberungen in Italien nach 1943.<sup>28</sup> Das Buch hat in Italien sehr gewirkt, der Name des Autors ist in der Fachöffentlichkeit sehr präsent. Und auch Thomas Schlemmer, der mit ihm eng zusammenarbeitet, hat mit der Übersetzung seines Buches über die italienische Armee in Russland bei *Laterza* einen ziemlichen Bekanntheitsgrad erreicht.<sup>29</sup>

Letzteres gilt inzwischen für eine ganze Reihe von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen der jüngeren Generation: So ist Petra Terhoevens Buch „Gold fürs Vaterland“, eine Studie über die symbolpolitisch und propagandistisch stark aufgeladene Eheringsammlung des faschistischen Regimes, eine Studie auch zur Geschlechterpolitik im Faschismus, bei dem großen Bologneser Verlag *il Mulino* erschienen.<sup>30</sup> Und *il Mulino* hat in den letzten Jahren eine Reihe von deutschen wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten übersetzt, auch einige unserer Institutspublikationen. Das DHIR ist dort bestens bekannt und seit der Übersetzung des Buches von Woller hat man gesehen, dass die deutschen Wissenschaftsprodukte den italienischen Markt durchaus interessieren.

---

<sup>28</sup> Hans Woller, *I conti con il fascismo: l'epurazione in Italia, 1943–1948* (Bologna: il Mulino, 2004), auf Deutsch erschienen u. d. T. *Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien 1943 bis 1948* (München: Oldenbourg, 1996).

<sup>29</sup> Thomas Schlemmer, *Invasori, non vittime: la campagna italiana di Russia 1941–1943* (Roma, Bari: Laterza, 2009), auf Deutsch erschienen u. d. T. *Die Italiener an der Ostfront 1942/43: Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion* (München: Oldenbourg, 2005).

<sup>30</sup> Petra Terhoeven, *Oro alla patria: donne, guerra e propaganda nella giornata della Fede fascista* (Bologna: il Mulino, 2006). Auf Deutsch erschienen als: *Liebespfand fürs Vaterland: Krieg, Geschlecht und faschistische Nation in der italienischen Gold- und Eheringsammlung 1935/36* (Tübingen: Niemeyer, 2003).

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** In Deutschland wird relativ viel ausländische Produktion durchaus übersetzt und verkauft. Wie sieht es denn mit der Übersetzung italienischer Titel aus?

**Lutz Klinkhammer:** Aus dem Italienischen wird in Deutschland zur Zeitgeschichte fast nichts übersetzt. Es ist also asymmetrisch: Die Italiener übersetzen erheblich mehr. Es gibt, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, fast keinen renommierten italienischen Zeithistoriker, der in Deutschland ein Buch publiziert hätte.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Und bemühen sich die Italiener darum?

**Lutz Klinkhammer:** Das denke ich schon, und dennoch klappt es nicht. Die deutschen Verlage kalkulieren offenbar anders. Und doch kann es nicht allein vom vermuteten Verkaufserfolg abhängen, denn für Themen der italienischen Renaissance kann man in Deutschland sehr wohl Verlage finden. Meines Erachtens hängt das auch etwas mit dem deutschen Italienbild zusammen: Alles, was Renaissance und Kunst behandelt, das geht. Aber die Geschichte des 20. Jahrhunderts oder des Faschismus aus italienischer Sicht trifft nicht auf Begeisterung...

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Das ist dann wahrscheinlich eine Art Konkurrenzkampf um das Deutungsmonopol?

**Lutz Klinkhammer:** Durchaus. Es hat vor allem etwas mit den Deutungsmustern und Schwerpunktsetzungen in der Diktaturforschung zu tun. Das ist auch ein Vorwurf, den Christof Dipper jetzt jüngst der deutschen NS-Forschung gemacht hat, dass sie den italienischen Faschismus überhaupt und die Forschung dazu nicht wahrnimmt und nicht ernsthaft rezipiert – obwohl es der Ursprungsfaschismus war und obwohl der Nationalsozialismus von ihm gelernt hat. Aber wegen der unglaublichen Radikalisierung und Hypertrophierung des NS-Systems nimmt man oft nur den Nationalsozialismus wahr, ohne die anderen Faschismen wirklich ernst zu nehmen.

Aus diesem Grund hatten wir im April 2010 eine Tagung zum Konzept des neuen Menschen im italienischen Faschismus, die mein Kollege Patrick Bernhard organisiert hat und zu der wir eine ganze Reihe nicht nur italienischer, sondern auch angloamerikanischer Faschismushistoriker eingeladen hatten: Kolleginnen und Kollegen aus den USA, England, der Türkei, bis hin zu Richard Bosworth aus Australien.<sup>31</sup> Dazu hatten wir einige deutsche NS-Experten als Kommentatoren eingeladen, damit sie eine Brücke zur deutschen Wissenschaftskultur bilden und wahrnehmen können, was an Forschungen über den italienischen Faschismus bzw. zum Thema der faschistischen Volksgemeinschaft in

---

<sup>31</sup> Vgl. u. a. Richard Bosworth, Hrsg., *The Oxford handbook of fascism* (Oxford: OUP, 2009); ders., *Mussolini's Italy: life under the dictatorship, 1915–1945* (London: Allen Lane, 2005); ders., *Italian Fascism: history, memory and representation* (Basingstoke: Macmillan, 1999).



Italien wie auch auf der internationalen Ebene im Gange ist. Da gerade die englischsprachigen Faschismus-Experten alle mindestens einmal pro Jahr nach Italien kommen, um hier zu forschen, ist Rom auch für Konferenzen ein guter Wissenschaftsstandort. Dazu trägt zum einen die Dichte der Auslandsinstitute anderer Nationen bei, die in Rom existieren, zum anderen werden Fachwissenschaftler aller Nationen durch die Diskussionskultur und durch die Archive geradezu magnetisch angezogen. Da die italienischen (und daneben auch die vatikanischen) Zentralarchive in Rom sind, bedeutet das, dass kaum jemand an Rom vorbeikommt.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Welche Sperrfrist für Archivunterlagen gilt eigentlich in Italien?

**Lutz Klinkhammer:** Das kann man so einfach nicht beantworten, die Lage ist vor allem mit der Übernahme der Datenschutzgesetzgebung komplizierter geworden. Dadurch ist das wichtige Archivgesetz von 1963 modifiziert worden, das den Archivaren die Möglichkeit gegeben hatte, Akten auch vor der Sperrfrist von 50 Jahren freizugeben, die bis dahin für „sensible“ Aktenbestände galt. Es gab daraufhin einige Archive, darunter das Zentrale Staatsarchiv, die die Sperrfristen sehr liberal gehandhabt haben. Ein wesentliches Problem ist aber ein anderes, nämlich dass Ministerien und Behörden die Akten jahrzehntelang gar nicht an die zuständigen Archive abgeben, mitunter auch, weil sie Bedenken haben, dass die Archive sie zu rasch den Historikern zur Verfügung stellen könnten. Also behält man sie als Altregistraturen im Keller, und das führt dann zu Asymmetrien. Das ist vor allem für die Zeit nach 1945 ein Problem, aber auch für Regionalforschungen zum Faschismus. Für einige Städte kann man eine ganz gute Lokalforschung betreiben, für andere lange Zeit gar nicht, weil wesentliche Bestände, gerade zur politischen Repression, bei Präfekturen und Polizeipräsidien lagerten und auch noch lagern. Heute kommen auch noch Kosten- und Kapazitätsfragen dazu, da die staatlichen Archive in den letzten beiden Jahrzehnten ausgesprochen stiefmütterlich behandelt worden sind.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Wie bewerten Sie den Stellenwert der Zeitgeschichte in Italien – im Fach und auch in der Öffentlichkeit?

**Lutz Klinkhammer:** Die Zeitgeschichte spielt in Italien für die Öffentlichkeit eine ausgesprochen wichtige Rolle, so wie überhaupt Geschichte für die Öffentlichkeit in Italien sehr, sehr wichtig ist. Das hängt mit dem hohen Grad an politischer Polarisierung zusammen und damit, dass aufgrund der enormen politischen Bandbreite, die in Italien existiert – und in Deutschland in dieser Form eben nicht existiert –, in viel stärkerem Maße Geschichte zur politischen Legitimation gebraucht wird. Wir haben ja in Italien heute noch die ganze Bandbreite von Alt-Kommunisten bis hin zu Splittergruppen von militanten Neofaschisten. Und diese ganze Palette ist auch im Parlament fast stets vertreten gewesen – in der Bundesrepublik mit ihrer ganz anderen Tradition der „wehrhaften Demokratie“ war das kaum denkbar.

Während der ganzen Nachkriegszeit hat natürlich eine sehr, sehr intensive politische Auseinandersetzung auch zwischen extremen Positionen stattgefunden, und Geschichte wurde als Argument benutzt und oft auch instrumentalisiert. Das garantiert eigentlich jedem Historiker, vor allem aber den Zeithistorikern, eine enorme Aufmerksamkeit, sobald man Themen anspricht, die die politische Gegenwart betreffen. Jede Äußerung über die Besatzungszeit und über die Republik von Salò, über die Kollaboration mit den Deutschen oder auch über die Frage des Antisemitismus hat unmittelbar eine politische Valenz, wenn neofaschistische Nachfolgeparteien im Parlament sitzen oder gar an der Regierung beteiligt sind. Ähnliche Beobachtungen könnte man über die politische Brisanz von Äußerungen zur Geschichte des Kommunismus machen, vor allem wenn es um Kontakte zwischen der Sowjetunion und der Kommunistischen Partei Italiens ginge.

Insofern hat Italien diesen unglaublichen Vorzug, dass Geschichtswissenschaft ein sofortiges, unmittelbares öffentliches Interesse erweckt, aber auch den Nachteil, dass es sehr leicht zu Instrumentalisierungen kommen kann und zu einem Blick auf die Vergangenheit, der nur durch die Probleme der Gegenwart hervorgerufen wird, also im Sinne einer sehr starken, gegenwartsbezogenen politischen Verzerrung. Als Historiker kommen wir natürlich aus diesem Dilemma nie heraus, denn Geschichte kann gar nicht existieren, ohne dass es ein öffentliches, aktuelles Interesse an der Vergangenheit gibt. Aber wenn es zu emotional und politisch aufgeladen ist, tut das oft der Wissenschaft nicht unbedingt gut – ich habe das in einem Aufsatz in einigen Punkten zu thematisieren versucht.<sup>32</sup>

Es gibt exzellente Zeithistoriker, die nach fachwissenschaftlichen Kriterien zu schreiben versuchen, aber niemand kommt völlig aus einer gewissen Konditionierung der Fragestellung heraus. Insofern kann der deutsche Blick hilfreich sein, um aus bestimmten Fahrwassern, die sich eingegraben haben und wo man gar nicht über den Uferand hinaus schauen kann, wieder herauszukommen und von einem Seitenkanal aus die italienische Debatte zu erweitern.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** In welchem Maße spiegelt sich diese Tatsache auch in der Universitäts- oder Gymnasiallehre wider? Wenn wir eine Parallele zu Tschechien ziehen: Für die Öffentlichkeit ist die Nachkriegsgeschichte natürlich hoch interessant, allerdings liegt die Vermittlung fast ausschließlich in den Händen der Journalisten. In den Schulen wird die Nachkriegszeit fast gar nicht vermittelt, an den Universitäten gibt es dazu zwar irgendwelche Übersichtsveranstaltungen, aber eigentlich bleibt man nur in den großen Konturen. Hier gibt es also eine Diskrepanz zwischen dem öffentlichen Interesse und der Forschungslage. Ist das in Italien besser?

---

<sup>32</sup> Lutz Klinkhammer, „Opinione pubblica e congiunture storiografiche“, in *Violenza, tragedia e memoria della Repubblica sociale italiana. Atti del Convegno nazionale di studi di Fermo, 3-5 marzo 2005*, hrsg. v. Sergio Bugiardini (Roma: Carocci, 2006), 47–51. Vgl. zum Thema auch ders., „Zeitgeschichtliche Exzellenzforschung“ sowie ders., „Considerazioni sul uso pubblico della storia in Germania“, *Contemporanea. Rivista di storia dell'800 e dell'900* 5, (2002): 350–364; Ders., „Novecento statt Storia Contemporanea? Überlegungen zur italienischen Zeitgeschichte“ (s. Anm 22).

**Lutz Klinkhammer:** Auch in Italien gibt es eine kleine Gruppe von „Fixsternen“, von Historikern, die in der Öffentlichkeit sehr präsent sind, die zum Teil journalistisch tätig sind, im Fernsehen auftreten oder im Parlament sitzen – also eine öffentliche Rolle spielen. Man kann durchaus sagen, dass Geschichte der Öffentlichkeit über diese Personen vermittelt wird. Der frühere Chefredakteur des *Corriere della Sera* und Direktor des großen Medienkonzerns RCS, der unabhängig ist von Berlusconi Medienkonzern, ist beispielsweise ein Schüler von Renzo De Felice<sup>33</sup> gewesen und hat in Fernsehsendungen, Dokumentarfilmen der italienischen Bevölkerung die Vergangenheit erklärt. Und das ist kein Einzelfall. Neben Paolo Mieli, von dem ich gerade gesprochen habe, gibt es auch andere Fernsehhistoriker wie Giovanni Minoli<sup>34</sup> oder in früheren Jahren Nicola Caracciolo. Eine kleine Gruppe von Historikern, die der Öffentlichkeit die Geschichte nahebringt und zum Teil auch mit Lehraufträgen an der Universität tätig ist, spielt insofern eine enorm große Rolle.

Die Orientierung an Einschaltquoten führt, so scheint es, zur Bestätigung bestehender Deutungsmuster. Dagegen neue Perspektiven durchzusetzen ist enorm schwierig. In Italien gibt es aber ein gewisses Korrektiv: Für das Land sind ja die mittelständische Industrie und die vielen Selbstständigen sehr wichtig, und so gibt es auch im Medienbereich viele Selbstständige und kleine Produktionshäuser, die z. B. historische Dokumentarfilme vorbereiten und diese dann den großen Fernsehsendern verkaufen. Damit können gelegentlich auch neue Blickweisen und Deutungen zum Tragen kommen. Ich will jetzt nicht den Eindruck erwecken, dass die Geschichte in Italien nur von einer Handvoll Leuten gemacht wird und die Öffentlichkeit dann nur das glaubt – es ist schon vielfältiger. Aber es fällt schon auf, wie traditionelle Deutungsmuster gerade über das Fernsehen weitertransportiert werden, auch wenn die Forschung diese längst modifiziert hat.

In der Schule geht man bis in die Gegenwart und meist ist es so, dass die Schulbuchautoren renommierte Universitätsprofessoren sind – anders als im deutschen Fall. Insofern ist in Italien die Verzahnung zwischen Universität und Schule stärker. Oft wird auch ein gutes Gymnasialschulbuch zur Grundlage für die Universitätsausbildung in den ersten zwei Jahren gemacht. Es gibt einige wichtige Historiker, wie Enzo Collotti<sup>35</sup> beispielsweise, der

---

<sup>33</sup> Vgl. von Renzo De Felice (1929–1996) vor allem die mehrbändige, in Turin bei Einaudi zwischen 1965 und 1997 erschienene Mussolini-Biographie, die inzwischen mehrere Auflagen erreicht hat: *Mussolini il rivoluzionario. 1883–1920*, 1965; *Mussolini il fascista, I, La conquista del potere. 1921–1925*, 1966; *Mussolini il fascista, II, L'organizzazione dello Stato fascista. 1925–1929*, 1969; *Mussolini il duce, I, Gli anni del consenso. 1929–1936*, 1974; *Mussolini il duce, II, Lo Stato totalitario. 1936–1940*, 1981; *Mussolini l'alleato, I, L'Italia in guerra. 1940–1943, 2 Bde.*, 1990; *Mussolini l'alleato, II, La guerra civile. 1943–1945*, 1997. Auf Deutsch vgl. u. a. Renzo De Felice, *Die Deutungen des Faschismus* (Göttingen: Muster-Schmidt, 1980); ders. und Michael A. Ledeen, *Der Faschismus. Ein Interview von Michael A. Ledeen. Mit einem Nachw. von Jens Petersen* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1977). Siehe auch den Nachruf von Lutz Klinkhammer, „Revolutionär und Patriot. Zum Tod des italienischen Historikers Renzo De Felice“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. Mai 1996, 35.

<sup>34</sup> Von Giovanni Minoli vgl. die 2010 in Milano im Verlag *Corriere della Sera* erschienene 20-teilige Dokumentarfilmserie *Storia d'Italia*, die den Zeitraum von 1815 bis 2005 abdeckt.

<sup>35</sup> Aus der umfangreichen Produktion von Enzo Collotti vgl. zur deutschen Geschichte u. a. *La socialdemocrazia tedesca* (Torino: Einaudi, 1959); *La Germania nazista* (Torino: Einaudi, 1962); *Storia delle*

über zwanzig Jahre lang einen Arbeitskreis von Geschichtslehrern hatte, die mit ihm über historische Themen diskutierten. Letzteres ist aber eher eine Ausnahme.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Ihre eigene Rezeption ist sowohl in Deutschland als auch in Italien enorm und Sie haben erwähnt, dass Sie durch die Italiener eigentlich nicht als Ausländer, sondern als jemand aus der italienischen Ökumene wahrgenommen werden. Sie sind auch Mitglied wichtiger Gremien, und es ist wohl eine Ausnahme, dass ein Ausländer in politisch ja sehr heikle Kommissionen berufen wird. Wie kommt es, dass ausgerechnet ein Deutscher ein solches Renommee in Italien genießt? Und inwieweit hat das eine Rückwirkung auf Sie, auf Ihre Betrachtung der italienischen Zeitgeschichte?

**Lutz Klinkhammer:** Ich habe das ein bisschen im Spaß gesagt, dass die Italiener mich gar nicht als Deutschen wahrnehmen. Natürlich bin ich schon *der* Deutsche, aber ich nehme am italienischen Wissenschaftsdiskurs teil und bin dort auch sehr integriert. Das hängt aber sehr damit zusammen, dass meine Forschungen auf Italienisch erscheinen, also entweder übersetzt wurden oder direkt auf Italienisch erschienen sind.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Sie publizieren mehr auf Italienisch als auf Deutsch, wie wir festgestellt haben...

**Lutz Klinkhammer:** Ja, das ist in der Tat so – einfach weil ich in Italien operativ bin und die italienische Nachfrage nach Zeitgeschichte und den deutsch-italienischen Beziehungen sehr hoch ist. Denn gerade diese Epoche ist politisch extrem sensibel. Das sieht man auch in diesen Septembertagen wieder, in denen es um den Jahrestag der „Bresche an der Porta Pia“ geht, also um den 20. September [1870], der mit der Eroberung Roms das Ende des Kirchenstaats und die Komplettierung des Nationalstaats mit Rom als Hauptstadt bedeutete – das ist 1870 passiert, aber immer noch politisch brisant und emotional besetzt, wie die zentralistische Nationalstaatsgründung von 1861.

In noch stärkerem Maße gilt das für den Zweiten Weltkrieg und die nationalsozialistische Besetzung Italiens, die ja auch deswegen als Themen politisch so brisant sind, weil sie gut zum innenpolitischen Argument gemacht werden können. Die einen benutzen die Geschichte des Nationalsozialismus als Argument, um die mit den Nazis verbündeten Faschisten besser verteufeln zu können, und die anderen benutzen die Dämonie der Nazis, um dahinter die Faschisten im Schatten verschwinden lassen zu können. Insofern ist im

---

*due Germanie: 1945–1968* (Torino: Einaudi, 1968); *Nazismo e società tedesca: 1933–1945* (Torino: Loescher, 1982); *Dalle due Germanie alla Germania unita* (Torino: Einaudi, 1992); *Hitler e il nazismo* (Firenze: Giunti, 1994); *L'Europa nazista: il progetto di un Nuovo ordine europeo (1939–1945)* (Firenze: Giunti, 2002). Vgl. auch: Lutz Klinkhammer, „Enzo Collotti im Gespräch mit Lutz Klinkhammer. Zur Neubewertung des italienischen Faschismus“, *Geschichte und Gesellschaft* 26, Nr. 2 (2000): 285–306 sowie ders., „Enzo Collotti e il problema tedesco nel XX secolo“, in *Enzo Collotti e l'Europa del Novecento, con un saggio di Enzo Collotti*, hrsg. v. Simonetta Soldani (Firenze: Firenze University Press, 2011), 35–60.

fachwissenschaftlichen Diskurs jemand, der die deutschen Quellen kennt und überhaupt zum Nationalsozialismus oder zur deutschen Geschichte in italienischer Sprache etwas sagen kann, sehr gefragt. Und wenn man vor Ort ist, dann ist man doppelt gefragt. Von daher habe ich hier einen Standortvorteil, und ich habe natürlich auch durch die Sprachkompetenz einen gewissen Vorteil. Schon deswegen bin ich, obwohl Deutscher, in diesen italienischen Wissenschaftsdiskurs eigentlich voll einbezogen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Ihren Aufsatz zur italienischen Zeitgeschichtsforschung enden Sie mit der Bilanz, dass eigentlich die letzten fünfzehn Jahren dazu tendieren, die Verlierer zum Hauptthema zu machen.<sup>36</sup> Inwieweit ist das die andere Seite derselben Medaille? Sozusagen als Kompensation zu der Tendenz, Italien nicht nur als Opfer des Nazismus, sondern stärker auch als Täter wahrzunehmen, also Italien als Besatzungsmacht und Täter von Abessinien bis nach Griechenland und Russland?

**Lutz Klinkhammer:** In der Tat ist es so, dass ich an vielen Stellen gesagt habe, es findet so etwas wie eine Viktimisierung statt: Alle Italiener kämpfen darum, die eigene Seite als das eigentliche Opfer darzustellen. In dem Sinne habe ich mich nicht von der italienischen Geschichtswissenschaft beeinflussen lassen, sondern habe durchaus nach wie vor eine kritische Distanz dazu. Man könnte mir vielleicht sogar vorwerfen, ich habe versucht, die deutsche Täterforschung auf Italien zu übertragen, und bringe deswegen einen viel zu tarken deutschen Blick mit nach Italien hinein. Ich habe gerade mit meinen Studien zu den Verbrechen der Wehrmacht in Italien Täterforschung betrieben und insofern keine Scheu gehabt, diesen Forschungsansatz auch auf Themen der italienischen Geschichte zu übertragen.

Dabei bin ich aber stets auf die Zustimmung von italienischen Kollegen gestoßen. Ich profitiere da von der jüngeren italienischen Forschung, auch teilweise von Kollegen, die hier im Haus als Stipendiaten des DHIR tätig waren, die Themen wie die Ahndung von italienischen Kriegsverbrechen behandelt haben, meist schon bevor sie ans Institut kamen: Ich denke hier an Filippo Focardi, Amedeo Osti Guerrazzi, auch an Costantino Di Sante – die haben diese Täterforschung betrieben,<sup>37</sup> diesen allen ist das Institut bestens bekannt. Car-

<sup>36</sup> Lutz Klinkhammer, „Kriegserinnerung in Italien im Wechsel der Generationen“ (s. Anm. 21).

<sup>37</sup> Vgl. z. B. Filippo Focardi, *La guerra della memoria. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi* (Bari, Roma: Laterza, 2005); ders., *L'immagine del „cattivo tedesco“ e il mito del „bravo italiano“: La costruzione della memoria del fascismo e della seconda guerra mondiale in Italia* (Padova: Il Rinoceronte, 2005); ders. und Lutz Klinkhammer, „La difficile transizione: l'Italia e il peso del passato“, in *Nazione, interdipendenza, integrazione. Le relazioni internazionali dell'Italia (1917–1989). Vol. I*, hrsg. v. Federico Romero und Antonio Varsori (Roma: Carocci, 2006), 113–129; Dies., „La rimozione dei crimini di guerra dell'Italia fascista: la nascita di un mito autoassolutorio“, in *Guerra e pace nell'Italia del novecento. Politica estera, cultura politica e correnti dell'opinione pubblica*, hrsg. v. Luigi Goglia, Renato Moro und Leopoldo Nuti (Bologna: il Mulino, 2006), 251–290; Amedeo Osti Guerrazzi, *L'Esercito italiano in Slovenia 1941–1943. Strategie di repressione antipartigiana* (Roma: Viella, 2011); ders., *Poliziotti. I direttori dei campi di concentramento in Italia* (Rome: Cooper, 2004); ders. und Costantino Di Sante, „Die Geschichte der Konzentrationslager im faschistischen Italien“, in *Faschismus in Italien und Deutschland: Studien zu Transfer und Vergleich*, hrsg. v. Sven Reichardt

lo Gentile hat hingegen wiederum in seiner Kölner Dissertation die Täterforschung in Deutschland perfektioniert, gerade was die NS-Täter in Italien angeht.<sup>38</sup>

Aber bei all dem muss man sehr genau hinschauen und auch die Unterschiede zwischen Faschismus und Nationalsozialismus benennen, gerade was die Dimensionen der Vernichtung angeht. Und ich würde meinen, wenn man sich die Italienarmee in Russland anschaut, dann ist das italienische Verhalten gerade nicht als eine volle Beteiligung an einem deutschen Vernichtungskrieg zu werten. Gerade diese Täterforschung, wenn man sie denn ausweitet auf Italien, kommt nicht unbedingt zu dem Ergebnis, dass Italien in gleicher Weise wie NS-Deutschland Täter war.

Und deutliche Unterschiede bestanden auch, wenn man den italienischen Antisemitismus in den Blick nimmt. Wir haben in den vergangenen Jahren einige Aufsätze in der *Institutszeitschrift* dazu publiziert, und ich selbst habe gerade einen Aufsatz in der *Storia della Shoah* veröffentlicht.<sup>39</sup> Auch auf diesem Forschungsfeld gibt es zwei italienische Extrempositionen, die meines Erachtens miteinander vermittelt werden müssen: Es gibt eine Position, die sagt, die Italiener haben sowieso fast alle Juden gerettet und die Täter waren nur die Deutschen. Und dann gibt es die andere Extremposition, die sagt, der italienische Antisemitismus war extrem hart und teilweise härter als der deutsche. Der italienische Antisemitismus war vom Gesetz her hart, aber er war kein eliminatorischer Antisemitismus, er war ein segregatorischer, diskriminatorischer.<sup>40</sup>

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Das hat schon Jens Petersen in den neunziger Jahren mehrmals thematisiert.<sup>41</sup>

**Lutz Klinkhammer:** Er hat die Frage des Öfteren aufgeworfen, gerade weil sie in der Öffentlichkeit heiß diskutiert wurde. Das Ganze entzündete sich an einer öffentlichen Äußerung in der Zeitung *Corriere della Sera*, also an sehr prominenter Stelle: Es war ein Interview im Jahre 1987 mit Renzo De Felice, der erklärte, man müsse herauskommen aus dieser antifaschistischen Sicht der Vergangenheit, man müsse endlich wahrnehmen, dass Italien

---

(Göttingen: Wallstein, 2005), 176–200; Costantino Di Sante, Hrsg., *I Campi di concentramento in Italia. Dall'internamento alla deportazione (1940–1945)* (Milano: F. Angeli, 2001); ders., Hrsg., *Italiani senza onore: i crimini in Jugoslavia e i processi negati (1941–1951)* (Verona: Ombre Corte, 2005).

<sup>38</sup> Vgl. Carlo Gentile, *Wehrmacht, Waffen-SS und Polizei im Kampf gegen Partisanen und Zivilbevölkerung in Italien 1943–1945* (Paderborn: Schöningh, 2010); ders., Hrsg., *La Wehrmacht in Toscana: immagini di un esercito di occupazione (1943–44)* (Roma: Carocci, 2006).

<sup>39</sup> Lutz Klinkhammer, „L'occupazione tedesca in Italia e lo sterminio degli ebrei“, in *Storia della Shoah in Italia. Vicende, memorie, rappresentazioni*, Bd. I, hrsg. v. Marcello Flores, Simon Levis Sullam, Marie-Anne Matarid-Bonucci und Enzo Traverso (Torino: UTET, 2010), 432–453.

<sup>40</sup> Vgl. Lutz Klinkhammer, „Antisemitismo di Stato, antisemitismo ‚chiassoso‘ e antisemitismo collaborazionista. Un commento“, in *Le radici storiche dell'antisemitismo. Nuove fonti e ricerche*, hrsg. v. Marina Caffiero (Roma: Viella, 2009), 267–275.

<sup>41</sup> Vgl. Jens Petersen, *Italienbilder-Deutschlandbilder: Gesammelte Aufsätze*, hrsg. v. seinen Freunden (Köln: SH, 1999).

nicht im Lichtkegel des Holocausts gestanden habe.<sup>42</sup> Das hat natürlich die Debatte noch mal angefacht.<sup>43</sup> Einerseits stimmt es, andererseits stimmt es nicht, denn einige Italiener haben während der Republik von Salò als Kollaborateure agiert, sie haben Juden verraten, aufgespürt, den Deutschen ausgeliefert, haben an den Verhaftungsaktionen teilgenommen, Polizisten haben die Deportationszüge als Wachpersonal bis zum Brenner begleitet, manche Polizeipräsidenten haben die verhafteten Juden an die SS ausgeliefert, die Regierung von Salò hat das Vermögen der Juden beschlagnahmen lassen usw. Aber die Italiener haben – von wenigen Einzelpersonen mal abgesehen – nicht die physische Vernichtung der Juden geplant oder vorangetrieben, sie haben nicht an Vernichtungsaktionen direkt teilgenommen.

Insofern muss man auch hier wieder sagen: Der italienische Antisemitismus war keine Größe, die es zu vernachlässigen gilt, aber dennoch bleibt Celans Wort, „der Tod war ein Meister aus Deutschland“, in all seiner Tragweite bestehen, leider. Es gibt ja auch immer ein bisschen so etwas wie eine deutsche Erlösungssehnsucht... Man muss also aufpassen, dass man in diesem Fall nicht von dem einen Extrem ins andere fällt. Insofern versuche ich, mich weder von der einen noch von der anderen Blickrichtung zu stark beeinflussen zu lassen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Hier stellt sich erneut die Frage der Wirkung nach Deutschland bzw. Italien.

**Lutz Klinkhammer:** Ob man wirklich auf beide Wissenschaftskulturen einwirken kann, das ist eine große Frage. Jens Petersen hat für meine Begriffe stärker nach Deutschland gewirkt als nach Italien, auch wenn er mit seinem Buch über Hitler und Mussolini einen wichtigen Beitrag zur italienischen Forschungsdiskussion geleistet hat, der bis heute unübertroffen ist und weiterhin nachhält.<sup>44</sup> Aber er hat wahrscheinlich in stärkerem Maße italienische Positionen nach Deutschland vermittelt als umgekehrt. Die Frage ist natürlich auch, inwieweit man sich in einer solchen Funktion eher als Mediator versteht oder als Wissenschaftler, der mit pointierten Thesen selbst in die Arena steigt.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Man muss wohl beides sein, aber das ist schwierig.

**Lutz Klinkhammer:** Ich habe mich eigentlich mehr für das Letztere entschieden. Es wäre mir zu wenig, nur Positionen in beide Richtungen zu vermitteln. Man kommt

---

<sup>42</sup> Vgl. „Le norme contro il fascismo? Sono grottesche, aboliamole“, *Corriere della Sera*, 27. Dezember 1987 (Interview von Giuliano Ferrara mit Renzo de Felice).

<sup>43</sup> Vgl. Paolo Spriano, „Ma l'antifascismo significa democrazia“, *Corriere della Sera*, 28. Dezember 1987; Leo Valiani, „Il fascismo non tornerà ma corriamo altri rischi“, *Corriere della Sera*, 29. Dezember 1987; „Fascismo e antifascismo, pro e contra“, *ibid.*; „Galli della Loggia: De Felice ha smantellato un'ipocrisia“ (Interview von Giuliano Ferrara mit Galli della Loggia), *ibid.*; Vittorio Strada, „La condanna als fascismo resta non ha più senso la retorica“, *Corriere della Sera*, 30. Dezember 1987; „De Felice: „La costituzione non è certo il Colosseo““ (Interview von Giuliano Ferrara mit Renzo de Felice), *Corriere della Sera*, 7. Januar 1988.

<sup>44</sup> Jens Petersen, *Hitler e Mussolini, la difficile alleanza* (Roma, Bari: Laterza, 1975).

eigentlich nicht daran vorbei, eine eigene Position zu haben, und man muss sie auch nach außen vertreten. Das heißt aber nicht, dass man sie in überspitzter Weise vertreten muss.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Dann lässt sich ja auch wieder die andere Position realisieren – wenn die Diskussion entfacht ist, kann man wiederum vermitteln.

**Lutz Klinkhammer:** Allerdings, insofern lässt sich beides auch wieder schwer voneinander trennen. Dazu nur ein Beispiel. 1997 gab es die Gründung einer italienischen Vereinigung, die den Versuch darstellte, die Opfererinnerung über alles zu erheben. Das war die *Associazione per la storia e le memorie della Repubblica*, und man wollte diese Erinnerung, das Gedächtnis der Republik, insbesondere an die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg, nicht nur in Italien, koppeln. Ich habe dann auf der Gründungsversammlung in Rom gesagt, eine solche Verengung der Perspektive wäre zu einseitig, und man könne doch die Erinnerung der italienischen Republik nicht nur auf die deutschen Verbrechen gründen, sondern man müsste sie auch auf das gründen, was von Italienern selbst begangen wurde, in Äthiopien, in Libyen, in Griechenland und so weiter. Das konnte ich aber auch deswegen sagen, weil ich kurz zuvor ein Büchlein über die Verbrechen der Wehrmacht in Italien publiziert hatte. Das ist bislang nur auf Italienisch erschienen.<sup>45</sup> Insofern konnte mir niemand vorwerfen, der lenkt von den deutschen Verbrechen ab und will jetzt, dass die Italiener nur über die eigenen Verbrechen nachdenken. Ich hatte sozusagen meinen Beitrag zur Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit schon geleistet und konnte dann aus dieser Perspektive heraus meine Position leichter in der Öffentlichkeit vertreten, sonst hätte ich mir das als Deutscher damals wahrscheinlich nicht erlauben können.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Und wie war die Reaktion darauf?

**Lutz Klinkhammer:** Es gab einen Zeitungsartikel in der großen Tageszeitung „La Repubblica“, aus der Feder von Simonetta Fiori, über den ich wiederum nicht so glücklich war, weil er so eine plakative Überschrift trug, wie das in Italien in den Zeitungen üblich ist – in Anführungszeichen eine Äußerung, die scheinbar wörtlich von mir stammte: „Italienische Historiker, Ihr seid einseitig!“ als Titelüberschrift, großer Balken drunter... Man muss dazu wissen, es gibt immer solche Überschriften mit Zitaten, die aber nie Zitate sind, sondern die Interpretation des Journalisten. Ich habe mich dann bei der Journalistin etwas beklagt über diese Zitierweise, denn es ging mir ja gerade nicht um einen pauschalen Vorwurf an die italienische Historikerschaft. Schließlich gab es damals – wenn auch erst seit kurzem – eine neue, jüngere Generation von italienischen Historikern, die gerade Forschungen zur italienischen Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg betrieben und mit meiner Kritik völlig einverstanden waren.

---

<sup>45</sup> Klinkhammer, *Stragi naziste in Italia*.



**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Aber gab es eine Reaktion? Man könnte das ja auch einfach totschweigen.

**Lutz Klinkhammer:** Ich bekam viel Zustimmung bei dieser Tagung, und die, die nicht einverstanden waren, haben glaube ich den Mund nicht aufgemacht. Es gab jedenfalls keine negativen Reaktionen von Seiten der Fachkollegen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Sie publizieren seit 1987 zur Zeitgeschichte und wenden sich erst jetzt auch chronologisch älteren Themen zu. Im Grunde greifen Sie damit die Themen Ihrer Studienzeit wieder auf. Was hat Sie aber überhaupt erst zur Zeitgeschichte gebracht?

**Lutz Klinkhammer:** Der entscheidende Anstoß ging von Wolfgang Schieder aus, meinem wichtigsten akademischen Lehrer. Ich hatte das Glück, an einer kleinen Universität zu studieren, mit jungen Professoren, die sehr engagiert waren und viel zu Italien gemacht haben, und zwar auch in der Kunstgeschichte, auch in der alten Geschichte – da ist das antike Rom sowieso zentral. Nicht so in der Neuesten Geschichte. Aber Wolfgang Schieder hat mich am meisten für Italien und die italienische Zeitgeschichte begeistern können. Es gab auch Phasen, in denen ich mal überlegte, mehr Kunstgeschichte zu machen oder ein interdisziplinäres Thema zur italienischen Frührenaissance aufzugreifen, aber ich habe mich dann für die Zeitgeschichte entschieden und habe erst später gemerkt, in Italien, wie hoch brisant dieses Thema eigentlich war.

Ich habe damals ganz naiv und mit Blick auf die Dokumente ein Buch geschrieben, von dem ich mir überhaupt nicht bewusst war, was das für ein Aufsehen erregen würde, weil ich beispielsweise so ein zentrales erinnerungspolitisches Ereignis wie die Erschießungen in den *Fosse Ardeatine* nur mit einem Relativsatz behandelt habe und einer Fußnote, während es doch ganze Bücher darüber gibt.<sup>46</sup> Mir war in meiner Naivität in dem Moment überhaupt nicht bewusst, dass darin eine enorme Interpretation steckt, allein schon in dem Platz, den man für bestimmte Ereignisse wählt, den man Ereignissen in der Rekonstruktion einräumt.

Angesichts der enormen Resonanz auf mein Buch war ich erst einmal in diese zeitgeschichtlichen Diskussionen eingebunden, auch wenn ich mich parallel dazu nach einem Thema für die Habilitation umgesehen habe. Ich wollte ursprünglich ein Thema für die Zeit nach 1945 bearbeiten, die Familien- und Jugendpolitik der Adenauerzeit, aber das erwies sich als problematisch, weil der Archivzugang oft sehr kompliziert war. Einmal durfte ich in einem staatlichen Archiv noch nicht einmal selbst das Findbuch durchblättern, sondern

---

<sup>46</sup> Vgl. dazu auf Deutsch zuletzt: Joachim Staron, *Fosse Ardeatine und Marzabotto: deutsche Kriegsverbrechen und Resistenza: Geschichte und nationale Mythenbildung in Deutschland und Italien (1944–1999)* (Paderborn: Schöningh, 2002); Steffen Prauser, „Mord in Rom? Der Anschlag in der Via Rasella und die deutsche Vergeltung in den Fosse Ardeatine im März 1944“, *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 50, Nr. 2 (2002): 269–301.

hatte einen Archivar an meiner Seite, der umblättert und penibel darauf achtete, dass mein Auge nicht zu lange an bestimmten Einträgen haften blieb. Ich hatte dann genug von diesen Hürden und habe mich schließlich einem Thema aus der Zeit Napoleon Bonapartes zugewandt, was ich aber erst in den letzten Jahren wieder aufgegriffen habe, weil mich eben die italienischen zeitgeschichtlichen Debatten zu sehr absorbiert haben.

Insofern bin ich wieder an einem Thema, das mir seit der Studienzeit vertraut ist, zu dem ich vor Jahren schon intensiv recherchiert und auch einen größeren Aufsatz veröffentlicht habe, in dem manche meiner Thesen schon vorweggenommen sind: „Die Zivilisierung der Affekte“ – ein Thema der Kriminalitäts-, aber auch der Emotionsgeschichte und Mentalitätsgeschichte.<sup>47</sup> Es geht mir aber auch um die Einführung des Personalausweises, des Visums und ähnlicher Kontrollmechanismen, denn in dem Punkt sind wir heute immer noch nicht weiter. Wir sind noch genau bei den Instrumenten, die vor mehr als 200 Jahren eingeführt worden sind. Insofern ist das auch ein Thema, das einen zeitgeschichtlichen Bezug hat, aber den möchte ich gar nicht so stark herausstreichen.

Soviel zur Geschichte meiner eigenen Forschungsfelder. Daneben habe ich aber viele andere Themen aufgegriffen, nicht zuletzt, weil ich gebeten worden bin, dazu auf Tagungen vorzutragen. Insofern gibt es auch einige Themen, die gewissermaßen als Querschläger erscheinen, wie die archäologischen Grabungen und große Politik im 19. Jahrhundert.<sup>48</sup>

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Welche sind Ihrer Meinung nach die handwerklichen Schlüsselkompetenzen, welche Sie als erfolgreicher Zeitgeschichtsforscher brauchen und anwenden? Gerade in der Zeitgeschichtsforschung scheint nämlich oft etwa die klassische Quellenkritik etwas zu kurz zu kommen oder auch nur die Thematisierung des Methodenarsenals nach dem *Linguistic Turn* usw. Um es provokativ zu sagen: Ohne große Fragen zu stellen, verwendet man das, was man im Archiv findet, und ist glücklich, weil man das so schön kompiliert hat...

**Lutz Klinkhammer:** Ja, das gibt es natürlich, weil das Auffinden neuer aussagekräftiger Quellenbestände erst einmal fasziniert. Die Tradition von Forschungsinstituten wie dem DHI Rom mit seiner starken Ausrichtung auf Quellenerschließung und Quellenkritik kann daher auch für die Zeitgeschichte hilfreich sein, die ohne Quellenkritik gar nicht auskommt. Doch gerade wenn es um die Präsentation von Geschichte in der Öffentlichkeit geht, wird die handwerkliche Arbeit außen vor gelassen. Im Moment gibt es wieder eine Diskussion um die sogenannten Tagebücher Mussolinis und es gibt einen politischen Senator – ein enger Weggefährte von Silvio Berlusconi und überdies wegen Verbindungen zur Mafia verurteilt –, der die Tagebücher gekauft hat und seit 15 Jahren der

<sup>47</sup> Lutz Klinkhammer, „Die Zivilisierung der Affekte“ (wie Fußnote 8).

<sup>48</sup> Lutz Klinkhammer, „Großgrabung und große Politik. Der Olympia-Vertrag als Epochenwende“, in *Olympia 1875–2000. 125 Jahre Deutsche Ausgrabungen*, hrsg. v. Helmut Kyrieleis (Mainz: von Zabern, 2002), 31–47. Ders., „Archéologie et politique à l'époque des grandes fouilles“, in *L'archéologie, instrument du politique? Archéologie, histoire des mentalités et construction européenne. Actes du colloque de Luxembourg, 16–18 novembre 2005* (Dijon: CRDP de Bourgogne, 2006), 115–131.

Öffentlichkeit zu sagen versucht, dass die echt sind. Alle Historiker haben sie als unecht bezeichnet – jetzt werden sie gedruckt von einem großen nationalen Verlag und werden als die möglicherweise echten Tagebücher Mussolinis verkauft! Da ist Quellenkritik dann besonders wichtig und brisant. Insofern ist eine vernünftige Ausbildung in Quellenkritik wichtig, wie man sie im deutschen Geschichtsstudium erhalten hat, wenn man alte, mittelalterliche Geschichte gemacht hat. Mir war aber auch die Kunstgeschichte nützlich und eine daher resultierende Sensibilisierung für Bildquellen, eigentlich schon vor dem *Visual Turn*. Gelegentlich muss man als Zeithistoriker nicht nur die modernen Fremdsprachen kennen, sondern auch Latein: Letzte Woche habe ich hier eine Stadtführung gemacht im Rahmen unseres „Rom-Kurses“ für fortgeschrittene deutsche Studierende und habe ihnen die Stadtentwicklung Roms seit 1800 erläutert. Selbst aus dem 19. Jahrhundert oder aus der faschistischen Zeit gibt es eine Reihe von Inschriften, die auf Latein sind. Also, man braucht auch ein bisschen Kenntnisse in dieser Richtung.

Da Sie das Methodenarsenal angesprochen haben: Man findet in Italien noch oft eine sehr traditionelle Geistesgeschichte, die sich vielfach mit Zeitungsartikeln zufrieden gibt und die Positionen untersucht, die bestimmte Intellektuelle in den Printmedien eingenommen haben, um daraus die Geschichte einer ganzen Epoche zu rekonstruieren. Geistesgeschichte ist immer noch sehr beliebt, während es gar kein wirkliches italienisches Wort für die deutsche „Sozialgeschichte“ gibt, denn *Storia Sociale* ist im Italienischen sehr viel enger gefasst: als Geschichte der Gewerkschaften, der Sozialversicherung und so weiter. Daher versuche ich unter anderem, die Gesellschaftsgeschichte und die Sozialgeschichte deutschen Typs in Italien zu stärken. Das geht vor allem über Graduiertenkollegs, indem man mit jüngeren Doktoranden diskutiert und versucht, deren Blick zu weiten und vielleicht etwas wegzukommen von der Geistesgeschichte, der Parteiengeschichte oder einer geistesgeschichtlich grundierten Politikgeschichte, die in Italien gerade im Bereich der Zeitgeschichte lange dominiert hat.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Es gibt jedoch auch unter deutschen Zeithistorikern die Ansicht, dass die Zeitgeschichte sich in erster Linie mit der Politik beschäftigen sollte, vielleicht auch etwas mit der Sozial- oder Wirtschaftsgeschichte, aber bitte sehr nicht mit der Universitätsgeschichte, den Problemen der Kultur oder der Wissenschafts- und Technikgeschichte. Was meinen Sie dazu?

**Lutz Klinkhammer:** Das ist eine traditionelle politikgeschichtliche Auffassung, die, denke ich, auch nur ein kleiner Teil der deutschen Zeithistoriker vertreten würde. Natürlich muss man auch als „Eisbrecher“ wirken in verschiedenen Archiven. Im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin ist es sicher wichtig, dass es dort die Editionsgruppe gibt, die an den Akten der Bundesrepublik arbeitet – und dadurch anderen Forschern den Zugang indirekt erleichtert. Leider ist das bei der Diplomatischen Akteneedition in Italien ganz anders. Es ist klar, dass bei den diplomatischen Akten erst einmal die politische Geschichte dominiert, obwohl es natürlich auch eine Kulturabteilung und eine Wirtschaftsabteilung gibt und eine Rechtsabteilung, eine Konsularabteilung – all das könnte man

durchaus wahrnehmen, selbst wenn man sich nur auf die diplomatischen Akten konzentriert. Die Arbeit der Diplomatie geht über die rein politischen Ereignisse ja doch deutlich hinaus. Gerade die auswärtige Kulturpolitik finde ich sehr spannend. Aber es gibt natürlich auch eine ältere Auffassung von Außenpolitik als Diplomatiegeschichte, die sich dann auf einen bestimmten Aktenbestand konzentriert.

Ich denke, unsere Geschichtswissenschaft in demokratischen Staaten ist pluralistisch genug, dass wir über viele unterschiedliche thematische Zugriffe zu fruchtbaren Ergebnissen kommen können. Idealerweise denke ich mir die Zeitgeschichte natürlich als umfassender. Eine kulturalistische Tendenz in der Zeitgeschichte nach 1945 gibt es sicher auch in Italien, wobei man besonders die Belletristik wahrnimmt, die Elitenliteratur, nicht die Massensliteratur. Ich habe vor kurzem in einem Vortrag ein Buch zur Geschichte der DDR kommentiert und so ein bisschen scherzhaft gesagt, der Autor zitiert zweimal Christa Wolf, aber nur einmal Markus Wolf, und das ist mir eigentlich zu viel Literatur und zu wenig Staatssicherheit. Also, man darf auch in diesem Fall den repressiven Teil nicht zugunsten der Literatur vergessen. Denn das ist die Gefahr oft bei dem kulturalistischen Ansatz, dass man zu stark auf den schönen Schein abhebt und nicht auf die negativen Seiten. Dies gilt aber nicht nur für die Zeitgeschichte. Man darf über der Repräsentation, der Hofkultur und dem Zeremoniell nicht vergessen, dass es auch Armut und Bettler gab und polizeiliche Repression.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Welche Hindernisse oder Probleme identifizieren Sie bei der Erforschung der italienischen Geschichte? Also, von den geschlossenen Archiven über die Forschungsfinanzierung bis zu eventuellen politischen Einflüssen? Gibt es Themen, für die man einfach kein Geld bekommt?

**Lutz Klinkhammer:** Also, was ist besonders problematisch? Den Archivzugang hatten wir schon genannt – wobei ich noch gar nicht auf das Problem von Verschlusssachen eingegangen bin, die ja auch in Deutschland ein erhebliches Problem für die historische Forschung sind. Das hat zu einer großen Asymmetrie in der Erforschung der DDR und der alten Bundesrepublik geführt. Forschungsförderung ist ein großes Problem für die italienische Historikerschaft, da es kein Äquivalent zur DFG gibt und der Staat seine Förderung kontinuierlich zurückfährt.

Was ich auch problematisch finde, ist oft der „dietrologische“ Ansatz, der in Italien häufig zu finden ist, also dass gerne Verschwörungstheorien als Erklärungsmuster benutzt werden. Die nähren sich umso leichter, je schwieriger der Archivzugang ist. Auch wenn die Geschichte der Geheimdienste in Italien zugegebenermaßen besonders kompliziert ist.

Dann muss man sich auch wiederum als Mitarbeiter eines Auslandsinstituts, eines deutschen historischen Instituts in Italien fragen: Haben wir besondere Verpflichtungen gegenüber Deutschland, auch was die Auswahl der Themen angeht? Oder ist es wichtiger, wenn wir einen Beitrag zur italienischen Diskussion leisten? Das ist eine Frage, auf die ich immer noch keine ganz eindeutige Antwort gefunden habe – denn das ist auch die Frage, wie ich diese Position am besten auszufüllen versuche. Ich würde meinen, an sich sollte

jede Fragestellung, die man selbst als relevant ansieht, auch bearbeitet werden, falls man einen geeigneten Quellenkorpus dafür ausfindig macht, und man muss darauf hoffen, dass das eine Befruchtung der Wissenschaftskulturen darstellt und sich eine Finanzierung dafür findet.

**Jiří Pešek:** Ich habe zum Beispiel vor ein paar Jahren eine große internationale Tagung über das Münchener Abkommen mitorganisiert und plötzlich haben wir gesehen, dass es keine Geldgeber gibt, weil dieses Thema für die tschechischen, deutschen, britischen, französischen Firmen, aber auch etwa für das tschechische Außenministerium uninteressant war bzw. nicht etwas, was sie unterstützen möchten. Gibt es solche Probleme auch in Italien, dass es einfach Themen gibt, für die niemand Mittel bereitstellen möchte?

**Lutz Klinkhammer:** In Italien gibt es für Forschung sowieso kaum Geld. Ich denke, es ist leichter, für parteiengeschichtliche Themen Gelder zu bekommen. Es gab auch parteiengeschichtliche Lehrstühle, dann gibt es noch die parteinahen Forschungsinstitute. Also, wenn man politische Geschichte macht in dieser Form der intellektuellen Rückkopplung, wenn man sich mit Journalisten und Politikern beschäftigt, bestimmten Parteien, den Wählern, vielleicht auch noch mit der Politik in bestimmten Städten, Regionen und so weiter – das ist leichter zu finanzieren. Dann gibt es das Netz der *Resistenza*-Institute, die die Erforschung des Antifaschismus – und darüber auch des Faschismus – gefördert haben und jetzt auch in die Nachkriegsrepublik ausgreifen. Wenn ich natürlich so ein Thema machen will wie die Kinder der Soldaten der Wehrmacht in Italien... ja, das kann schon sein, dass ich dafür kein Geld bekomme und auch nicht auf Interesse, sondern auf Ablehnung stoße.

Bei Tagungen wiederum setzen wir viel auf Kooperation auch mit italienischen Partnern oder mit anderen Auslandsinstituten hier in Rom. Natürlich sind Themen, die nicht so im nationalen Mainstream liegen, schwerer zu verkaufen. Aber auch da gilt wieder: Wir prägen ja die Themen oft nicht selbst, sondern versuchen auch das, was in der deutschen Forschung passiert, nach Italien zu transportieren. Die Doktoranden, die hierherkommen, um zu forschen, haben ihr Thema schon, und wir versuchen dann, deren Arbeit in Italien fruchtbar zu machen und zu ermöglichen. Ich sehe in einem pluralistischen Ansatz den größten Nutzen für beide Wissenschaftskulturen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Andererseits ist der Ansturm der Bewerber auf das Institut groß. Gibt es einen thematischen oder chronologischen Schlüssel, nach dem die Bewerber ausgewählt werden? Natürlich spielt die Qualität eine Rolle, aber es gibt wohl immer mehr kompetente Bewerber als Stellen.

**Lutz Klinkhammer:** Das ist klar. Wobei die DHI-Stipendien Kurzstipendien sind, die eine Promotionsförderung nur ergänzen können. Sicher, die Qualität ist das Wichtigste, aber, was auch zu beobachten ist – und Sie haben das schon angesprochen: 90 Prozent der Doktorarbeiten sind inzwischen im Bereich der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Es ist also ganz klar, dass ich eine viel größere Menge an Bewerbern habe in diesem Bereich.

Wenn jemand ein Thema zum 19. Jahrhundert bearbeitet, dann hat er viel bessere Chancen, ein Stipendium zu erhalten. Aber es gibt keinen thematischen Schlüssel. Wir haben einen Schlüssel, was die Aufteilung zwischen Mittelalter und Neuzeit angeht, das ja. Aber darüber hinaus nicht, was Politikgeschichte, Gesellschaftsgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Kulturgeschichte, Geschlechtergeschichte betrifft. Natürlich: Die Themen müssen von uns als relevant angesehen werden und auch als machbar. Aber es gibt darüber hinaus eigentlich keine Steuerung. Ich würde das auch für gefährlich halten, denn gerade in der Ermöglichung freier Forschung sehe ich nach wie vor ein großes Potenzial, und die muss unabhängig sein von einer drittmittelfinanzierten, projektthema geleiteten Forschung.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Welches Thema würden Sie persönlich aufgreifen, wenn Sie Ihre anderen Projekte abgeschlossen und Zeit für etwas Neues hätten?

**Lutz Klinkhammer:** Ich habe mehrere Ideen. Es gibt, glaube ich, die Versuchung, eine Art von Geschichte Italiens zu schreiben – die Geschichte des Nachkriegsitalien. Wenn man hier ist, nimmt man einfach so viel vom Land wahr. Und mein Vorgänger, Jens Petersen, ist ja auch dieser Versuchung erlegen – zum Glück, würde ich meinen. Er hat dieses *Quo vadis, Italien?*<sup>49</sup> herausgebracht, das ist ein sehr schönes Bändchen, um sich und dem deutschen wie dem italienischen Publikum dieses komplizierte, wunderbare Land zu erklären, und ich weiß nicht, ob ich dieser Versuchung widerstehen kann. Vielleicht werde ich das mal machen – einfach dem deutschen Publikum die Entwicklung des modernen Italien zu erklären. Das Zeitgenössische, dieses sehr Lebendige, Pulsierende, Widersprüchliche, was ja doch in Deutschland oft so etwas stereotyp wahrgenommen wird: irgendwie als *dolce vita* und nicht ganz ernst zu nehmen, alles etwas komödiantenhaft.

Dann habe ich noch eine ganze Reihe von spezifischeren Themen. Ich habe noch ein Projekt in der Schublade liegen zur Re-Moralisierung der Gesellschaft nach 1945 – die Kampagne der Kirche und ihr Überschwappen auf den Staat. Also, im Grunde genommen: die Gesellschaft, die aus dem Ruder gelaufen ist durch den Krieg, wo ja nichts mehr in Ordnung war, wo die Männer den Auftrag hatten zu töten und die Frauen die Rolle der Männer einnehmen mussten, und die beiderseitigen Beziehungen durch den Krieg kaputtgegangen sind, wo ständig der alltägliche Kampf ums Überleben geherrscht hat. Das betrifft ja nicht nur den deutschen Fall. Wie bekommt man diesen absoluten Ausnahmezustand Krieg wieder in einen Normalzustand und sagt dann: „Wir sind wieder eine normale Gesellschaft, in der Sitte und Ordnung herrschen“? Wie kann man so etwas überhaupt wiederherstellen? Nach 1945 kommt es zu einer großen Kampagne der katholischen Kirche, die in Italien mit der Exkommunizierung der Kommunisten einhergeht. Der sogenannte „Kreuzzug der Heimkehr“ – Heimkehr in den Schoß der katholischen Kirche, der Versuch, das Geschehene in den Köpfen wieder vergessen zu machen oder auszublenden und so zu tun, als wären nun alle wieder gute Katholiken. In Italien war der Katholizismus schließlich seit 1929 wieder Staatsreligion geworden. Es ging natürlich auch um politische Fragen, darum,

---

<sup>49</sup> Jens Petersen, *Quo vadis, Italia? Ein Staat in der Krise* (München: Beck, 1995).

dem Kommunismus abzuschwören. Aber wie schafft man es, das zu verarbeiten, was man wenige Jahre zuvor erlebt hat und alles noch im Kopf hat?

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** In Deutschland haben wir ja die Situation: Die meisten Männer kommen aus der Gefangenschaft und plötzlich treffen sie nicht ihre Frauen, sondern starke Persönlichkeiten, die alles schaffen, und die Männer sterben sehr oft schnell, weil sie das nicht verkraften. Oder sie trennen sich. Aber eigentlich sind die Frauen plötzlich emanzipiert und stark, und dann setzen sich die alten Stereotypen doch wieder sehr schnell durch: Die Frauen nehmen ihre politische Rolle nicht wahr, sondern verzichten sehr gerne zu Gunsten von Kleid, Bügelbrett und etwas Normalität.

**Lutz Klinkhammer:** Kinder, Küche, Kirche.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Die Normalität der fünfziger Jahre, welche dann für die junge Generation unerträglich ist...

**Lutz Klinkhammer:** Ja, genau. Das halte ich immer noch für ein untersuchenswertes Phänomen. Wie kann man so etwas überhaupt durchsetzen als Haltung? In dem Film „Das Wunder von Bern“<sup>50</sup> gibt es da diese Szene, wo der Mann, ein Russlandheimkehrer, zurückkommt und jetzt glaubt, er könne wieder da weitermachen, wo er '39 aufgehört hat. Und diese Vorgänge interessieren mich im Fall Italiens – was ist in Italien passiert? Wie hat die italienische Gesellschaft darauf, auf diese Umwertung aller Werte durch den Krieg hinterher reagiert? Wo ja die Kontrolle der katholischen Kirche sicher noch stärker war, wo Ehescheidung nicht möglich war. Zumindest für die große Masse. Denn die Reichen kannten die Umgehungsmöglichkeiten und ließen dann auf dem Umweg über die Schweiz ihre Ehe scheiden. Dennoch: Das sind jetzt nur zwei von einer ganzen Reihe von Ideen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Welche Merkmale unterscheiden Ihrer Ansicht nach den italienischen und den deutschen Zugang zu der Zeitgeschichte?

**Lutz Klinkhammer:** Der hohe Grad der Politisierung der Zeitgeschichte ist eine Konditionierung, die meiner Meinung nach in Italien noch stärker ist als in Deutschland, einfach wegen der politischen Bandbreite, über die wir schon sprachen. Dann der methodische Zugriff, der etwas mit der Organisation der Universitäten in Italien zu tun hat – zum einen wird Zeitgeschichte an vielen Fakultäten unterrichtet, nicht nur an der philosophischen, sondern auch an der politikwissenschaftlichen Fakultät, der soziologischen, der erziehungswissenschaftlichen, der juristischen. Zum anderen die Organisation der Lehrstühle – da gibt es Geschichte der politischen Parteien, Geschichte des politischen Denkens, Zeitgeschichte Italiens, Zeitgeschichte Europas und Internationale Beziehungen, wobei gerade

---

<sup>50</sup> Das Wunder von Bern, 2003, Regie: Sönke Wortmann.

Letztere sich an den politikwissenschaftlichen Fakultäten aber von der reinen Diplomatiegeschichte in den letzten Jahren ganz stark abwendet.

Ein frühneuzeitlicher italienischer Kollege sagt immer, seine zeithistorischen Kollegen seien zu provinziell, sie nähmen nichts außerhalb von Italien wahr. Aus seiner Perspektive ist der Vorwurf sicherlich ganz berechtigt. Das trifft wahrscheinlich weniger auf diejenigen zu, die die Geschichte der internationalen Beziehungen oder europäische Zeitgeschichte machen, weil diese sich schon in einem ganz anderen, internationalen Koordinatensystem bewegen.

Der häufige Rückgriff auf die veröffentlichte Meinung als historische Quelle ist auch charakteristisch. Überspitzt gesagt: Intellektuelle, Geschichtswissenschaftler rezipieren das, was andere Intellektuelle über die Vergangenheit produziert haben. Und das ist dann eingebunden in ein eindeutig besetztes politisches Koordinatensystem. Also, das berühmte Vetorecht der Quellen, auf das Koselleck immer hingewiesen hat, dafür hat sich, glaube ich, in Italien fast niemand starkgemacht. Es würde aber zum Beispiel gut zu einem Historiker wie Enzo Collotti passen, denn er hat einfach durch seine enorme Aufmerksamkeit für die deutschsprachige Geschichtswissenschaft und für die deutsche Geschichte einen anderen Blick. Leider ist praktisch nichts von ihm ins Deutsche übersetzt worden, ebenso wenig wie die Werke seines großen Antipoden Renzo De Felice. Beide sind übrigens vom renommiertesten italienischen Verlag publiziert worden, von Einaudi in Turin.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Haben sich in den jüngsten ca. zwanzig Jahren in der Kartographie der „weißen Flecken“ der italienischen Zeitgeschichte generationsbedingte Verschiebungen bemerkbar gemacht? Sie haben über die jungen Historiker, mit denen Sie hier im Institut zusammenarbeiten, gesprochen. Bringt die junge Generation in die Zeitgeschichte neue Themen ein oder thematisiert gezielt die alten Tabus? Und, falls ja, welche?

**Lutz Klinkhammer:** Es gibt schon mal gezielte Tabubrüche. Zum Beispiel in der Frage der italienischen Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg und der italienischen Kriegsverbrecher, wobei der Aktenzugang hier enorm schwierig ist und blockiert wird. Es gibt natürlich immer noch genügend weiße Flecken für die Nachkriegszeit. Das hängt eben damit zusammen, dass die Akten vielfach gar nicht an die Archive abgegeben worden sind, sondern noch bei den Ministerien sind. Eine Konditionierung durch traumatische Ereignisse der italienischen Innenpolitik ist ja oft auch forschungsleitend. Der schwarze Terrorismus beispielsweise hat einen ganzen Strang von Arbeiten zur Geschichte der italienischen Innenpolitik hervorgerufen, die sich vor allem um die Frage dieser Terroranschläge dreht. Es wurden die verschiedensten Theorien, wie diese zustande gekommen sein könnten, in der Öffentlichkeit präsentiert, was aber strukturgeschichtliche Arbeiten zum Innenministerium z. B. nicht gerade fördert. Diese an traumatischen Ereignissen orientierten Studien sind oft sehr ereignisbeladen, sehr in die Details, in kleinste Verästelungen gehend, Einzelpersonen und Kontakte zwischen Personen betreffend, also netzwerkbezogen und nicht institutionenbezogen oder auf Strukturen abhebend. Und das führt, denke ich, schon zu charakteristischen Lücken, auch bei der politischen Geschichte – ob das einzelne Parteien



betrifft oder einzelne Ministerien. Das Funktionieren des Staatsapparats ist also nicht so in den Blick getreten wie Rekonstruktionen von Ereignissen, die traumatische Folgen hatten. Der schwarze Terrorismus, dessen Täter trotz Gerichtsverfahren nicht namentlich verurteilt worden sind, war jetzt nur ein Beispiel, die Entführung und Ermordung von Aldo Moro ist ein anderes.<sup>51</sup> Solche Ereignisse müssen natürlich erklärt werden, so etwas ist schon forschungsleitend.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Noch eine Frage zu der „Arbeitsgemeinschaft für neueste Geschichte Italiens“, auf die wir immer wieder stoßen und die fast 300 individuelle und institutionelle Mitglieder hat. Sind darunter auch Italiener oder ist das eine rein deutsche Angelegenheit? Und welche Rolle spielt diese Vereinigung in der Zeitgeschichte Italiens?

**Lutz Klinkhammer:** Die institutionellen Mitglieder sind oft Bibliotheken oder Institute, und unter den individuellen Mitgliedern gibt es auch einige Nichtdeutsche, auch den ein oder anderen Amerikaner, Dänen, auch einige Italiener, vor allem die, die Deutschland im Blick haben, aber das sind nicht so viele. In erster Linie ging es bei der Gründung darum, der deutschen Italien-Forschung ein Forum zu bieten. Allerdings gibt es in Italien eine neue Entwicklung: Vor einem Jahr ist in Neapel ein Netzwerk italienischer Deutschland-Forschung gegründet worden.<sup>52</sup> Diejenigen italienischen Historiker, die sich mit Deutschland beschäftigen, haben sich zu einer Vereinigung zusammengeschlossen und sie haben auch mich und die Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft, Gabriele Clemens, eingeladen, nach Neapel zu kommen, um zu zeigen, wie das deutsche Netzwerk aufgebaut ist.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Und was thematisieren diese italienischen Deutschlandforscher? Die Kriegsergebnisse oder auch andere Themen?

**Lutz Klinkhammer:** Im Zentrum steht die Geschichte des deutschsprachigen Raums im 20. Jahrhundert. Im Grunde geht in erster Linie darum, die vielen Einzelthemen, die im Gange sind an verschiedensten Universitäten, einfach etwas zusammenzuführen, einen Austausch herbeizuführen, dass der Einzelne nicht isoliert forscht, sondern wahrnimmt, was an anderen Universitäten passiert. Diese Auftaktveranstaltung war gekoppelt mit einer Tagung, die den Blick auf die deutsche Geschichte nach 1989 gerichtet hat, also auf die Wirkungen der Wiedervereinigung, auf die Bevölkerung in der ehemaligen DDR, die Integrationsprozesse. Das nächste Mal geht es vielleicht um ein Thema des langen 19. Jahrhunderts. Man muss erst sehen, wie sich dieses Netzwerk entwickelt. Ich habe jedenfalls vorgeschlagen, die Gruppe könnte auch mal hier im DHI in Rom tagen. Wir wären dann

---

<sup>51</sup> Zum Fall Aldo Moro vgl. zuletzt: Stefano Grassi, *Il caso Moro: un dizionario italiano* (Milano: Mondadori, 2008); Agostino Giovagnoli, *Il caso Moro. Una tragedia repubblicana* (Bologna: il Mulino, 2005). Vgl. zum Thema auf Deutsch jüngst: Tobias Hof, *Staat und Terrorismus in Italien: 1969–1982* (München: Oldenbourg, 2011). Petra Terhoeven, *Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* (Göttingen: V&R, 2010).

<sup>52</sup> Siscalt = Società italiana per la storia contemporanea dell'area di lingua tedesca.

in dem Fall aber mehr ein Vermittler, ohne auf die inhaltliche Gestaltung einzuwirken. Das ist vielleicht ein Unterschied zu anderen Deutschen Historischen Instituten im Ausland: Das römische hat sich meines Erachtens nie so sehr verstanden als Institut zur Vermittlung deutscher Geschichte oder zur Förderung italienischer Deutschlandforschung, sondern in überwiegendem Maße zur Förderung deutscher Italienforschung. Ich denke, das ist in Washington und London etwas anders. Aber das hat was mit der Tradition eines jeden Hauses zu tun, natürlich auch mit den Sammelschwerpunkten der Bibliothek. So haben wir eine Spezialbibliothek für Italien. Natürlich hat die römische Bibliothek auch große Bestände zur deutschen Geschichte, aber im zeitgeschichtlichen Bereich ist sie für Italien, für italienische Geschichte für meine Begriffe besser, einfach weil die Weichenstellungen im Haus seit den 1970er Jahre es erlaubt haben, diesen Schwerpunkt zu bilden.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Besonders bei den Musikhistorikern ist ganz deutlich, welche Rolle die Bibliothek in diesem Hause für die italienische Musikwissenschaft spielt. Wie steht es eigentlich hierzulande um die kirchliche Zeitgeschichte? Spielt diese eine Rolle?

**Lutz Klinkhammer:** Ja, sie ist schon wichtig. Und sie kann auf die großen Bestände – allerdings nur bis Anfang 1939 entstandene Akten – zugreifen, die das Vatikanische Archiv und die ihm nahestehenden kirchlichen Archive enthalten.

Es gibt auch entsprechende Fachzeitschriften, und es gibt auch eine ganze Reihe von katholischen Universitäten. Zudem gibt es katholische Forschungsinstitute und das Institut für Konzilsforschung in Bologna unter [Giuseppe] Alberigo<sup>53</sup> wie auch das Institut für Religiös-soziale Forschungen in Vicenza, das jahrzehntelang unter der Leitung von Gabriele De Rosa stand, der auch der Präsident des *Istituto Sturzo* war.<sup>54</sup> Die haben schon ganz gewaltigen Einfluss ausgeübt. Es gibt also eine katholische Geschichtsforschung im Land, die quantitativ sehr groß ist und sich um einige wichtige Universitäten dreht.

---

<sup>53</sup> Giuseppe Alberigo (1926–2007) war seit 1962 Direktor des 1953 von seinem Lehrer Giuseppe Dossetti gegründeten *Istituto per le scienze religiose di Bologna*, das seit Mitte der 1980er Jahre zu der *Fondazione per le Scienze Religiose Giovanni XXIII* gehört. Von Alberigo vgl. auf Deutsch v. a. die in fünf Bänden erschienene *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959–1965)* (Mainz: Grünewald, 1997–2008).

<sup>54</sup> Gabriele de Rosa (1917–2009) war seit 1975 Generalsekretär, seit 1999 Direktor des *Istituto per le ricerche di storia sociale e religiosa* in Vicenza und seit 1979 zugleich Präsident des *Istituto Luigi Sturzo* in Rom. Vgl. von ihm u. a.: *Storia politica dell'azione cattolica in Italia*. 2 Bde. (Bari: Laterza, 1953–54); *I partiti politici in Italia* (Bergamo: Minerva italiana, 1972); *Il movimento cattolico in Italia. Dalla restaurazione all'età giolittiana* (Bari: Laterza, 1988) sowie die Lehrbücher *Storia contemporanea. Corso di storia per i licei e per gli Istituti Magistrali* (Bergamo: Minerva italiana, 1983) und *Storia e società. Corso di storia per il triennio degli Ist. tecnici*. 3 Bde. (Bergamo: Minerva italiana, 1972). Zu de Rosa vgl. auch Agnese Lauretta Coccato, Hrsg., *Contributi alla storia socio-religiosa: omaggio di dieci studiosi europei a Gabriele De Rosa. Con un profilo biografico di Gabriele De Rosa* (Vicenza: Istituto per le Ricerche di Storia Sociale e Religiosa, 1997).

Hier müsste man auch noch mal unterscheiden: Es gibt dem Katholizismus nahestehende Historiker, die aber Fachhistoriker sind, aber es gibt sicher auch einen direkten Einfluss der katholischen Kirche auf die Definition von historisch relevanten Themen – der Vatikan hat ja seine eigene Päpstliche Kommission für die Geschichtswissenschaften.

Ich habe für Italien nicht den Eindruck, dass der Einfluss der katholischen Kirche zurückgeht. Und ich habe auch nicht den Eindruck, dass er in der Geschichtswissenschaft zurückgeht. Aber es gibt traditionell eine starke Trennung nach Lagern, und oft nimmt man gar nicht wahr, was in einem Lager alles passiert. Im Übrigen ist auch das katholische Lager sehr ausdifferenziert. So gibt es z. B. eine Zeitschrift, in der es überwiegend um Gewerkschaftsprobleme aus katholischer Sicht geht und die an einer der katholischen Universitäten Roms, der LUMSA<sup>55</sup>, herausgegeben wird. Der Herausgeber der Zeitschrift, Andrea Ciampani, ist Professor für Gewerkschaftsgeschichte an dieser Universität und dem DHRI eng verbunden.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Es ist interessant, dass es an einer katholischen Universität einen Lehrstuhl für Gewerkschaftsgeschichte gibt...

**Lutz Klinkhammer:** Oft ist es ja so: Die Lehrstühle müssen einen Namen haben. In Italien muss man, um überhaupt die Schaffung neuer Lehrstühle zu rechtfertigen, diesen immer einen bestimmten Namen geben. Andrea Ciampani würde sicher auch gut auf einen anderen Lehrstuhl passen, denn er ist auch ein Spezialist für das Thema Katholizismus und Nation im 19. Jahrhundert, aber die italienische Berufungspolitik ist ein anderes Thema.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Gilt für die Zeitgeschichtsforschung in Italien angesichts dieser Fragmentierung nach politischen oder auch anderen Lagern eigentlich, dass man sich gegenseitig am besten nicht wahrnimmt oder gar zitiert? Oder nimmt man die Gegenseite gerade wahr und kritisiert sie umso heftiger? Wie ist die gegenseitige Rezeption innerhalb der italienischen Zeitgeschichtsgemeinschaft?

**Lutz Klinkhammer:** In den 50 Jahren der alten Republik Italien, von 1946 bis 1993, war es ja so, dass es *eine* Subkultur gab, die völlig ausgeschlossen war aus dem öffentlichen Diskurs, und das war die neofaschistische des „Movimento Sociale Italiano“. Und auch die kommunistische und die katholische waren auf starkem Konfrontationskurs. Seit den siebziger Jahren gab es zwar Annäherungen, aber die Zugehörigkeiten zu bestimmten Lagern existieren immer noch, zumindest als kulturelle oder habituelle. Mein Verdacht ist, dass man bestimmte, einzelne Autoren aus dem anderen Lager als Alibi Autoren zitiert, um sie ruhig zu stellen, damit sie sehen: Aha, ich bin zitiert, also kann das Buch nicht ganz so schlecht sein. Klar, solche Mechanismen gibt es, die gibt es woanders aber auch.

Und dann gibt es immer noch Themen, die sehr, sehr kontrovers sind. In Italien gibt es so ein sensibles Thema, das von der dank Berlusconi's „Wende“ rehabilitierten

---

<sup>55</sup> Libera Università Maria Ss. Assunta.

neofaschistischen Subkultur auf die Tagesordnung gebracht wurde, damit auch die Faschisten zu Opfern stilisiert würden: Das sind die sogenannten „Foibe“ – das sind Karsthöhlen an der Grenze zu Slowenien, wo Massaker durch slowenische kommunistische Partisanen stattgefunden haben. Das ist eine Geschichte, die die italienische Rechte in den letzten, sagen wir, fünfzehn Jahren ganz, ganz stark thematisiert hat, um ihre Form der Sicht auf die Vergangenheit durchzudrücken und zu zeigen, dass die eigentlichen Opfer die Faschisten waren und die Kommunisten die Täter. Das führt auch gelegentlich zu Konflikten mit Slowenien.

Der italienische Staatspräsident Giorgio Napolitano hat in seiner Rede zu dem neuen Gedenktag des 10. Februar, dem „Tag der Erinnerung an die Opfer der Foibe“, sich auf diese Position eingelassen und ist dafür beispielsweise von einigen Universitätshistorikern der jüngeren Generation scharf kritisiert worden. Obwohl ja der Staatspräsident ehemaliger Kommunist ist, aber er muss eben auch gucken, dass er irgendetwas macht, was mit Berlusconi's Regierungsparteienmehrheit halbwegs einhergeht, damit diese ihn nicht zu stark delegitimiert – obwohl die dieses Spiel ohnehin schon in massiver Form spielen.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Seine Entwicklung in den jüngsten Jahren ist schon bemerkenswert.

**Lutz Klinkhammer:** Ja. Wenn man in so einem Fall dann sagt, wir müssen jetzt vergleichende Faschismusforschung betreiben und schauen, was von Italienern an Verbrechen begangen wurde, dann hat das natürlich eine starke Rückwirkung auf die Öffentlichkeit. Das ist auch der Grund dafür, weshalb man an die Akten nicht herankommt, denn das sind Themen, die einer ehemaligen Subkultur, die jetzt in die Regierungsämter aufgestiegen ist, nicht gefallen bzw. der Armee noch nie gefallen haben.

**Jiří Pešek/Nina Lohmann:** Herr Klinkhammer, haben Sie vielen Dank für dieses interessante und aufschlussreiche Gespräch.

## **BUCHBESPRECHUNGEN**

---



Helge Peukert, **Die große Finanzmarktkrise. Einestaatswissenschaftlich-finanzsoziologische Untersuchung.** Marburg: Metropolis, 2010, 557 S. ISBN 978-3-89518-836-7

Die umfangreiche Publikation von Helge Peukert deutet bereits in ihrem Titel großenteils deren Inhalt und Methodologie an. Der Professor für Finanzwissenschaft und Finanzsoziologie an der Universität Erfurt hat sich das Ziel gesetzt, die Ursachen und Begleitumstände der globalen Finanzkrise verständlich zu machen und „eine Lehre daraus zu ziehen. (S. 9). Zwar wurde die Krise bereits von vielen Experten bearbeitet, doch Peukert beurteilt sie von unterschiedlichen Gesichtspunkten aus, die zu der eingefahrenen orthodoxen Sicht der Ökonomen in Kontrast gestellt werden. Dieser wirft er nämlich vor, dass sie nicht mehr in der Lage ist, die Geschehnisse auf den Finanzmärkten theoretisch zu fassen, und dass sie sich verantwortungslos auf mathematische Risikomodelle und statistisch-ökonomische Analysen stützt. Peukert bedient sich einer speziellen Methode, in dem er von der Tradition der Staatswissenschaften, der Finanzsoziologie, der Historischen Schule und des kritischen Institutionalismus ausgeht. Er stellt sich auf die Seite der Steuerzahler und versucht, die Finanzkrise möglichst verständlich zu beleuchten, in dem er unter anderem ein Mini-Glossar der meistverwendeten Fachtermini und einen Überblick vor die eigentlichen Kapitel stellt.

Dieser Zusammenfassung „für den eiligen Zeitgenossen“ (S. 21) folgt das Kapitel „Feldvermessung und Ortsbestimmung“, in welchem Peukert auf die Defizite des deutschen und internationalen Diskurses über die Finanzmarktkrise hinweist. Versagt haben seiner Meinung nach nicht nur die deregulierten Finanzmärkte oder die Ökonomen; er deutet vor allem auf das Versagen des Staates und auf die Rolle des Geldmachtkomplexes in der Politik hin. Auch die Verdrängung der Finanzmarktkrise in den öffentlichen Debatten wird seiner Kritik unterzogen. Peukert geht es hier „um nicht weniger, als dem vorherrschenden Paradigma des Finanzmarktfundamentalismus bzw. der Effizienzmarkthypothese und der sie begleitenden Weltanschauung ein entgegengesetztes Paradigma manisch-depressiver Märkte, das Bären-Bullen-Paradigma, gegenüberzustellen“ (S. 31).

Da diese Unterscheidung für die Zukunft stabiler Finanzmärkte von entscheidender Bedeutung sei, widmet er ihr die folgenden zwei Kapitel. In dem zweiten Kapitel setzt sich Peukert mit der von Eugene Fama entwickelten Mainstream-Hypothese der effizienten Märkte auseinander, in dem er dieses Modell zuerst charakterisiert (rationale Einpreisung der Informationen, keine Chance auf überdurchschnittliche Gewinne, kleinere Schwankungen, die Preise entsprechen den Fundamentals) und dann in Frage stellt. Es ergibt sich, dass die immer noch vorherrschende Effizienzmarkthypothese selbst in elementaren Fragen (wie z. B.: Gibt es eine Bewegung auf die Fundamentals? Was ist die vorherrschende Effizienzform?) widerspruchsvoll ist und dass ihrerseits zahlreiche Paradoxe entstehen.

Dieses zwiespältige orthodoxe Modell wird in dem dritten Kapitel von einem alternativen heterodoxen Ansatz, dem Spekulations- oder Bullen-Bären-Paradigma, abgelöst. Dieses verlässt sich nicht auf die mathematischen Modelle und die Rationalität, sondern

bezieht auch die irrational-destruktiven Aspekte wie Betrüge, Verkauf toxischer Produkte oder übertriebene Ratings mit ein. In der Welt des Spekulationsparadigmas bewegen sich die Preise kaum auf die Fundamentals, es besteht eine große Unsicherheit und es kommt zu großen Marktschwankungen. Peukert vermittelt hier einen dogmenhistorischen Überblick, in dem die heterodoxen Ansätze von Veblen, Keynes, Minsky oder Galbraith vorgestellt werden. Es stellt sich heraus, dass diese alten Theorien so progressiv waren, dass sie auch auf die aktuelle Wirtschaftsrealität bezogen werden können und viele Gemeinsamkeiten mit den neueren Theorien aufweisen. Peukert schließt dieses Kapitel damit, dass es nötig ist, eine postautistische Wirtschaftswissenschaft zu etablieren, die nicht nur auf mathematischen Modellen beruht, sondern auch auf Erkenntnissen aus Geschichte, Psychologie, Soziologie und Ethik.

Die von Peukert durchgeführte kritische Bewertung wird in dem letzten Kapitel von seinen eigenen Lösungsvorschlägen abgelöst. Nachdem er die bisherigen deutschen und internationalen Reformdiskussionen und Maßnahmen als halbherzig beurteilt, stellt er in 13 Punkten eigene Reformvorschläge zur Regulierung der Finanzmärkte vor. Nach dem Vorbild des 100%-Gelds von Irving Fischer schlägt Peukert eine 100%ige Mindestreserve für Giroguthaben vor, um die Geldschöpfung durch Bankenkredite und die daraus folgende Verschuldung zu verhindern. Außerdem empfiehlt er, ein 100-Milliarden-Größenlimit bei den Finanzinstituten einzuführen und deren Eigenkapital zu erhöhen, die Tätigkeiten der Geschäftsbanken und der Investmentbanken zu trennen oder Derivat Handel und Leerverkäufe zu beschränken. Diese und noch weitere Reformen sind nach Peukert durchzuführen, um künftige Krisen zu vermeiden. Nicht zuletzt erwähnt er den ökologischen Aspekt in der Wirtschaft und schließt seine konsequente Aufarbeitung der Finanzmarktkrise mit der zukunftsorientierten Frage nach einer neuen Geldordnung ab: Wie würde ein dauerhaftes Geldsystem aussehen, das nicht durch Zinsen auf Wachstum angelegt wäre, und ist ein solches System, das mit den ökologischen Anforderungen korrespondieren würde, überhaupt möglich?

*Kristýna Audiová*

František Cinger, **Český osud – Naše 20. století očima spisovatelů** [Das tschechische Schicksal – Unser 20. Jahrhundert durch die Augen der Autoren]. Praha: Daranus, 2011, 206 S. ISBN 978-80-86983-97-4

František Cinger (\*1956) ist Journalist, Literaturkritiker und Historiker. Er studierte Bohemistik und Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität Prag und ist ein langjähriger Mitarbeiter der Tageszeitung „Právo“, bei der er über Kultur und Literatur schreibt. Er ist ebenfalls als freier Schriftsteller tätig. In seinem literarischen Schaffen spezialisiert er sich vorwiegend auf Schicksale und Lebenswege von bedeutenden tschechischen Künstlern und Persönlichkeiten, die die tschechische (bzw. tschechoslowakische)



Gesellschaft des 20. Jahrhunderts stark prägten.<sup>1</sup> Sein literarisches Debüt hatte er im Jahre 2001 mit der Sammlung „Sie waren zehn. Gespräche mit den sterblichen Unsterblichen“,<sup>2</sup> in der er mittels Interviews unterschiedliche Persönlichkeiten des kulturellen Lebens wie z. B. William Saroyan, Ladislav Fuchsa, Joseph Keller oder Bohumil Hrabal dem Leser vorstellte. Dieses Erstlingswerk wurde dann in einer überarbeiteten und um zwei Gespräche erweiterten Fassung unter dem Namen „Der Fluch der Berühmten“ im Jahre 2006 erneut herausgegeben.<sup>3</sup>

In gewisser Weise lässt sich sagen, dass das Buch „Das tschechische Schicksal“ in seiner Schreibweise und thematisch an die vorangegangenen Werke anschließt. Der Autor hat jedoch aus seinen Fehlern gelernt und verzichtet, anders als bei seinen älteren Büchern, auf häufige Ablenkungen, persönliche Kommentare, Unübersichtlichkeit, usw. In seinem neuen Buch bekommen ausschließlich die von ihm geführten Gespräche mit den Schriftstellern Platz. Das Werk enthält insgesamt dreizehn Gespräche. Vertreten sind sowohl Schriftsteller, die alle im vergangenen Jahrhundert vertretenen Literaturströmungen repräsentieren, die Exilliteratur (Arnošt Lustig, Josef Škvorecký), den Samisdat (Adolf Branald, Egon Bondy, Jiří Stránský) und die offizielle, nicht verfolgte Literatur (Vladimír Körner, Zdeněk Mahler, Radko Pytlík), als auch die Vertreter der jüngeren Generation (Jiří Žáček, Michal Černík, Pavel Brycz). Die Ansichten der tschechischen Autoren wurden durch interessante Bemerkungen von Ewald Oser<sup>4</sup> und Jewgeni Jewtuschenko ergänzt.

Jedes Gespräch wird mit einer kurzen persönlichen Erinnerung eingeleitet, in der Cinger dem Leser das Treffen mit dem Dichter und seine Beziehung zu ihm beschreibt. Die Interviews sind durch einen persönlichen Zugang Cingers zu den einzelnen Autoren durchdrungen. Er wahrt dabei nicht die übliche literaturwissenschaftliche Distanz zu den Autoren, im Gegenteil: er versucht aufmerksam zuzuhören, um die Lebenserfahrungen der Schriftsteller zu begreifen und darin eine Inspiration zu finden. Gleichzeitig bringt er neue Erkenntnisse ein und erklärt die Zusammenhänge und Verbindungen. Eine ruhige Erzählung über das künstlerische Schaffen wurde in manchen Interviews zu einem Abenteuer, in dem die persönlichen Schicksale der Einzelnen, die tief von den Ereignissen des 20. Jahrhunderts geprägt wurden, in den Vordergrund rückten. Die Gespräche ergeben

<sup>1</sup> Sein Fach ist *Osvobozené divadlo* (Das befreite Theater). Er hat zahlreiche Studien über Jan Werich, Jiří Voskovec und Jaroslav Ježek herausgegeben. Siehe z. B. František Cinger, *Smějící se slzy aneb soukromý život Jana Wericha* (Praha: Formát, 2004); František Cinger, *Voskovec a Werich aneb Válka s lidskou blbostí* (Mnichovice: BVD, 2007); František Cinger, *Tiskoví magnáti Voskovec a Werich* (Praha: Akropolis, 2008); František Cinger, *12 podob Jana Wericha* (Praha: Sincon, 2005); František Cinger, *Štátné blues aneb Z deníku Jaroslava Ježka* (Praha: BVD, 2006). Er arbeitete jahrelang mit Arnošt Lustig zusammen. Im Jahre 2009 hat er dessen autorisierte Biographie geschrieben: František Cinger, *Arnošt Lustig zadním vchodem* (Praha: Mladá fronta, 2009). Zusammen mit Arnošt Lustig hat František Cinger dann das Buch *3 × 18. Portréty a postřehy* (Praha: Mladá fronta, 2007) herausgegeben.

<sup>2</sup> František Cinger, *Bylo jich deset. Rozhovory se smrtelnými a nesmrtelnými* (Praha: Eminent, 2001).

<sup>3</sup> František Cinger, *Prokletí slavných* (Praha: Mladá fronta, 2006).

<sup>4</sup> Ewald Oser ist ein bedeutender Übersetzer der tschechischen Literaturwerke ins Deutsche und Englische. Er wurde zwar in Prag geboren, seit 1938 lebt er aber in England.

ein abwechslungsreiches Porträt des alltäglichen Lebens in der Tschechoslowakei im vergangenen Jahrhundert. Aufgrund eines individuellen Erlebnisses oder einer persönlichen Lebenserfahrung, die den Verlauf der Geschichte illustriert, zeigen die Gespräche verschiedene Facetten des Lebens in der Tschechoslowakei. Der anonyme Verlauf der Geschichte bekommt damit eine konkrete Gestalt. Mit den Dichtern erlebt der Leser (wenn auch chronologisch) alle wichtigen Momente in der Geschichte der Tschechoslowakei – die Erste Republik, die nationale Spannung im Sudetenland (Adolf Branald), das Protektorat, den Zweiten Weltkrieg, den Dienst der tschechoslowakischen Piloten in der RAF (Zdeněk Mahler), das Martyrium der tschechischen Juden (Arnošt Lustig), die Aussiedlung und Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg (Adolf Branald, Arnošt Lustig), die Absurdität und Brutalität der 50er Jahre (Josef Škvorecký), das Tauwetter der 60er (Egon Bondy), den Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes im Jahre 1968 (Jewgeni Jewtuschenko) oder die Emigrationswellen (Pavel Brycz). Aber auch die Entwicklung nach 1989 wurde nicht vergessen (z. B. die Auseinandersetzungen über die deutsch-tschechischen Beziehungen, die Macht des freien Marktes, usw.). Die Gespräche orientieren sich nicht strikt an der Geschichte; die Autoren sprechen über ihr Leben, künstlerisches Schaffen, über ihre Lebensphilosophie oder über die Probleme der postmodernen Welt. Die historischen Ereignisse sind eher im Hintergrund der Erzählung dargestellt, gleichwohl können sie dadurch viel stärker auf den Leser wirken, denn sie sind nicht „vorprogrammiert“.

Auf jedes Interview folgt eine kurze Schilderung über das Leben und das Werk des Dichters, in dem die wichtigsten Angaben und Daten zu finden sind. Einzelne Gespräche sind mit Fotografien illustriert, die sowohl Cingers persönlichem Archiv entnommen wurden oder aus anderen Quellen (z. B. Tschechische Presseagentur) stammen. Sie zeigen nicht nur die Autoren, sondern auch Orte und Ereignisse, die in den Gesprächen erwähnt werden.

Ein Schwachpunkt des Buches ist die Reihenfolge der einzelnen Interviews. Es ist nicht klar, nach welchen Kriterien die Gespräche geordnet wurden (sie sind weder chronologisch noch alphabetisch geordnet), sie sind ferner nicht miteinander verbunden oder aneinander angeschlossen, was ein bisschen chaotisch und unvollständig wirken kann. Der Autor gibt seinen Gesprächspartnern auch einen ziemlich großen Spielraum bei ihren Antworten auf seine Fragen, deswegen bekommt er bisweilen nicht ganz klare und eindeutige Antworten. Das Gespräch ist oft ein Gemisch aus Erinnerungen, literarischen Diskussionen, biographischen Erzählungen und Überlegungen; deren Wahl und Reihenfolge scheint mehr ein Zufall als eine Absicht zu sein. Gleichzeitig ermöglicht dieser Zugang ein höheres Maß an Authentizität der Interviews und ein „Zwischen den Zeilen lesen“.

Die Vermittlung der Begegnungen mit interessanten Persönlichkeiten und die Aufzeichnung ihrer Erinnerungen, Ansichten und Erfahrungen für die nachfolgenden Generationen ist sicher eine verdienstvolle und inspirierende Tat, umso mehr seit die Beliebtheit der *oral history* steigt und eine wertvolle Quelle der Geschichtswissenschaft bildet. Das Buch „Das tschechische Schicksal“ ist also sowohl für die breite Öffentlichkeit als auch für Wissenschaftler geeignet, denn es wirft mittels der Erzählungen von Augenzeugen eine neue und eigenartige Perspektive auf die Geschichte der Tschechoslowakei, die hier in

den Schicksalen von bedeutenden tschechischen Schriftstellern wieder lebendig wird. Das besondere an diesem Buch ist die Möglichkeit, in einem einzigen Band die Ansichten von dreizehn prominenten Schriftstellern kennen zu lernen.<sup>5</sup>

Monika Březinová

Dušan Drbohlav a kol., **Migrace a (i)migranti v Česku. Kdo jsme, odkud přicházíme, kam jdeme?** [Migration und (Im)migranten in Tschechien: Wer sind wir, woher kommen wir und wohin gehen wir?]. Praha: SLON, 2010, 207 S. ISBN 978-80-7419-039-1

Jeder, der sich mit der sozialen Entwicklung der Tschechischen Republik wissenschaftlich auseinandersetzt, sollte das letzte Buch von Dušan Drbohlav (\*1959) *Migration und (Im)migranten in Tschechien: Wer sind wir, woher kommen wir und wohin gehen wir?* nicht übersehen. Zusammen mit Pavel Barša zählt er zu den besten tschechischen Kennern der europäischen Migrationsthematik, die er oft im vergleichenden Rahmen untersucht. Einige von Drbohlav mitverfasste Aufsätze sind auch fremdsprachigen Lesern zugänglich.<sup>1</sup>

Den hier zu besprechenden Titel verfasste Drbohlav zusammen mit seinen Mitarbeitern (Lenka Medová, Zdeněk Čermák, Eva Jánská, Dita Čermáková und Dagmar Džúrová) aus dem Forschungszentrum GEOMIGRACE, das beim Lehrstuhl für Sozialgeographie und Regionalentwicklung der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität in Prag angesiedelt ist. Als Grundlage für das vorliegende Buch dienten Forschungsergebnisse, die das Autorenkollektiv zuerst im Rahmen eines großen internationalen Projekts „Mediterranean and Eastern European Countries as New Immigration Destinations in the European Union“ vorlegte. Allerdings seien diese Ergebnisse vertieft, ergänzt und um mehrere Themen erweitert worden.

<sup>5</sup> Üblicherweise findet man nur einzelne Interviews, z. B. Petr Kotyks Bücher über Pavel Tigríd: Petr Kotyk und Pavel Tigríd, *Mně se nestýskalo* (Praha: Gutenberg, 2010); oder Ivan Medek, *Malinký peníz na jeden telefonát do nového života* (České Budějovice: Karmášek ve spolupráci s Památkem národního písemnictví Praha, 2010); oder Karel Hvižďal Buch über Arnošt Lustig: *Tachles, Lustig. Rozhovor* (Mladá Fronta: Praha 2010). Wenn man einen größeren Überblick über die Ansichten von mehreren Schriftstellern bekommen will, kann man außer auf Cingers Buch auch auf den Band von Petr Kotyk aus dem Jahre 2008 zurückgreifen, das nach einem ähnlichen Prinzip sechzehn Gespräche beinhaltet. Petr Kotyk hat aber andere Persönlichkeiten als Cinger interviewt. Siehe Petr Kotyk, *Deset tisíc změn se znovu mění – Dno všeho vrchol prázdnoty: rozhovory a promluvy českých literátů z let 1990–1995* (Praha: Cherm, 2008).

<sup>1</sup> Vgl. z. B. Dušan Drbohlav und Lenka Medová, „Czech Republic: Irregular Migration – ‘Old Wine in New Bottles’“, in *Irregular Migration in Europe: Myths and Realities*, hrsg. v. Anna Triandafyllidou (Farnham, Burlington: Ashgate, 2010), 71–92; Dušan Drbohlav und Dagmar Džúrová, „‘Where Are They Going?’: Immigrant Inclusion in the Czech Republic (A Case Study on Ukrainians, Vietnamese, and Armenians in Prague)“, *International Migration* 45, Nr. 2 (Juni 2007): 69–95

Im hier zu besprechenden Buch wird die tschechische „Migrations- und Integrationsrealität“ (S. 17) überwiegend für den Zeitraum von 1989–2008 beschrieben und analysiert. Konkret wird auf folgende Aspekte (immer in Bezug auf Tschechien) ausführlich eingegangen: die Anzahl und verschiedene Merkmale der wichtigsten Migrantengruppen (Kap. 2), legislative Änderungen der Migrations- und Integrationspolitik (Kap. 3), das Ausmaß der Integration von Einwanderern (Kap. 4), Auswirkungen der Migration (Kap. 5) und die Wahrnehmung der Ausländer durch die Mehrheitsgesellschaft (Kap. 6). Daraufhin werden Migrationstendenzen in Tschechien mit jenen in Polen und Ungarn verglichen (Kap. 7); auf einen Vergleich mit der Slowakei wurde leider verzichtet. In zwei Kapiteln gehen die Autoren absichtlich über den angegebenen Zeitrahmen hinaus – um einen kurzen Überblick über die tschechische Migrationsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert zu geben (Kap. 1) und um Auswirkungen der letzten globalen Wirtschaftskrise auf die Einwanderung in Tschechien zu erläutern (Kap. 8). Das letzte Kapitel (9) ist als eingehende Zusammenfassung der wichtigsten Schlussfolgerungen konzipiert und steht den Lesern, die des Tschechischen nicht mächtig sind, in der englischen Übersetzung als Summary zur Verfügung. Einen unentbehrlichen Bestandteil des Buches stellen zahlreiche Grafiken, Tabellen und Karten sowie ein Sachregister dar.

Wie die genannten Themenkreise schon andeuten, haben die Autoren verschiedene Quellentypen bearbeiten müssen. Am wichtigsten waren statistische Angaben, die im Auftrag des Staates ermittelt werden – das Ausländerregister beim Innenministerium, der Zensus (in den Jahren 1991 und 2001 durchgeführt) und weitere ministerielle Statistiken (vor allem des Ministeriums für Arbeit und Soziales und des Ministeriums für Industrie und Handel). Weiter stützt sich der Text auf tschechische Rechtsnormen, die den Aufenthalt von Ausländern, die Einbürgerung und das Asylverfahren betreffen, sowie auf konzeptionelle Materialien, die von staatlichen Organen vorbereitet werden. Schließlich wurden auch Ergebnisse öffentlicher Meinungsumfragen berücksichtigt. Angesichts dieser Vielfalt an Quellen ist es bedauernd, dass sie in der abschließenden Bibliographie getrennt von der Literatur nicht aufgeführt sind.

Was die theoretische Verankerung des Themas betrifft, gehen die Verfasser vom Konzept des sog. Migrations-Zyklus aus. Dieser beschreibt, wie sich ein Land mit negativem Migrationssaldo (d. h. mit mehr Abwanderung als Zuwanderung) in ein Land umwandelt, das einen positiven Migrationssaldo aufweist. In Tschechien verlaufe diese Transformation, die von politischen, sozioökonomischen und demographischen Änderungen begleitet wird, zeitlich verzögerter als in westlichen, hoch entwickelten Ländern. Nichtsdestoweniger sei die Umwandlung Tschechiens in ein klassisches Einwanderungsland weiter fortgeschritten als im Falle Ungarns, geschweige denn Polens. Deshalb befinde sich Tschechien auf der imaginären Entwicklungslinie gerade hinter dem Punkt, der den Beginn einer Einwanderungsphase kennzeichnet (S. 161).

Und wie sieht eigentlich die „Migrationsrealität“ in Tschechien aus? Mit dem etwa vierprozentigen Anteil von Ausländern an der Gesamtbevölkerung in 2008 zählt Tschechien zu Staaten wie Finnland, Slowenien, Portugal oder Italien (S. 31). Dieser Prozentanteil, der in absoluten Ziffern 440 000 Einwohner ausmacht, ist im gesamteuropäischen Vergleich

ziemlich niedrig, beachtlich ist aber seine Entwicklungstendenz. Im Jahr 1993 betrug dieser Anteil 0,8 Prozent, 1997 erhöhte er sich auf 2 Prozent und die Grenze von 3 Prozent wurde 2006 überschritten. Deshalb sollte es nicht überraschen, dass Tschechien ein Jahr später sogar den vierthöchsten Migrationssaldo unter den 27 Mitgliedsstaaten der EU aufwies.

Seit Mitte der 1990er Jahre bleibt die Reihenfolge der Staaten, aus denen die meisten in Tschechien lebenden Ausländer stammen, gleich. An der Spitze sind Ukrainer (132 000), gefolgt von Slowaken (76 000), Vietnamesen (60 000), Russen (27 000) und Polen (22 000). Die Deutschen (17 000) belegten im Jahr 2008 den sechsten Platz. Von der Tatsache, dass das überwiegende Motiv für Migration nach Tschechien die Arbeit ist, zeugt der überproportionale Anteil der Zwanzig- bis Vierzigjährigen sowie die Überzahl an Männern. Arbeitende Ausländer sollen auf dem tschechischen Arbeitsmarkt eher eine Ergänzungsrolle spielen als in direkte Konkurrenz mit einheimischen Arbeitskräften zu treten (S. 111). Es zeigte sich aber während der Wirtschaftskrise, genauer gesagt in den Jahren 2008–2009, dass Zuwanderer auf die verschlechterte Situation auf dem Arbeitsmarkt nur teilweise reagierten. Zwar kamen weniger neue Migranten nach Tschechien, aber diejenigen, die schon im Land waren, entschieden sich nur selten dazu, in ihr Heimatland zurückzukehren und warteten eher eine Verbesserung der Lage in Tschechien ab. Betrachtet man die Zuwanderung in rein wirtschaftlicher Hinsicht, ist es offensichtlich, dass ausländische Arbeitsmigration für Tschechien zurzeit vorteilhaft ist. Es ist schade, dass die Verfasser dies nur indirekt andeuten, zum Beispiel anhand des Anteils von Ausländern an der ökonomisch aktiven Bevölkerung oder auf Grundlage von ausländischen Zahlungen in das tschechische Sozialsystem.

Für die geographische Verteilung der Zuwanderer ist typisch, dass sie häufiger nach Böhmen als nach Mähren kommen und innerhalb Böhmens lieber in Gebieten nördlich von Prag als südlich von Prag leben, wobei sie städtische Gebiete bevorzugen. Trotz der allgemein bekannten Anziehungskraft, mit der die tschechische Hauptstadt auf Migranten wirkt, waren Drbohlav und seine Kollegen die ersten, die die Verteilung der wichtigsten Ausländergruppen auf einzelne Prager Stadtteile ausführlich analysierten. Die dem Kap. 2 beigegeführten Karten kann man ebenso als Warnung lesen, wo ausländische – vor allem vietnamesische – Ghettos in Zukunft entstehen könnten. Der Stadtteil Libuš mit der vietnamesischen Markthalle SAPA, die inzwischen wegen des Verdachts auf Steuerhinterziehung und Drogenhandel ins Visier des tschechischen Geheimdienstes BIS geriet, ist wohl der beste Beweis dafür.<sup>2</sup>

Die potenziell negativen Auswirkungen der Zuwanderung sollte man auch deswegen nicht unterschätzen, weil die Autoren vorhersagen, dass die Migration in Tschechien ähnliche Züge wie jene in westlichen Einwanderungsländern aufweisen wird. Die Ähnlichkeiten sollen nicht nur die Zahl, Struktur und das Benehmen von Migranten, sondern auch Mechanismen der Einwanderung und die Ausrichtung der staatlichen Migrationspolitik

---

<sup>2</sup> „Tržnice SAPA může být podle poslanců bezpečnostním rizikem“, Offizielle Seite des Tschechischen Rundfunks, 16. 11. 2011, [http://www.rozhlas.cz/zpravy/spolecnost/\\_zprava/977000](http://www.rozhlas.cz/zpravy/spolecnost/_zprava/977000) (letzter Zugriff: 28. 12. 2011).

betreffen. Sollte das bedeuten, dass die Einwanderung bald zum Thema politischer Auseinandersetzungen werden wird (was bisher nicht der Fall sei), dass sich die übertriebene Dominanz des Innenministeriums in Fragen der Integration abschwächen wird und dass staatliche Institutionen mit systematischer Datenerhebung bezüglich der Integration beauftragt sein werden (was bis jetzt nicht geschehe)? Alle diese Fragen, zu denen die gesammelten Daten und deren Analyse anregen, sind im vorliegenden Buch meistens nur implizit oder gar nicht beantwortet. Allerdings soll diese Anmerkung eher ein Ansporn für eine weitere Publikation des von Drbohlav geleiteten Forschungsteams als eine direkte Kritik sein. Das jetzige Buch von Drbohlav und seinen Kollegen bietet eine sehr gute Einführung in die tschechische Migrationsproblematik, wobei es nicht nur tschechische Spezifika darlegt, sondern auch den europäischen Kontext reflektiert.

*Lucie Filipová*

**Volker Zimmermann, Eine sozialistische Freundschaft im Wandel. Die Beziehungen zwischen der SBZ/DDR und der Tschechoslowakei (1945–1969).** Essen: Klartext Verlag, 2010, 639 S. ISBN 978-3-8375-0296-1

Das vorliegende Buch leistet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der deutsch-tschechischen Beziehungen, und zwar der Beziehungen zwischen der SBZ/DDR und der Tschechoslowakei in den Jahren 1945–1969. Da diese Beziehungen einen „systembildenden und systemstabilisierenden Charakter“ hatten, und die „politische, kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit eng miteinander verzahnt waren“, verfolgt der Autor das Ziel, die Verhältnisse zwischen den beiden Staaten „auf verschiedenen Ebenen zu beleuchten“ und dadurch „ihre Bedingungen zu eruieren, ihre Komplexität zu ermessen und ihre verschiedenen Entwicklungsphasen nachzuvollziehen“ (S. 11). Dabei wird bereits in der Einleitung unterstrichen, dass im Unterschied zu einigen schon existierenden Arbeiten der Thematik des Prager Frühlings eine nicht allzu große Aufmerksamkeit gewidmet wird, weil es der Meinung des Autors nach andere wichtige Ereignisse, Faktoren und Entwicklungstendenzen in den Schatten stellen würde. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen nicht, wie es in der Regel ist, die politischen Interessen, sondern die „Tiefstrukturen [...] in möglichst allen Bereichen“ (S. 19). Dabei bedient sich Zimmermann eines transnationalen Ansatzes, bei dem nicht nur die Regierungen als handelnde Subjekte verstanden werden. In diesem Sinne ist zum Beispiel die Rolle des Tourismus und des kulturellen Lebens sowie der Kontakte zwischen zahlreichen nichtpolitischen Akteuren für die internationale Politik von großer Bedeutung. Neben dem Hauptziel der Forschung werden vom Autor auch einige Nebenfragen gestellt. Anhand von verschiedenen Daten versucht der Verfasser so beispielsweise festzustellen, wie die Bevölkerung insgesamt und einzelne Gruppen im Speziellen die „sozialistische Freundschaft“ empfanden, wie sie davon profitieren konnten und in welchem Maße sie an deren Intensivierung interessiert waren.

Zu einem der größten Vorzüge dieser Studie gehört eine gründliche und breite Quellenauswahl. Die Studie beruht auf einer Auswertung von Material aus deutschen und tschechischen Archiven: Dokumente der SED und KSC, Berichte der Außenministerien und Botschaften sowie Dokumente der Massenorganisationen und der Sicherheitsapparate beider Staaten wurden ausgewertet. Zimmermann analysiert auch Schullehrbücher und Lehrwerke. Außerdem werden Interviews mit Zeitzeugen aus den diplomatischen Apparaten beider Staaten und Ergebnisse von Meinungsumfragen verwendet. Das Buch ist gemäß dem gestellten Forschungsziel aufgebaut und gliedert sich in eine Einleitung, sieben umfangreiche Hauptkapitel, die sehr logisch in Unterkapitel aufgeteilt sind und schrittweise das Thema der Studie erläutern, einen Exkurs in die „Geschichtsbilder als Basis der sozialistischen Freundschaft“, ein Kapitel zum Vergleich der komplizierten und ständig wechselnden Verhältnissen zwischen der DDR, Polen und der Tschechoslowakei und ein Fazit. Dabei enthält die Arbeit auch ein Abkürzungsverzeichnis, Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Personenregister sowie ein geografisches Register.

Die Ergebnisse der vom Verfasser durchgeführten Forschungen werden chronologisch dargestellt, was auch durch die Struktur widerspiegelt wird, und geben uns eine gute Vorstellung von den Beziehungen zwischen der SBZ/DDR und der Tschechoslowakei. Ihre Entwicklung wird auf verschiedenen Ebenen und in mehreren Phasen geschildert. Die erste Phase umfasst die Jahre 1945–1948/49. Zu dieser Zeit befand sich das Verhältnis zwischen der SBZ und der Tschechoslowakei in einer Anfangsphase, die durch solche Ereignisse wie Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus der ČSSR sowie ein vorsichtiges Handeln der tschechischen Seite gegenüber dem Nachbarn mit grausamer Vergangenheit gekennzeichnet ist. Eine Annäherung erfolgte erst im Jahre 1948, zudem auf dringenden Wunsch der Sowjetunion und der ostdeutschen Regierung. Die tschechoslowakische Führung sah keinen Sinn in der wirtschaftlichen Kooperation, weil das damalige Ostdeutschland wirtschaftlich schwach war.

Die Jahre 1949–1955/56 werden von Zimmermann als die Phase des allmählichen Aufbaus der Beziehungen betrachtet. Es wurden zahlreiche Abkommen und Verträge abgeschlossen, die eine Grundlage für die zukünftige Zusammenarbeit bildeten. In den Prozess der Annäherung wurden Funktionäre, Künstler, Wissenschaftler und Mitglieder der Massenorganisationen eingebunden. Die Propaganda der „sozialistischen Freundschaft“ hatte aber keinen Erfolg, da die Kontakte zwischen den breiten Bevölkerungsgruppen immer noch gering waren.

Ein richtiger Umbruch in den Beziehungen geschah erst im Jahre 1956, als Polen von der DDR und der ČSSR entfremdet war, und kennzeichnet die dritte Phase. In dieser Zeit wurde die Kooperation auf allen Ebenen ausgebaut und intensiviert. Eine besondere Rolle wird vom Verfasser dem kulturellen und gesellschaftlichen Hintergrund der Entwicklung der politischen Ereignisse zugesprochen. Zwei große Kapitel sind diesem Aspekt gewidmet. Der Autor berichtet hier über einen regen Austausch zwischen den Mitgliedern der Gewerkschaften, verschiedenen Massenorganisationen sowie die Erweiterung des Reiseverkehrs. Dabei spielten auch die propagandistische Betonung der Notwendigkeit einer Einigkeit gegen das „nationalsozialistische“ Westdeutschland und ein reformfeindlicher



Kurs eine wichtige Rolle. Kulturelle und gesellschaftliche Kontakte entwickelten sich und vertieften sich weiter, auch wenn Anfang der 60er Jahre in den Beziehungen zwischen der DDR und der Tschechoslowakei wieder eine Spannung merkbar war. Die ČSSR konnte ihren ostdeutschen Partner nicht mehr wirtschaftlich unterstützen und war unzufrieden, dass Lieferungsverträge nur teilweise erfüllt wurden. Die DDR war inzwischen zu einem wichtigen Akteur im östlichen Lager geworden, was durch das Verhalten der SED-Funktionäre besonders zu spüren war. Die Meinungsverschiedenheiten wurden immer größer.

In der vierten Phase von 1963 bis 1967 spitzten sich die Konflikte zu. Ein großes Interesse der Tschechoslowakei an der BRD sowohl einerseits als Wirtschaftspartner als auch andererseits auf kultureller und gesellschaftlicher Ebene führte zu Gegensätzen und Streit mit der DDR. Ost-Berlin sah darin die „Gefahr der Ansteckung“ (S. 399) und versuchte durch eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Tschechoslowakei die Situation zu beeinflussen.

Die Periode 1968–1969 ist die Zeit der „Konfrontation“ zwischen der ČSSR und Ostdeutschland. Die Ereignisse des Prager Frühlings werden von Zimmermann als eine Zäsur in den Beziehungen der beiden Staaten dargestellt. Nach der Intervention wurde die DDR wieder als ein feindlicher Staat empfunden. Alle Deutschen waren für die tschechoslowakische Gesellschaft wieder gleich geworden. Das Verhältnis kehrte zu dem Stand nach dem Zweiten Weltkrieg zurück. Erst im Jahre 1969 konnte man Anfänge der erneuten „Normalisierung“ beobachten. Diese Phase wird im letzten Hauptkapitel des Buches geschildert. Es „löst die bis dahin weitgehend getrennt erfolgte Darstellung der politischen Beziehungen und der kultur- bzw. gesellschaftspolitischen Kontakte auf und führt diese Fäden zusammen“ (S. 25). Dabei sei betont, dass gerade in diesem Kapitel die Ergebnisse der Analyse von bisher unbekanntem Quellen zur „Normalisierung“ der Beziehungen vom Autor präsentiert werden.

Jedoch wäre es wichtig zu erwähnen, dass die Vorstellung des Materials auf verschiedenen Ebenen und nicht nach den Entwicklungsphasen in einem bestimmten Maße das Verstehen erschwert und den Leser einige Male zu denselben Ereignissen – freilich unter einem anderen Gesichtspunkt – zurückkehren lässt. Außerdem wird deutlich, dass die Ergebnisse der Analyse mehr vom Blickwinkel der SBZ/DDR dargestellt werden. So verfolgt der Leser im Laufe der ganzen Lektüre eine allmähliche Entwicklung der DDR von einer schwachen Besatzungszone zu einem starken politischen Akteur. Andere Fakten scheinen dieser Hauptlinie zu dienen.

Wie es aber aus der kurzen Zusammenfassung ersichtlich ist, stellt das Buch eine sehr ausführliche und inhaltsreiche Studie dar, die die Entwicklungslinien in den Beziehungen zwischen zwei Staaten in allen Einzelheiten und auf verschiedenen Ebenen schildert. Dank der Heranziehung und Erforschung einer Menge von bisher nicht beachteten Quellen, kann diese Arbeit viele neue Aspekte präsentieren. Ihre Lektüre ist auch für das komplette Verstehen aller Zusammenhänge und der Faktoren, die den weiteren Gang der Beziehungen beeinflusst haben, von großem Nutzen.

*Natalya Ilyushina*



Jaroslav Rokoský, **Rudolf Beran a jeho doba. Vzestup a pád agrární strany** [Rudolf Beran und seine Zeit. Aufschwung und Fall der Agrarpartei]. Praha: Vyšehrad, 2011, 901 S. ISBN 978-80-7429-067-1

Nach ungefähr sieben Jahren Komplikationen mit der Publikation seiner Dissertation, erscheint Rokoskýs umfangreiche Biographie einer wichtigen Person der Ersten und Zweiten Tschechoslowakischen Republik. Es handelt sich nicht nur um den Lebenslauf eines Politikers, sondern gleichzeitig um einen detaillierten Blick auf die bedeutendste tschechoslowakische politische Partei der Zwischenkriegszeit.

Es wurde bisher wenig über diese Partei publiziert, obwohl sie das ganze politische Leben ihrer Zeit beeinflusste. Zu den wenigen Beispielen gehört der Sammelband *Osobnosti agrární politiky 19. a 20. století* (Die Persönlichkeiten der Agrarpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts)<sup>1</sup> und die Monographie *Agrární strana* (Agrarpartei) von Vladimír Dostál.<sup>2</sup> Noch weniger wurde über das Schicksal der Vertreter dieser Partei in den Kriegs- und Nachkriegszeiten publiziert. Es gibt eine Menge von Erinnerungen (zu den bekanntesten gehören die Memoiren in drei Bänden von Ladislav Feierabend), aber nur wenige darunter beschreiben das Parteileben. Rokoský schafft es, als anerkannter Spezialist für die Agrarpartei, beides zu verbinden. Die Darstellung ist sehr lebendig; überdies stellt sie dem Leser viele Fakten aus dem innenparteilichen und parlamentarischen Leben zur Verfügung. Weiterhin ist die Fähigkeit des Autors positiv zu bewerten, mehrere Lebensläufe vermitteln zu können, ohne die Aufmerksamkeit des Lesers zu verlieren. Diese Herangehensweise – sofern sie konsequent und gelungen umgesetzt wird – stellt den besten Weg dar, Nuancen, wie das politische Reifen Švehlas, die parlamentarische Entwicklung oder die Lebensgeschichte von Hodža miteinander zu verbinden und in ihrer Gesamtheit darzustellen.

Das Buch beginnt mit der Kindheit Berans. Als er zwölf Jahre alt war, wurde die Agrarpartei gerade gegründet (1899). Die Geschichte der Partei und sein Heranreifen, parallel erzählt, bilden zusammen einen gut lesbaren Teil des Buchs. Eine gelungene Rede Berans, als junger Student der Handelsschule, hatte unter den Parteileitern großen Eindruck gemacht und ihm die Tür in die Partei geöffnet. Besondere Aufmerksamkeit wird im Buch der Herkunft der Hauptcharaktere der Geschichte gewidmet. Neben der vergleichbar ländlichen Herkunft und dem Bildungsniveau der beiden ersten Vorsitzenden der Agrarpartei (Antonín Švehla und Rudolf Beran) wird das Umfeld weiterer Mitarbeiter der Partei ausführlich untersucht. So erfährt man, was für eine Ausbildung Abgeordnete oder parteinahe Personen absolvierten. Detailliert werden die negativen Auswirkungen von Berans niedrigem Bildungsniveau beschrieben. Er wurde nie zum Minister ernannt, vor allem auf Grund seines wenig ausgeprägten „Weltüberblickes“ bzw. Horizontes. In den oberen Kreisen der Partei ist oft daran erinnert worden, dass er kein universitäres Studium vorzuweisen hatte. Auf der anderen Seite, betont Rokoský, hat er sich nie um einen

<sup>1</sup> Blanka Rašticová, Hrsg., *Osobnosti agrární politiky 19. a 20. století: sborník příspěvků z mezinárodní konference konané ve dnech 24.–25. května 2006* (Uherské Hradiště: Slováké muzeum, 2006).

<sup>2</sup> Vladimír V. Dostál, *Agrární strana: její rozmach a zánik* (Brno: Atlantis, 1998).

Ministerialposten beworben. Vielmehr soll ihm die Rolle einer Person im Hintergrund mehr zugesagt haben.

Im Buch werden auch Unsicherheiten sowie Schwankungen im Parteivorstand zum Ende des Ersten Weltkriegs beschrieben. Die Agrarpartei entwickelte erst verhältnismäßig spät antimonarchistische Tendenzen, stand aber gleich nach der republikanischen Wende auf Seiten des neuen Systems. Antonín Švehla stellte schon im letzten Kriegsjahr fest, dass die Bedürfnisse der tschechischen Bauern viel besser in einem selbständigen Staat befriedigt werden könnten. Diese Überzeugung teilten jedoch zahlreiche seiner Parteikollegen nicht. Die ländliche Bevölkerung befand sich in der Kriegszeit in einer günstigeren Lage als die Städter. Danach verfolgt das Buch die Entwicklung der Partei, bis sie zur stärksten politischen Kraft in der Tschechoslowakei wurde und zu ihrem Machtzenit in der Zeit der Weltwirtschaftskrise, als sie ungefähr 15 % der Wählerstimmen erhielt. Zweitstärkste Partei wurden die Sozialdemokraten, die konstant auf 10–15 % der Stimmen kamen.

Eine besonders hohe Aufmerksamkeit wird der Frage der Nachfolge Švehlas gewidmet. Die Agrarpartei benötigte nach seinem Tod fast zwei Jahre, um einen neuen Parteichef zu finden. Wie bereits erwähnt, bevorzugte Beran die „Schattenposition“ und verzichtete auf einen Ministersessel. Als Parteichef verfügte er über bessere Möglichkeiten, die Parteipolitik zu beeinflussen, als dies als Ministerpräsident der Fall gewesen wäre.

Einen wichtigen Moment, sowohl im Leben Berans, als auch für die Entwicklung der Partei, stellte die Präsidentenwahl 1935 dar. Mehrere Kapitel des Buches beziehen sich auf dieses Schlüsselereignis, denn ab diesem Moment sei die Lage innerhalb der Partei stetig schlimmer geworden. Vor allem habe sich die Partei durch ihre Schwankungen und durch die Nominierung eines eigenen Präsidentschaftskandidaten den späteren Präsidenten Edvard Beneš für immer zum Feind gemacht. Rokoský deutet jedoch an, dass die unzuverlässigste Partei dieses Wahlkampfes gar nicht die Agrarpartei, sondern die von Andrej Hlinka geleitete Slowakische Volkspartei gewesen war. Die Beschreibung dieses Moments erinnert an das bekannte Buch von Antonín Klimek *Boj o Hrad* (Kampf um die Burg),<sup>3</sup> welches in Teilen auch für die Darstellung im vorliegenden Titel herangezogen wurde.

Die zweite Hälfte des Buches versucht, das ewige Dilemma zu lösen, ob Beran eher ein Opfer der Umstände oder ein rücksichtsloser, pragmatischer Machtpolitiker war. Wie im Vorwort angedeutet, wurde kein anderer Parteivorsitzender in zwei unterschiedlichen Regimes in Haft genommen. Nichtsdestoweniger kommt Rokoský zu dem Schluss, dass Beran zu den Opfern des kommunistischen Regimes gehörte. Die Strafe, so Autor, scheine unangemessen, er verweist vergleichend auf die Verurteilungen von einigen NS-Verbrechern.

Das ganze Buch erweckt den Eindruck einer Verteidigung vieler Entscheidungen Berans. Der Autor bemüht sich den Leser von der Unschuld Berans zu überzeugen. Statt die Phrasen zu wiederholen, dass die Welt nicht schwarz-weiß ist, führt er aber Argumente an. In diesem Sinne wird z. B. die umstrittene Meinung in Frage gestellt, dass Beran 1938 mit dem deutschen Botschafter Eisenlohr irgendetwas Geheimes vereinbart hat. Mittels

---

<sup>3</sup> Antonín Klimek, *Boj o Hrad: vnitropolitický vývoj Československa 1918–1926 na půdorysu zápasu o prezidentské nástupnictví*, I, II (Praha: Panevropa, 1996, 1998).

verschiedenster persönlicher Aussagen über die Tätigkeiten Berans stellt der Autor ein übersichtliches Mosaik aller Ereignisse des Jahrs 1938 zusammen. Ein Vergleich mit anderen Abgeordneten und Parteileitern zeigt, dass Beran zumindest keine so große Ausnahme war. Verschiedenste Formen von Verhandlungen der tschechischen Regierungsparteien mit den Vertretern des Deutschen Reichs oder der Sudetendeutschen Partei waren nichts so Außerordentliches, wie bisher gedacht. Das Gegenteil ist der Fall – viele Zitate zeugen vom großen demokratischen Eifer Berans.

Das bedeutet aber nicht, dass der Autor die Schattenseiten der Titelperson nicht erwähnt. Um Berans Durchtriebenheit zu zeigen, erzählt er von seiner Bemühung, die Wehrpflicht zu vermeiden. Gerade dieses Kapitel, vor allem auf Grund der persönlichen Erinnerungen Berans, gehört zu den unterhaltsamsten. Der Autor zeigt, dass Beran nur wenige neue Ideen entwickelt hat. Seine Agitation bestand oft nur in der Wiederholung der Mottos von Švehla. In unerwarteten Situationen blieb er hingegen ratlos.

Im Umfang von 900 Seiten bringt dieses Buch viele Fakten, ausführlich bearbeitete Quellen und zahlreiche Fotografien, in der Regel aus dem persönlichen Archiv des Autors. Um den Überblick zu vervollständigen, werden auch viele Karikaturen aus der zeitgenössischen Presse angegeben, die Rudolf Beran, diesen „Bauern mit Hut und Schnurrbart“, ins Visier nahmen.

Das Buch schließt eine Lücke auf dem Feld der tschechischen Historiografie des zwanzigsten Jahrhunderts. Ohne Kenntnisse über die (innere) Situation der Agrarpartei, ist es kaum möglich, die Entwicklungen zu verstehen, die zuerst zur Entstehung der sog. Zweiten Republik und später zur Ausschaltung der Agrarpartei aus dem politischen Leben in der Nachkriegszeit führten.

*Lukáš Janura*

Jakub Rákosník, **Sovětzace sociálního státu. Lidově demokratický režim a sociální práva občanů v Československu 1945–1960** [Sowjetisierung des Sozialstaates. Das volksdemokratische Regime und die sozialen Rechte der Bürger in der Tschechoslowakei 1945–1960]. Praha: Filozofická fakulta UK, 2010, 503 S. ISBN 978-80-7308-303-8

Die Sozialpolitik sowie die Entwicklung der sozialen Strukturen der Tschechoslowakei nach 1945 sind in den letzten Jahren kein Randthema mehr gewesen. Ein Beleg für das lebhaftere Interesse an dieser Thematik liefern die Ausarbeitungen von zwei Doyens der tschechischen Geschichtsschreibung, Lenka Kalinová und Karel Kaplan, die beide im Jahre 2007 erschienen sind.<sup>1</sup> Die beiden empirisch gesättigten Studien, die nicht ganz organisch

---

<sup>1</sup> Lenka Kalinová, *Společenské proměny v čase socialistického experimentu. K sociálním dějinám v letech 1945–1969* (Praha: Academia, 2007); Karel Kaplan, *Proměny české společnosti 1948–1960*. 1. Teil

die Sozialgeschichte und die Geschichte der Sozialpolitik miteinander kombinierten, ließen nichtsdestoweniger hinreichend Raum für weitere Forschungen auf diesem Gebiet übrig, den Jakub Rákosník zweifellos gut genutzt hat. Seine Untersuchung fügte er folgerichtig – und dies war gerade die Schwachstelle der beiden oben genannten Autoren – in den internationalen wissenschaftlichen Diskurs über die Probleme des europäischen Sozialstaates in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein und versuchte – meines Erachtens wohlgeraten – die Entwicklung des tschechoslowakischen Sozialstaates zwischen 1945 und 1960, ihre Dynamik und eine gewisse Geschichtslogik herauszuarbeiten.

Rákosník weist zwar in der Einleitung zu seiner Studie darauf hin, dass eine breite, eingehende und vergleichende Studie zum Thema Sozialstaat über die Möglichkeiten eines einzelnen Autors hinausgehe und doch konnte er dem Versuch, die Entwicklung des tschechoslowakischen Sozialstaates gewissermaßen europaweit zu kontextualisieren und seine qualitativen wie quantitativen Leistungen im internationalen Maßstab zu beurteilen, schließlich nicht widerstehen. Sein Befund, der tschechoslowakische Sozialstaat habe seit Beginn der 1950er Jahre immer deutlicher korporatistische Züge angenommen, durch die sich das Sozialsystem der Ersten Tschechoslowakischen Republik der Zwischenkriegszeit ausgezeichnet hatte und die mit der sog. „Nationalversicherung“ im Jahre 1948 grundsätzlich aufgegeben worden waren, ist gewissermaßen bahnbrechend und richtungweisend für weitere Überlegungen zu diesem Thema. Der osteuropäische (kommunistische) Sozialstaat als eine spezifische Variante des europäischen Sozialstaates der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (in Hinblick auf die Tschechoslowakei dann ausgeprägt seit 1956) basierte seines Erachtens auf einer Mischung aus Elementen des sozialistischen skandinavischen Typs und des korporatistischen kontinentaleuropäischen Typs des Sozialstaates. Das universalistische Prinzip war hier mit dem der Berufszugehörigkeit und der Arbeitsleistung vermenget. Hinsichtlich der Leistungsfähigkeit des tschechoslowakischen Sozialstaates kommt Rákosník zu dem Schluss, dass man ihm insbesondere in den Anfangsjahren der kommunistischen Diktatur „nicht unbedeutende Erfolge“, und zwar auch im internationalen Vergleich, zuerkennen könne. Allerdings sei die Planwirtschaft in den folgenden Jahrzehnten nicht in der Lage gewesen, eine mit den westeuropäischen Ökonomien vergleichbare Menge an Gütern und Leistungen hervorzubringen, so dass das Sozialsystem bald in Rückstand geriet. Trotzdem habe die Sozialpolitik ihre Aufgabe als ein wichtiges Instrument der Stabilisierung der autoritären politischen Herrschaft erfüllt (S. 467f.).

Rákosníks Studie basiert auf einer soliden Quellengrundlage. Überraschenderweise aber fehlen die insbesondere für die Zeit nach 1948 zentralen Bestände, wie der Vorstand bzw. das Politbüro des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei oder das Politische Sekretariat, das zu Beginn der 1950er Jahre das wichtigste machtpolitische Zentrum darstellte. Diese Gremien behandelten zwar nicht inhaltlich die grundlegenden

---

(Praha: Ústav pro soudobé dějiny Akademie věd České republiky, 2007). Zu nennen in diesem Zusammenhang ist natürlich das voluminöse Werk des von Václav Průcha geleiteten Autorenteam: Václav Průcha et al., Hrsg., *Hospodářské a sociální dějiny Československa 1918–1992. II., Období 1945–1992* (Brno: Doplněk, 2009).

sozialpolitischen Rechtsnormen, in ihren Händen lagen aber die politischen Grundsatzentscheidungen, die sozialpolitischen nicht ausgenommen. Eine Vielzahl ergänzender Informationen hätten auch die Akten des Staatlichen Planungsamtes gebracht, unter denen sich eine Reihe von konzeptionellen wie statistischen Unterlagen befinden, auch zu den einzelnen Bereichen der Sozialpolitik, die im Mittelpunkt des Interesses des Autors stehen. Beide Bestände (Staatliches Planungsamt 1945–1949 bzw. 1949–1959) gelten zwar als nicht verzeichnet, zu beiden sind jedoch Karteien vorhanden, die eine gute Orientierung in der Überlieferung und somit auch deren Nutzung zu Forschungszwecken ermöglichen. Die Recherche der Sekundärliteratur sowie der zeitgenössischen Presse ist dagegen zweifellos respektabel.

Nachdem der Autor den Leser mit der Theorie des Sozialstaates in der Geschichtsforschung bekannt macht, fasst er die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen des Aufbaus des Sozialstaates in der Tschechoslowakei im Untersuchungszeitraum zusammen. Die Schilderung insbesondere der wirtschaftlichen Zusammenhänge ist der am wenigsten gelungene Teil der Studie. Der Autor unternahm hier jedoch keine eigenständige Untersuchung und stützte sich vorwiegend auf den jetzigen Forschungsstand, der kaum als befriedigend gelten kann. Somit übernimmt er einige Befunde, die noch einer eingehenden Untersuchung und fachlichen Diskussion unterzogen werden müssen. Etwa die Behauptung, eine „durchgreifende Planung“ habe sich mit der nationalsozialistischen Besatzung etabliert und sei in der Tschechoslowakei, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung in den Jahren 1945 und 1946, bis 1990 die Grundlage der Wirtschaftspolitik gewesen (S. 108), ist – wie übrigens der Großteil der tschechischen Forschung – einem zu sehr schematischen Blick unterworfen, der dem heutigen Forschungs- und Diskussionsstand etwa in der deutschen, englischen oder amerikanischen Geschichtsschreibung deutlich hinterhinkt. Nachdenklich wird man auch bei der Behauptung, das Institut des Privateigentums sei während der Besatzungszeit destabilisiert worden (S. 107). Dass der nationalsozialistische Unrechtsstaat Eigentumsrechte missachtete, steht außer Frage. Doch einen direkten Bezug zur Änderung der Eigentumsordnung in der Tschechoslowakei im Jahre 1945 und danach auf dieser Grundlage herstellen zu wollen, ist übertrieben. Die nationalsozialistische „gelenkte Wirtschaft“ basierte nach wie vor auf Privateigentum an Produktionsmitteln und privatunternehmerischer Initiative. Aus den Kreisen der NSDAP, die den sozialrevolutionären Ethos wachhielten, kamen zwar gelegentlich auch andere Stimmen, eine reale Entwicklungsalternative stellten sie jedoch nie dar. Der informierte Leser stolpert auch über die Behauptung, die „Systemtransformation und die Übernahme des sowjetischen Lenkungsmodells“ hätten erst seit 1948 stattgefunden (S. 105). Wie die Entwicklung bis dahin zu bezeichnen wäre, bleibt vollkommen offen. Überraschend mutet es schließlich an, dass Rákosník den Beginn der Krise des „sowjetischen Modells“ auf das Jahr 1953 datiert (S. 106), obwohl Jiří Pernes, auf den er sich in diesem Zusammenhang ausdrücklich beruft, überzeugend argumentiert, das Regime habe bereits seit 1951 eine tiefe Krise durchlaufen, die 1953 kulminiert sei.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Jiří Pernes, *Krise komunistického režimu v Československu v 50. letech 20. století* (Brno: Centrum pro studium demokracie a kultury, 2008), 179.

Auf seine Untersuchung der tschechoslowakischen Sozialpolitik und des Sozialstaates, die den Kern der Studie darstellt, wendet J. Rákosník das allgemeine Modell der Sozialpolitik und des Sozialstaates an, das erst später entwickelt worden ist und in seinen Grundkonturen bis heute benutzt wird. Wie er selbst hervorhebt, habe die zeitgenössische tschechische und slowakische Terminologie nicht mit dem Begriff des Sozialstaates gearbeitet. Auch der Begriff der Sozialpolitik sei in der damaligen Tschechoslowakei nicht eindeutig eingegrenzt worden (S. 11 bzw. 307). Indirekt spricht er damit das Problem der Anwendung allgemeiner Modelle in der Geschichtsschreibung an, die das Risiko birgt, Sachverhalte zu konstruieren, die es in der Vergangenheit entweder gar nicht gab, oder die als solche von den Zeitgenossen nicht wahrgenommen wurden. Diese Herangehensweise ist aber die einzig mögliche, falls der Autor, wie sein erklärtes Ziel lautet, die wesentlichen Grundtrends und Ergebnisse der tschechoslowakischen Sozialpolitik zu bestimmen bestrebt ist – dann muss er Begriffsbestimmungen und Gliederungsprinzipien wählen, die in einem übergeordneten, europäischen Maßstab anwendbar sind. Trotzdem wird der Leser wohl den Eindruck nicht ganz los, dass der Autor ihm zumindest einen Exkurs in die zeitgenössische Auffassung von Inhalt und Aufgaben der Sozialpolitik schuldig bleibt. Und es wäre nicht wenig gewesen, worüber man hätte schreiben können. Erinnern wir nur daran, dass bereits 1947 die Vorbereitung eines „sozialen Zweijahresplanes“ in Angriff genommen wurde, dessen Elemente allerdings erst in den Fünfjahresplan bzw. in den Durchführungsplan für 1949 aufgenommen wurden.

Schwerwiegender ist allerdings, dass Rákosník selbst seinem gewählten Ansatz nicht ganz konsequent folgt. Im analytischen Teil seiner Studie beschäftigt er sich nämlich zunächst mit der Entwicklung der Beschäftigungspolitik, erst dann geht er zur Untersuchung der Sozialpolitik über. Heutzutage wird die Beschäftigungspolitik selbstverständlich als arbeitsweltorientierter Bereich der Sozialpolitik angesehen, im Untersuchungszeitraum sei sie jedoch, und zwar „in den beiden Teilen des gespaltenen Europas“, das „Fundament“ des Sozialstaates (S. 11) gewesen. Die Grundlage für diese Gliederung liefert somit die zeitgenössische Auffassung. Die darauf folgende umfassende Analyse der Systemelemente des tschechoslowakischen Sozialstaates stützt sich dagegen auf das theoretische Modell. Zu einem der Systemelemente wird somit etwa das Gesundheitswesen, das, wie der Autor selbst zugibt, damals nicht unter die Sozialpolitik subsummiert worden sei (S. 308). Dasselbe mag übrigens auch auf die Wohnungs- oder die Bildungspolitik zutreffen. Überhaupt ist bereits die Reihenfolge, in der diese Systemelemente untersucht werden, nicht uninteressant. An erster Stelle stehen das Gesundheitswesen und die Krankenversicherung, gefolgt von Familien- und Bildungspolitik, Sozialfürsorge (Versorgung von Kriegsgeschädigten), Rentenversicherung und schließlich Wohnungspolitik. Einer der – in heutiger wie damaliger Sicht – Kernbereiche der Sozialpolitik, die Rentenversicherung, figuriert somit an vorderster Stelle, ohne dass plausible Gründe hierfür genannt werden.

Es ist schwierig, einen kurzen, gleichzeitig aussagekräftigen und womöglich auch noch marktfähigen Titel für eine wissenschaftliche Studie zu finden. Rákosník entschied sich für die Wendung „Sowjetisierung des Sozialstaates“, ohne auf den Begriff „Sowjetisierung“ und seine Relevanz für das Thema einzugehen. Bei einem Begriff jedoch, der der Politik

jahrelang als Kampfbegriff diente und auch in der Forschung als umstritten galt und gewissermaßen immer noch gilt, würde der Leser eine Erläuterung geradezu erwarten. Die „Sowjetisierung“ wird in der Regel als die „Einführung einer sowjetähnlichen politischen und gesellschaftlichen Ordnung“ in den Ländern Osteuropas nach dem Zweiten Weltkrieg verstanden.<sup>3</sup> Nun gerade aber der Bereich der Sozialpolitik entzieht sich gewissermaßen dieser Begriffsbestimmung, denn ein System der sozialen Sicherung, wie es im Laufe der Industrialisierung in den europäischen Staaten entwickelt worden war, gab es in der Sowjetunion praktisch nicht, und das Sowjetregime begann bekanntlich erst seit 1956 und verstärkt seit Mitte der 1960er Jahre eine systematische Sozialpolitik zu betreiben. Die sowjetische Leitbild-, geschweige denn Vorbildrolle darf in diesem Fall somit mit ernstzunehmenden Gründen angezweifelt werden. Das Handlungsmotiv des tschechoslowakischen kommunistischen Regimes zu einer Umgestaltung der erst 1948 eingeführten Nationalversicherung, die seit Ende 1950 unter dem Motto ihres „Umbaus“ angekurbelt wurde, darf somit kaum in der Befolgung eines sowjetischen Vorbilds gelegen haben, sondern in der Bestrebung, das Sozialsystem an die Bedürfnisse der mittlerweile zunehmend sowjetisch geprägten Planwirtschaft sowie der Sicherung der eigenen Herrschaft anzupassen. Dass die tschechoslowakischen Kommunisten sich auch diesmal auf „sowjetische Erfahrungen“ beriefen, sollte nicht irreführen. Vieles spricht dafür, dass es sich vielmehr um die mittlerweile obligatorische Redewendung handelte, ohne einen realen Inhalt. Vor diesem Hintergrund drängt sich die These auf, dass die Tschechoslowakei im Prozess der „Sowjetisierung des Sozialstaates“ kein Rezipient, sondern ein durchaus eigenständiger Mitgestalter des „kommunistischen Sozialstaates“ war, zu dessen Entstehungsgeschichte – und dies bleibt festzuhalten – Jakub Rákosník einen bedeutenden Beitrag geleistet hat.

*Jaroslav Kučera*

**Wolf B. Oerter, Die Ägyptologie an den Prager Universitäten 1882–1945. Gesammelte Aufsätze und Vorträge.** Praha: Univerzita Karlova – Filozofická fakulta, 2010, 178 S. ISBN 978-80-7308-341-0

Den ersten zusammenfassenden Buchtitel zur Geschichte der Ägyptologie an den beiden Prager Universitäten (von der Universitätsteilung basierend auf dem nationalen Prinzip im Jahre 1882 bis zum Untergang der deutschen Universität im Jahre 1945) brachte vor kurzem der langjährige wissenschaftliche Mitarbeiter des bei der Prager Universität angesiedelten Tschechischen Ägyptologischen Instituts (Prag/Kairo), Wolf Burkhard Oerter, heraus.

---

<sup>3</sup> Michal Reiman, „Sowjetisierung<sup>4</sup> und nationale Eigenart in Ostmittel- und Südosteuropa. Zu Problem und Forschungsstand“, in *Sowjetisches Modell und nationale Prägung. Kontinuität und Wandel in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg*, hrsg. v. Hans Lemberg (Marburg/Lahn: J. G. Herder-Institut, 1991), 3.



Dieser widmet sich der Geschichte des eigenen Faches systematisch und langfristig seit den frühen 1980er Jahren – neben seinem bevorzugten Forschungsschwerpunkt, der in der Koptologie, koptischen Papyrologie und in den Manichäismus-Studien liegt.<sup>1</sup> Mit der Koptologie als dem integralen Bestandteil der Ägyptologie wurde übrigens in den böhmischen Ländern auch der Frühanfang der Disziplin verbunden, dargestellt durch die Lehrveranstaltungen der koptischen Grammatik, die kurz vor der Universitätsteilung (im akademischen Jahr 1881/82) der Orientalist Alfred Ludwig (1832–1912) angekündigt hatte. Die Ägyptologie als selbständiges Fach in seiner ganzen Bandbreite, d. h., einschließlich Sprache, materieller Kultur, Geschichte, Religion und Kunst des alten Ägyptens (von der Pharaonenzeit bis zu Alexander dem Großen), etablierte sich in Prag erst im Jahre 1913 nach der Habilitation Nathaniel Reichs (1876–1943) an der deutschen Universität, bzw. František Lexas (1876–1960) an der tschechischen Universität (1919). Lexa wurde viel später, bereits als Klassiker seiner Fachdisziplin, zum Gründungsdirektor des Tschechoslowakischen Ägyptologischen Instituts der Karls-Universität zu Prag/Kairo (1958), einer Institution, die untrennbar mit der folgenden großen Blütezeit der tschechischen Ägyptologie verbunden ist, insbesondere dank den Entdeckungen in der altägyptischen Nekropole in Abusir sowie den wissenschaftlichen Leistungen der Schüler Lexas, Zbyněk Žába, František Váhala und Miroslav Verner. Diese Erfolgsgeschichte der 1960er und 1970er Jahre überschattet jedoch die Bedeutung der vorausgegangenen Zeitperiode, deren kritische Erforschung bisher nur sehr fragmentarisch erfasst werden konnte. Neben des verständlichen primären Interesses für die Persönlichkeit František Lexas gab es seit der Hälfte der 1980er Jahre kleinere Teilstudien Wolf B. Oerters, der in regelmäßigen Zeitabständen seine Aufmerksamkeit auch der Ägyptologie an der Prager deutschen Universität und den dortigen oft halbvergessenen bzw. weniger bekannten Persönlichkeiten widmete (und zwar stets kontextuell mit der Entwicklung der tschechischen Ägyptologie).<sup>2</sup>

Der Untertitel des neuen Oerter-Buches *prima vista* deutet bereits an, dass es sich nicht um eine Synthese, bzw. Monographie handelt, sondern um eine Gesamtausgabe seiner älteren und neueren Studien zur Geschichte des eigenen Faches. Eine indirekte Anregung zu diesem Vorhaben war der 50. Jahrestag der Gründung des Tschechoslowakischen Ägyptologischen Instituts an der Prager Universität (2008), sowie die damit verbundene

<sup>1</sup> Vor kurzem wurde Oerter (unter Mitarb. von Petr Pokorný, Růžena Dostálová, Pavel Ryneš, Zuzana Vítková u.a.) zum Herausgeber der tschechischen Ausgabe der bekannten altchristlichen, überwiegend gnostischen, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg entdeckten Handschriften aus dem ägyptischen Nag Hammadi. Vgl. *Rukopisy z Nag Hammádí* [Handschriften aus Nag Hammadi], Bde. 1–3 (Praha: Vyšehrad, 2008–2011). Er wurde ebenfalls zum Mitverfasser des Hochschullehrbuchs Růžena Dostálová, Radislav Hošek, Gabriela Messeri und Wolf B. Oerter, *Papyrologie řecká, latinská, koptská* [Griechische, lateinische und koptische Papyrologie] (Praha: Karolinum, 2006), sowie auch von vielen anderen wichtigen Veröffentlichungen und Fachstudien.

<sup>2</sup> Die erste von ihnen erschien bereits im J. 1984. Vgl. Wolf B. Oerter, „Georges (Jiří) Ort-Geuthner. Notizen zu einem Prager Orientalisten“, *Göttinger Miszellen* 77 (1984): 85–92; aktualisierte tschechische Fassung in: Ders., „Jiří (Georges) Ort-Geuthner. Zápisky o pražském orientalistovi“ [Jiří (Georges) Ort-Geuthner. Notizen zu einem Prager Orientalisten], *Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 40 (2000): 53–61.



Notwendigkeit auf die älteren Traditionsschichten der Prager Ägyptologie hinzuweisen. Die Fallstricke der Jubiläumsbände sind allgemein bekannt, zu ihnen gehören oft auch der Zeitdruck innerhalb kurzer Zeit retrospektivische Bilanzarbeiten herausgeben zu müssen, für die jedoch bei dem normalen wissenschaftlichen Betrieb nicht viel Energie und Zeit übrig bleiben. Das war wohl der Grund, weshalb sich der Autor lieber für die sorgfältige Neuauflage seiner früheren Studien entschied und auf einen monographischen Titel, für den seine bisherigen, nur gelegentlich betriebenen Forschungen zwar einen gut definierten, aber natürlich nicht kompletten Fundus archivalischer Quellen und Literatur darstellten, verzichtete. Besonders bei der Rekonstruktion der akademischen Laufbahnen einzelner Wissenschaftler, fehlt spürbar die Berücksichtigung der einschlägigen „ministeriellen“-Archivbestände, die z. B. im Prager Nationalarchiv (Národní archiv), bzw. im Österreichischen Staatsarchiv in Wien oder im Bundesarchiv in Berlin zugänglich sind. Darüber hinaus brachte die Neuauflage der bereits veröffentlichten Studien einige schwer lösbare Probleme mit sich, die übrigens der Autor selbst in der Einführung seiner Arbeit erwähnt (S. 9–15). Diese Studien wurden nämlich anlässlich verschiedener Konferenzen und Jubiläen verfasst, sodass sich in ihnen sowohl einige allgemeinere Partien als auch Fragmente der Lebensbiographien der anderen Repräsentanten des Faches wiederholen, die bereits in den früheren Beiträgen veröffentlicht wurden. Ein rein mechanisches Weglassen dieser Redundanzen würde jedoch das Verständnis dieser Teilstudien deutlich erschweren, insbesondere wenn sich der Leser den Luxus der *lectio continua* nicht gönnen kann. Andererseits gab sich der Autor nicht mit der bloßen Neuedition zufrieden: Im Falle eines veränderten Forschungsstands wurden zusätzliche Korrekturen und Spezifikationen in den alphabetisch markierten Fußnoten ergänzt. Das Vorwort des Verfassers wird somit zum unerlässlichen Schlüssel zur Lektüre und somit aller darauffolgenden Texte. Es handelt sich hier um wissenschaftlich-biographische Skizzen einzelner Persönlichkeiten, diverse Miscellen aus ihrem persönlichen und wissenschaftlichen Leben, Berichte über ihre wissenschaftlichen Studienreisen nach Ägypten und zum Schluss auch eine etwas amüsante Beschreibung des sicher nicht nur in den Fachkreisen bekannten, verbreiteten „Alpinismus“-Phänomens auf den ägyptischen Pyramiden. Die einzelnen Beiträge sind in der Reihenfolge geordnet, in der sie veröffentlicht wurden, was natürlich dem Leser die Orientierung in der Materie nicht gerade erleichtert, insbesondere wenn er der chronologischen Geschichte des Faches folgen wollte. Zur Verfügung steht dem Leser jedoch eine ausführliche Zeittabelle in der Einführung des Buches (S. 17–22) sowie ein abschließendes Register. Thematisch sowie im Hinblick auf die Genres ist das neue Buch Oerters ziemlich heterogen. Die chronologisch älteste Periode wird mit einer Fallstudie über die Prager Universitätsteilung im Spiegel der Anfangszeit der hiesigen Ägyptologie vorgestellt (S. 40–46), die in Prag etwa 50 Jahre nach der Gründung des ersten ägyptologischen Lehrstuhls auf dem Pariser *Collège de France* im Jahr 1831 begann; in Deutschland, der zweiten ägyptologischen „Großmacht“, wurde der erste Lehrstuhl dieses Faches für Richard Lepsius in Berlin im Jahr 1846 eingerichtet. In Prag handelte es sich in der Anfangsphase nur um die Sonderveranstaltungen der Fachleute aus den verwandten Lehrfächern (vor allem des Altphilologen Alfred Ludwig, bzw. des Semitisten Max Grünert), später folgten auch die explizit auf die Ägyptologie

zielenden Habilitationsverfahren (Nathaniel Reich im Jahr 1913, František Lexa im Jahr 1919). Diesen Habilitationen sowie den weiteren wissenschaftlichen Schicksalen der beiden Gelehrten sind insgesamt acht Beiträge gewidmet. Im Falle Reichs verfolgt der Autor auch dessen nachfolgende Habilitation in Wien sowie die Spuren seiner Karriere in den USA; bei František Lexa rekonstruiert er auch dessen akademischen Juvenilien, seinen wichtigen Aufenthalt bei Wilhelm Spiegelberg in Straßburg und darüber hinaus – in einer Spezialstudie – erörtert er die Bedeutung der demotistischen und koptologischen Studien im Kontext des Lebenswerkes Lexas (S. 20–35). Seine konzentrierte Aufmerksamkeit widmet Oerter in vier Beiträgen auch dem altägyptischen Philologen und Archäologen Ludwig Keimer (1892–1957) – von den lebensbiographischen Korrigenda über das lange, acht Jahre andauernde Habilitationsverfahren (1930–1938) bis zu seinen Kriegs- und Nachkriegsaktivitäten in Ägypten, in denen er sich permanent an der Grenze zwischen der Expertenrolle eines Kunsthistorikers und dem Handel mit den altägyptischen Antiquitäten bewegte. Detailliert befasst er sich mit Keimers merkwürdigen persönlichen Nachlass im Deutschen Archäologischen Institut in Kairo. Keimers buntes Lebensschicksal war in großem Maße typisch auch für die anderen „Eingeweihten“ in diese exklusive Fachdisziplin, die ihren Lebensunterhalt auf ganz verschiedene, manchmal auch problematische Weise verdienen mussten. Dies gilt auch für den vergessenen Hoffnungsträger der Prager Orientalistik und Autor der demotischen Grammatik *Grammaire démotique* (1936) Georg (Jiří) Ort-Geuthner (1900–1941), einen Schüler von Nathaniel Reich und František Lexa (sowie einiger Pariser Ägyptologen und Orientalisten), der bis zu seinem Tode in einem Pariser Wissenschaftsverlag wirkte: Dort konnte er zwar mit Erfolg seine tiefgreifenden Kenntnisse geltend machen, jedoch kaum weiterentwickeln.

Das Interesse des Autors wendet sich auch Theodor Hopfner (1886–1946) zu, dessen Leben und akademische Laufbahn durch einen tragischen Epilog im Internierungslager für die Prager Deutschen in Prag-Ruzyně ein Ende fand. Obwohl sein Hauptfach die klassische Philologie war, erwarb er Ruhm auch durch seine wichtigen Arbeiten über die altägyptische Religion sowie durch die Studie zur bedeutsamen Prager Papyrussammlung des Wiener Papyrologen Carl Wessely, die durch die Vermittlung Hopfners in die Bestände der Prager Universitätsbibliothek gelangte. Oerter erwähnt auch dessen ausführlichen Bericht über seine Studienreise nach Ägypten im Jahr 1937, in dem er eindrucksvoll die Situation auf den dortigen archäologischen Fundplätzen beschreibt, darüber hinaus aber auch diejenigen altägyptischen Denkmäler, die er damals noch *in situ* (z. B. die beiden Kolossalstatuen Ramses II. in Memphis) bewundern konnte. Auf den letzten Akt der Geschichte der Ägyptologie an der deutschen Universität bezieht sich der Beitrag über den schriftlichen Nachlass des klassischen Philologen Viktor Stegemann (1902–1948) im Literaturarchiv der Prager Gedenkstätte des nationalen Schrifttums im Kloster Strahov, der in Prag in den Jahren 1940–1945 wirkte und in seine Lehrveranstaltungen auch Koptisch sowie weitere koptologische Themen integrierte. Nach dem Weggang Ludwig Keimers (1940) repräsentierte er somit in Prag zumindest einen Teil des ägyptologischen Faches.

Oerters historische Miscellen zur Geschichte der Prager Ägyptologie vor 1945 ermöglichen auch den Nichtspezialisten eine gute Einsicht in die Hintergründe eines attraktiven,

wenn auch ziemlich exklusiven Faches und seiner frühen Entwicklungsphase in den böhmischen Ländern, d. h. derjenigen Zeitperiode, die man als Voraussetzung des glücklichen und erfolgreichen Schicksals der tschechoslowakischen Ägyptologie der Nachkriegszeit (trotz der Missgunst der damaligen innen- und außenpolitischen Konstellationen) betrachten kann. Das Buch beinhaltet in sich auch einen Appell an den Autor selbst: Aufgrund seiner bisher durchgeführten Forschungen sei es an der Zeit, einen weiteren, logischen Schritt in Richtung synthetische Gesamtdarstellung (im Bestfall in einem breiteren mitteleuropäischen Referenzrahmen) zu machen.

*Miroslav Kunštát*

**Místa paměti česko-německého soužití: Sborník příspěvků z konference pracovní skupiny Česko-německého diskusního fóra Místa paměti v Chebu 5. 6. 2010 = Erinnerungsorte des deutsch-tschechischen Zusammenlebens. Sammelband mit Beiträgen zur Konferenz der Arbeitsgruppe des Deutsch-Tschechischen Gesprächforums „Erinnerungsorte“ in Cheb 5. 6. 2010.** Praha: Antikomplex pro Collegium Bohemicum, 2011, 155 bzw. 185 S. ISBN 978-80-904421-2-2

Der vorliegende zweisprachige Sammelband ist – wie schon dem Titel zu entnehmen ist – das Ergebnis einer Konferenz des Deutsch-Tschechischen Gesprächforums, die vom Collegium Bohemicum im Juni 2010 mitorganisiert wurde. Sowohl die auf Grundlage der Deutsch-Tschechischen Erklärung aus dem Jahr 1997 entstandene offene Plattform des Deutsch-Tschechischen Dialoges, als auch die 2006 in Ústí nad Labem gegründete wissenschaftliche Kultur- und Bildungsgesellschaft Collegium Bohemicum, engagieren sich seit Jahren für vertiefte Beziehungen und Zusammenarbeit zwischen den beiden Nachbarstaaten. Dazu gehören das Erforschen des Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern, mit dem Ziel, eine Diskussion über die heiklen Themen in beiden Gesellschaften zu initiieren. Mit dieser Konferenz wollte man unter anderem prüfen, ob und wie „eine Herangehensweise an die Geschichte über die Identifizierung der bedeutendsten Erinnerungsorte in breitem Umfang pädagogisch zu nutzen“ ist.<sup>1</sup>

Die Einleitungsbeiträge verfassten die Direktorin des Collegium Bohemicum Blanka Mouralová, der Senator Luděk Seřiz, welcher der Vorsitzende des Beirats des Deutsch-Tschechischen Gesprächforums sowie Leiter der Arbeitsgruppe „Erinnerungsorte“ ist, und der Historiker am Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften Milan Hlavačka. Sie sind ein überzeugendes Plädoyer für die Nützlichkeit des Konzepts

---

<sup>1</sup> Seřiz Fachleute und Politiker treffen sich zur Konferenz des Deutsch-Tschechischen Gesprächforums in Cheb (Eger), <http://www.collegiumbohemicum.cz/de/clanek/220-seřiz-fachleute-und-politiker-treffen-sich-zur-konferenz-des-deutsch-tschechischen-gesprachsforums-in-cheb-eger/> (letzter Zugriff: 2. 1. 2012).

der Erinnerungsorte sowie im gesellschaftlichen als auch historischen „Betrieb“, gerade in Bezug auf das deutsch-tschechische Zusammenleben. Dies schließt die Tatsache nicht aus, dass der französische Historiker Pierre Nora den Begriff Erinnerungsort ursprünglich als eine symbolische Verkörperung der nationalen Vergangenheit verstand.<sup>2</sup> In den folgenden Jahrzehnten wurde diese neue Form der Geschichtsschreibung nicht nur von den anderen nationalen<sup>3</sup> Geschichtsschreibungen übernommen, sondern auch um binationale<sup>4</sup> oder transnationale<sup>5</sup> Perspektiven bereichert.

Milan Hlavačka, der sich seit einiger Zeit intensiv mit den Methoden und Zielen der Manipulation mit dem historischen Gedächtnis sowie mit der Formierung von „nationalen Traditionen“ beschäftigt, stellt mit seinem Einführungsbeitrag einen methodologischen Rahmen für weitere Aufsätze des Sammelbands dar.<sup>6</sup> Er sieht den praktischen Nutzen des Konzepts von Erinnerungsorten in der Bestätigung der eigenen Identität sowie in der Fähigkeit zur Überwindung der Vergangenheit, die einige als traumatisch wahrnehmen: „Das gemeinsame Erinnern, Erschließen, und Interpretieren von Erinnerungsorten stellt eine geeignete Grundlage für das gegenseitige Respektieren und für die Verständigung zwischen zweier einst verfeindeter Gemeinschaften dar“ (S. 25). Ähnlich betont auch Luděk Sefzig die Nützlichkeit, die Gründe für die unterschiedliche Sichtweise der anderen Seite zu verstehen, wenn man von einem gemeinsamen deutsch-tschechischen Erinnerungsort spreche (S. 15). Allerdings sollte man sich bewusst sein, so Blanka Mouralová, dass jede Sprachgemeinschaft trotz gemeinsamer Geschichte auch eigene Erinnerungsorte besitze (S. 12). Dies dürfte damit zusammenhängen, dass die Erinnerungsorte im deutsch-tschechischen Kulturraum für Tschechen oft nationalen (gesamtstaatlichen) Charakter haben, während es sich für Deutsche meistens um Gedächtnisorte auf regionaler Ebene handelt. Auf einen wichtigen Aspekt in diesem Kontext weist auch Hlavačka hin. Die Erinnerungsorte des deutsch-tschechischen Zusammenlebens seien nämlich aufgrund der in vierfacher

<sup>2</sup> Er hat die sog. Geschichte zweiten Grades als eine Ergänzung der traditionellen Geschichtsschreibung zu Anfang der 1980er Jahren vorgelegt, siehe Pierre Nora, *Lieux de mémoire, I, La République* (Paris: Gallimard, 1984); Pierre Nora, *Lieux de mémoire, II, La Nation* (Paris: Gallimard, 1986); Pierre Nora, *Lieux de mémoire, III, Les France* (Paris: Gallimard, 1992). Vgl. ders., *Zwischen Geschichte und Gedächtnis* (Berlin: Wagenbach, 1990), 11–33.

<sup>3</sup> Ole Feldbæk, Hrsg., *Dansk identitetshistorie* (Kopenhagen: Reitzel, 1991/1992); Mario Isnenghi, Hrsg., *I luoghi della memoria*, 3 Bd. (Rom, Bari: Laterza, 1996/1997); Moritz Csáky, *Orte des Gedächtnisses* (Wien: Passagen, 2000). Im Fall der deutschen Erinnerungsorte wirkte sich der Trend der binationalen oder transnationalen Perspektive in mehreren Beiträgen aus, denn einer der Herausgeber sowie ein Fünftel der Autoren waren nicht-deutsche Historiker: Etienne François und Hagen Schulze, Hrsg., *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bd. (München: C.H. Beck, 2001).

<sup>4</sup> Siehe z. B. das im Entstehen begriffene Monumentalwerk von Hans Henning Hahn und Robert Traba, Hrsg., *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte*, Band 3: *Parallelen* (Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, 2011).

<sup>5</sup> Bernd Henningsen, Hendriette Kliemann-Geisinger und Stefan Troebst, Hrsg., *Transnationale Erinnerungsorte: Nord- und südeuropäische Perspektiven* (Berlin: BWV, 2009).

<sup>6</sup> Vgl. Milan Hlavačka, Antoine Marès, Magdalena Pokorná et al., Hrsg., *Paměť míst, událostí a osobností: Historie jako identita a manipulace* [Das Gedächtnis der Orte, Ereignisse und Persönlichkeiten: Die Geschichte als Identität und Manipulation], (Praha: Historický ústav, 2011).

Hinsicht unterschiedlichen Perspektive des Deutschen im tschechischen Gedächtnis entstanden: des Deutschen als unmittelbarem Nachbarn, als Mitbürger in den böhmischen Ländern, österreichischen Deutschen und Reichsdeutschen (S. 26).

Die eigentlichen Beiträge des Sammelbands wurden von fünf deutschen und sechs tschechischen Autoren einschließlich Hlavačka geschrieben und in drei thematische Abschnitte aufgeteilt. Die meisten Aufsätze wurden in den zweiten Teil des Bandes unter dem Titel „Historische Phänomene und die Risiken ihrer Instrumentalisierung“ eingereiht. Sechs Historiker und eine Kunsthistorikerin beschäftigen sich mit verschiedenen identitätsstiftenden Ereignissen, Symbolen, Personen oder Phänomenen, die die Tschechen, die Deutschen (aus unterschiedlicher Perspektive) oder beide Gemeinschaften als ihre Erinnerungsorte betrachten. Dabei widmen sich die Autoren auch der Verwandlung der Erinnerungsobjekte und den Umdeutungen ihrer Inhalte, sowohl in Form von propagandistischen Manipulationen der Nationalsozialisten oder Kommunisten, als auch als Ergebnis des bewussten Schaffens einer nationalen Tradition durch den demokratischen Staat. Die ersten drei Beiträge behandeln zwar ähnliche Prozesse, doch wurden sie mit Hinblick auf ihren gemeinsamen Nenner in einem eigenen thematischen Block mit dem Titel „Das Gedächtnis der Landschaft“ zusammengefasst. Die letzten beiden Beiträge unterscheiden sich von den restlichen nicht nur thematisch, sondern auch inhaltlich. Wie schon der gemeinsame Titel „Erinnerungsorte als Möglichkeit, Vergangenheit in einem offenem Diskurs zu präsentieren“ verrät, handelt es sich um Erfahrungsberichte und Vorschläge, wie man das Konzept von Erinnerungsorten im Rahmen der Geschichtsdidaktik und des Museumswesens benutzen kann.

Der erste thematische Abschnitt zeigt drei verschiedene Formen, wie man eine Landschaft als Speicher individueller oder kollektiver Erinnerungen wahrnehmen kann – kartographisch, bildlich und toponymisch. Mirek Němec beschäftigt sich mit zwei Landkarten, die kurz nach der Gründung der Tschechoslowakei entstanden sind und welche die territorialen Ambitionen der jungen Republik reflektieren. Während die Beneš-Memoranden im sudetendeutschen Gedächtnis bis heute Diskussionen hervorriefen, habe die Landkarte von Kuffner längst ihre Fähigkeit verloren, Ängste und Entsetzen bei den Österreichern zu erwecken. Rudolf Jaworski geht noch tiefer in die Vergangenheit, in die Periode von der Jahrhundertwende bis 1918, also in die intensivste Zeit des deutsch-tschechischen Nationalitätenstreits. Damals begannen die massenhafte Produktion, der Erwerb und der Versand von Ansichtskarten, die eine neue massenwirksame Plattform individueller und kollektiver Erinnerungsstrategien sowohl für Deutsche als auch für Tschechen in den böhmischen Ländern schufen. Jaworski zeigt anhand konkreter Beispiele, wie jede Sprachgruppe bildliche Darstellungen von Landschaften und Orten zusammen mit weiteren Bild- und Schriftelementen, Porträts, Wappen, Flaggen und anderen Symbolträgern nutzte, um die Ansichtskarten mit zusätzlichen nationalen Bedeutungsinhalten aufzuladen. Schließlich beschreibt Milan Hlavačka diejenigen soziokulturellen Prozesse, die im Laufe der vergangenen 200 Jahre (insbesondere nach 1945) eine mehrmalige Umbenennung der böhmischen Landschaft und der bestehenden menschlichen Siedlungen verursacht und am stärksten zum Verlust des historischen Gedächtnisses (nicht nur der Landschaft) beigetragen haben.

Einzelne im zweiten Abschnitt präsentierte Erinnerungsorte weisen eine große Vielfalt in ihrer Gestalt sowie in deren zeitlicher Verortung aus. Vojtěch Belling konzentriert sich auf die umstrittenen Interpretationen eines konkreten Phänomens in der tschechischen und deutschen Geschichtsschreibung im vergangenen Jahrhundert. Es geht um den Zustrom der Neusiedler im 12. und 13. Jahrhundert in die böhmischen Länder. Er wurde von den Historikern als „deutsche Kolonisation“, als „europäische Ostsiedlung“ oder als „Landesausbau“ bezeichnet, wobei der historische Prozess schrittweise in einen gesamt-europäischen Zusammenhang eingeordnet und vom ethnischen deutschen Element losgelöst wurde. Dadurch aber entsteht ein Abgrund zwischen Geschichtswissenschaft und allgemeinem Geschichtsbewusstsein in Tschechien, in dem die negative Wahrnehmung der Deutschen als „Kolonisten“ überlebe, während ihre mittelalterliche Präsenz im böhmischen Raum sonst fast ausgeradiert werde. „Die Folge ist ein neuer skurriler Erinnerungsort, in dem die gesamte deutsche Präsenz in der böhmischen Geschichte auf zwei Elemente beschränkt wird: die Kolonisation und die Vertreibung/Aussiedlung,“ fasst Belling zusammen (S. 91).

Einer historischen Persönlichkeit, deren gesellschaftliche Bedeutung beziehungsweise wissenschaftlicher Ertrag nach ihrem Tod teilweise missbraucht oder manipuliert wurde, widmen sich gleich zwei Autoren. Tobias Weger beleuchtet die Entwicklung der Erinnerungen an Johann Gregor Mendel, den Begründer der Vererbungslehre, von kirchlichen, lokalpolitischen sowie wissenschaftlichen Kreisen im Laufe des 20. Jahrhunderts quer über die Grenzen und Sprachgruppen. Stefan Zwicker beschäftigt sich mit dem Erbe von Julius Fučík, dem tschechischen kommunistischen Journalisten, der als Widerständler 1942 von den deutschen Besatzern hingerichtet wurde. Sein berühmtes, im Gefängnis geschriebenes Buch wurde in der kommunistischen Tschechoslowakei erfolgreich instrumentalisiert, um die offizielle These, nach der dem kommunistischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus die Hauptrolle zufiel, zu unterstützen. Durch Weglassen bestimmter Passagen versuchte die staatliche Zensur auch, die öffentliche Wahrnehmung der Deutschen als eindeutig negativ zu bewahren.

Petr Koura beobachtet im folgenden Aufsatz eine ähnliche Praxis am Beispiel von „Filmen über die jüngste Vergangenheit“, die in der Periode von 1948 bis 1968 in der Tschechoslowakei gedreht wurden. Nur ausnahmsweise seien in diesem Zeitraum Filme erschienen, in denen Deutsche nicht nur als brutale Nazis aus dem Reich oder ihre sudetendeutschen Schergen auftraten und Gewaltausschreitungen von tschechischen Aufständischen gegenüber den Deutschen dargestellt wurden. Koura zeigt auch, dass historische Filme das Geschichtsbewusstsein der Tschechen und Slowaken schon vor dem Zweiten Weltkrieg reflektiert hätten. Obwohl die Filme nicht vom Staat finanziert wurden, hätten vor allem jene Filme eine erhebliche Popularität erreicht, die den Kult der Legionäre konstruierten. Sowohl vor dem Zweiten Weltkrieg als auch danach hätten die Filme über die jüngst stattgefundenen Vergangenheit eine wichtige identitätsstiftende Bedeutung für die tschechoslowakischen Staatsbürger gehabt, die in beiden Fällen mit einer Abgrenzung vom Deutschen Element, zuerst aus Österreich, dann aus dem Reich und dem Sudetenland, fest verbunden gewesen seien.

Zu einem ähnlichen Schluss könnte man auch im Fall der nationalen Gedenkstätte auf dem Berg Vítkov in Prag kommen, die an dem Ort des noch vor dem Ersten Weltkrieg

geplanten Žižka-Denkmal seit 1929 erbaut wurde, um das Gedenken an die Legionäre zu ehren. Eröffnet wurde die Gedenkstätte allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg, und zwar um neue Bauelemente und ideologische Sinnbilder bereichert, die das kommunistische Regime legitimierten. Doch Milena Bartlová konzentriert sich in ihrem Beitrag auf die Rolle des Staates, egal ob Diktatur oder Demokratie, der die offiziellen Gedächtnisorte von oben schaffe beziehungsweise ihre Gestalt, ihre Funktion und ihre Interpretation verändere oder neu konstruiere, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass das vorige kollektive Gedächtnis dadurch ausgelöscht werde. Beide Folgen, sowohl die Beseitigung des Gedenken an die Legionäre durch das kommunistische Regime, als auch des Gedenken an die Jahre des Kommunismus durch den demokratischen Staat, hält Bartlová für illegitim.

Der letzte Beitrag des zweiten Abschnitts stellt eine Ausnahme dar, denn Thomas Oellermann beschäftigt sich nicht mit einem historischen Erinnerungsort, der einen unmittelbaren oder indirekten Bezug auf die deutsch-tschechischen Beziehungen hat. Er versucht eine Parallele zwischen zwei Sportereignissen zu schaffen, die über das Potential verfügen, ein identitätsstiftender historischer Erinnerungsort für die Deutschen oder für die Tschechen zu werden: der Gewinn der deutschen Fußballmannschaft bei der WM in Bern 1954 und der Gewinn der tschechischen Hockeymannschaft bei den Olympischen Spielen in Nagano 1998. Im Fall von Nagano stellt Oellerman allerdings mehrere gravierende Unterschiede und Gründe fest, warum das Ereignis wahrscheinlich zu keinem solchen Mythos in der tschechischen Gesellschaft werden wird, wie es mit dem sogenannten „Wunder von Bern“ für die westdeutsche Gesellschaft passiert sei. Auch wenn man seinen Schlussfolgerungen zustimmt, ist die methodische Herangehensweise Oellermanns, um die Rezeption der Ereignisse im virtuellen Bereich des Internets festzustellen, wenig überzeugend. Es ist auch schade, dass statt Nagano und Bern nicht zum Beispiel das Finalspiel zwischen Deutschland und Tschechien bei der EM in London 1996 ausgewählt und als gemeinsamer Erinnerungsort erforscht wurde.

Zum Schluss kommen die Beiträge, die sich mit dem praktischen Nutzen des Konzepts von Erinnerungsorten auseinandersetzen. Peter Wolf berichtet von zwei erfolgreichen Landesausstellungen im Haus der Bayerischen Geschichte aus den Jahren 2003 und 2007, die sich Ausschnitten aus der gemeinsamen bayerisch-böhmischen Geschichte widmeten. Ondřej Matějka von der Bürgervereinigung Antikomplex, die sich seit dem Jahre 1998 für die tschechische Reflexion der Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern engagiert, fasst seine Erfahrungen als Projektleiter mit Gymnasiasten aus ausgewählten Städten im ehemaligen sudetendeutschen Gebiet zusammen. Im Rahmen des Projektes haben die Schüler historische Orte der sudetendeutschen Besiedlung besucht, alte und neue Fotografien des gleichen Ortes verglichen oder die Verwandlungen einzelner Denkmäler nachverfolgt. Es wäre laut Matějka wünschenswert, mehr von solchen pädagogischen Mitteln im Geschichtsunterricht an den tschechischen Schulen anzubieten.

Wer in diesem Sammelband eine systematische Aufstellung der wichtigsten Erinnerungsorte des deutsch-tschechischen Zusammenlebens und seiner Konflikte erwartet hat, wird sicher enttäuscht sein. Dieses Ziel hatten die Organisatoren der vorangegangenen



Konferenz aber auch gar nicht gehabt. Eine Liste von Ortschaften, Personen, Begriffen, Sinnbildern oder Phänomenen wird dank des Charakters des Konzepts von Erinnerungs-orten auch nie komplett oder endgültig sein können. Mit diesem Sammelwerk ist es jedoch gelungen, das Potential und die Möglichkeiten dieses Themas und dieser Herangehensweise für die Arbeit von Historikern sowie Pädagogen einer breiten Öffentlichkeit aufzuzeigen. Und dank der zweisprachigen Auflage nicht nur in Tschechien.

Dies ist umso wichtiger, da sowohl in Deutschland als auch in Tschechien bisher nur wenig wissenschaftliche Literatur erschienen ist, die sich mit der Entwicklung des Geschichtsbewusstseins über die deutsch-tschechischen Beziehungen oder mit gemeinsamen Erinnerungsorten komplex auseinandersetzt. Zu den bedeutendsten Arbeiten gehört der von Christoph Cornelißen, Roman Holec und Jiří Pešek herausgegebene Sammelband, der sich mit den deutschen, tschechischen und slowakischen Erinnerungskulturen nach 1945 beschäftigt.<sup>7</sup> Jüngst ist ebenfalls das Ergebnis des von Ondřej Matějka oben erwähnten Projekts als Buch erschienen, in dem die Gymnasiasten die tragische Geschichte der Jahre von 1938 bis 1945 in ihrer Gegend beschreiben.<sup>8</sup> Beide Sammelwerke wurden zweisprachig verfasst und widmen sich zwar in unterschiedlicher Weise doch ausschließlich den Erinnerungsorten, die einen Bezug zur nationalsozialistischen Besatzung, zum Zweiten Weltkrieg oder zur Vertreibung haben. Ohne die Wichtigkeit, diese historischen Ereignisse zu reflektieren und ihnen zu gedenken bezweifeln zu wollen, wäre es schade, unsere Aufmerksamkeit anderen Seiten des einstigen deutsch-tschechischen Zusammenlebens und der zwischenstaatlichen Beziehungen vorzuenthalten.

Soňa Mikulová

Stanislav Balík und Vlastimil Havlík, Hrsg., **Koaliční vládnutí ve střední Evropě (1990–2010)** [Koalitionsregierungen in Mitteleuropa (1990–2010)]. Brno: Masarykova univerzita, 2011, 259 S. ISBN 978-80-210-5537-7

Das Kollektiv von Autorinnen und Autoren aus der Masaryk-Universität in Brno beschäftigt sich in der Monographie „Koalitionsregierungen in Mitteleuropa (1990–2010)“, wie der Name schon sagt, mit dem Phänomen der Koalitionsregierung, welches die Politikwissenschaft seit ihren Anfängen beschäftigt, nicht nur wegen einer Faszination an der Macht, sondern auch wegen ihrer Beziehung zu der Stabilität des politischen Systems oder sogar zu der Stabilität der Demokratie. Die Autoren beweisen dies zum Beispiel mit dem

<sup>7</sup> Christoph Cornelißen, Roman Holec und Jiří Pešek, *Diktatura – válka – vyhnání: Kultura vzpomínání v českém, slovenském a německém prostředí od roku 1945* (Ústí nad Labem: Albis International, 2007); Dies., *Diktatur – Krieg – Vertreibung: Erinnerungskulturen in Tschechien, der Slowakei und Deutschland seit 1945* (Essen: Klartext, 2005).

<sup>8</sup> *Tragická místa paměti: průvodce po historii jednoho regionu = Tragische Erinnerungsorte: ein Führer durch die Geschichte einer Region: 1938–1945* (Praha: Antikomplex pro Collegium Bohemicum, 2010).



Verweis auf den Fall der europäischen Demokratien in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, für den oft die geringe Effizienz des Regierens verantwortlich gemacht wird.

Die Autoren beschäftigen sich dann ganz konkret mit Koalitionsregierungen in demokratischen Systemen der mitteleuropäischen Länder – der Tschechischen Republik, Ungarn, Polen und der Slowakei, sowohl einzeln als auch im Vergleich. Es gibt mehrere Gründe für die Wahl dieser Länder, wie die Autoren angeben. Das Wichtigste ist sowohl die gemeinsame kommunistische Vergangenheit, die 1989 endete, und die Errichtung demokratischer Systeme in der gleichen Zeit. Einfluss auf die Auswahl hatte auch die kulturelle und soziale Nähe der einzelnen Länder. Die Auswahl der vier Länder scheint logisch zu sein, da es gerade diese jungen Demokratien sind, die in den vergangenen 20 Jahren mit dem Zusammenbruch der Regierungskoalitionen und Neuwahlen ziemlich oft konfrontiert wurden. Für diese Länder ist es oft charakteristisch, dass man in ihren Parteiensystemen mehr als zwei relevante Akteure identifizieren kann, wobei einer von ihnen nur selten die Möglichkeit hat, eine Regierung allein zu bilden, und wo die Parteien eher homogen sind und programmatisch konsequente Strukturen haben.

Die Forschungsschwerpunkte der Monographie stellen die Wirkung von bestimmten politischen Systemen und Parteiensystemen auf die Form des Regierens, bzw. Untersuchung der institutionellen Voraussetzungen von Regierungskoalitionen vor. Das Buch konzentriert sich weiter auf die Regierungskoalitionen selbst – ihr Auftreten, ihre Dauer (oder Stabilität), typologische und ideologische Formen und ihre Beendigung.

Das Buch ist in sechs Kapitel aufgeteilt. In der theoretischen Einführung befassen sich Stanislav Balík und Vlastimil Havlík allgemein mit den institutionellen Determinanten des Regierens – also mit den konstitutionellen politischen Systemen, die den grundlegenden normativen Rahmen für die Erstellung und Beendigung, und in der Regel auch für den Betrieb des Kabinetts, schaffen. Die Autoren achten auf das Verhältnis der Exekutive und der Legislative zur staatlichen Macht, dessen Bedeutung am sichtbarsten in den Momenten der Entstehung oder des Untergangs der Regierungen erscheint. Den Autoren zufolge bietet der postkommunistische mitteleuropäische Raum eine relativ exklusive Möglichkeit zum Vergleich von Regierungsformen in jungen Demokratien.

Die Autoren selbst bekennen, dass die Möglichkeiten der vergleichenden Forschung, die mit einer geringen Anzahl von Fallstudien arbeitet, begrenzt sind. Dies erklären sie selbst mit der Aussage, dass sie nicht davon überzeugt sind, dass eine breite Probe von Dutzenden von verschiedenen Ländern in sehr unterschiedlichen Zeiträumen unbedingt eine günstigere Basis für die Forschung wäre. Ebenso argumentieren sie, dass die Erforschung von Koalitionen bisher vor allem in der Region des westlichen Europas (der alten Europäischen Union) durchgeführt wurde oder in Form von Fallstudien in den einzelnen Ländern. In dieser Hinsicht ist diese Arbeit innovativ und nutzbringend.

Zum Vergleich von Koalitionsregierungen ist es notwendig, zunächst den Begriff der Regierung zu definieren, was die Redakteure des Buches in ihrer Einleitung machen und sich auch mit der Frage beschäftigen, wann die Regierung tatsächlich entsteht und wann sie endet. Die Einführung bietet auch eine relativ detaillierte Typologie der Koalitionen, die auf der früheren Arbeit von Stanislav Balík basiert, und die Frage nach der Verteilung der

Regierungsämter in einzelnen Koalitionen. Dies wird durch umfangreiche Überblickstabellen ergänzt, die alle Regierungen in den behandelnden Ländern seit 1990, ihre Bildung, Auflösung, Spaltung, usw. zusammenfassen.

In den folgenden Kapiteln werden die Koalitionsregierungen in Tschechien, Ungarn, Polen und der Slowakei vorgestellt. In den einzelnen Fallstudien werden die (deutlich) unterschiedlichen Ausgangsbedingungen für ein Vertrauens- oder Misstrauensvotum dargestellt. Diese stellen einen entscheidenden Faktor für den „Lebenszyklus“ einer Regierung dar. Nicht unberücksichtigt bleibt auch die Rolle des Staatsoberhauptes, die sich am offensichtlichsten im Augenblick der Entstehung der Regierung zeigt. Auch in dieser Hinsicht sind die Visegrad-Länder durch Vielfalt geprägt, vor allem dank der polnischen Erfahrung mit einem semi-präsidentiellen System oder dank der – in gewissem Maße – spezifischen Position des ersten tschechoslowakischen Präsidenten nach 1989, Václav Havel.

Weiterhin befassen sich die Fallstudien auch mit der Form der Wahlsysteme, deren unterschiedliche Gestaltung erhebliche Auswirkungen nicht nur auf die Form des Parteiensystems, sondern auch indirekt auf die Form und Stabilität der Regierungen hat. In diesem Zusammenhang bietet die mitteleuropäische Region eine ganze Reihe von Wahlsystemen. Die Fallstudien stellen eine Zusammenfassung der Wahlergebnisse vor und erwähnen auch die politische Orientierung einzelner Parteiakteure. Außerdem ordnen die Autoren die politischen Parteien auf der Links-Rechts-Achse ein, die bezüglich des Parteienwettbewerbs erheblich ist. Sie berücksichtigen auch Koalitionsregierungen mit Bezug auf die Teilnahme oder Nichtteilnahme und den Einfluss der politischen Parteien, die als extrem, radikal oder populistisch gelten.

Die Struktur der einzelnen Fallstudien ist genau die gleiche. Nach der Einführung wird die Entwicklung des Parteiensystems der einzelnen Länder nach 1989 vorgestellt und die Bildung der Regierung im Zusammenhang mit Formen des politischen Systems nahegebracht. Das Interesse richtet sich vor allem auf die Eigenschaften des Regierens, nämlich die Herkunft und Form der Regierung, die Verteilung der Regierungsämter und die Auflösung der Regierungen. Alles wird dann kurz zusammengefasst. Als Beispiel für die Art und Weise der Schlussfolgerungen, zu denen die Autoren gekommen sind, habe ich die erste Fallstudie ausgewählt, welche sich mit der Tschechischen Republik beschäftigt.

Hier kommt der Autor Vlastimil Havlík zu dem Schluss, dass die endgültige Form der Regierung das Ergebnis mehrerer Faktoren ist. Die Wichtigsten davon sind die Form des Parteiensystems und die innere Entwicklung der politischen Parteien mit Nullkoalitionspotential, die deutlich den Raum für Koalitionsbildung begrenzen. Dies ist eine der Ursachen für das häufige Vorkommen von Minderheits- oder nur knappen Mehrheitsregierungen, die ihre Existenz oft vor dem Ende der normalen Laufzeit beendeten. Hier spielen oft auch persönliche Gegensätze der Politiker eine Rolle, die das Koalitionspotential der Parteien vermindern. Havlík betont auch, dass die Existenz von schwachen und weniger stabilen Regierungen die Position des Präsidenten stärkte. Die beiden bisherigen tschechischen Präsidenten nutzten ihre Befugnisse in Bezug auf die Regierungen in vollem Umfang, den die Verfassung bestimmt; sie hatten ihn in manchen Bereichen sogar selbst erfolgreich vergrößert. Ein besonderer Aspekt der Regierungsform in der Tschechischen Republik ist die

Schaffung von sogenannten Übergangsregierungen. Havlík stellt am Ende fest, dass in der Tschechischen Republik eine relativ hohe Instabilität und kurze durchschnittliche Laufzeit von Regierungen offensichtlich ist, die durch das System der politischen Parteien in Kombination mit dem Wahlsystem verursacht werden. Der Autor erklärt hier, dass in den meisten Wahlen (außer denen von 1990) dieselben vier Parteien erfolgreich waren, die dann durch eine oder maximal zwei weitere Parteien ergänzt wurden. Diese relativ niedrige Zersplitterung des Parteiensystems (ganz anders als z. B. die Situation in Polen) wurde sicher durch die Form des Wahlsystems (Verhältnisswahl) beeinflusst.

Ähnlich werden auch die Fallstudien zu den übrigen drei Ländern bearbeitet. Ebenso interessant ist auch das letzte Kapitel mit dem Titel „Regieren in den Visegrad-Ländern 20 Jahre nach dem Fall des Kommunismus“, das die Erkenntnisse der vorherigen Kapitel zusammenfasst und versucht, allgemeine Schlussfolgerungen in den einzelnen beobachteten Bereichen herzuleiten. Am Anfang dieses Kapitels versprechen die Autoren auch einen Vergleich mit den Schlussfolgerungen des westeuropäischen Umfelds. Davon bekommen die Leser jedoch nur wenig zu lesen, vor allem im Kapitel über die Verteilung der Regierungsämter. Hier geben die Autoren selbst zu, dass die begrenzte Anzahl von untersuchten Fällen nur eine begrenzte Verallgemeinerung ermöglichte. Geht es um den vorherrschenden Typ der Regierungen, unterscheiden sich die Autoren nach die Visegrad-Länder nicht von den Ergebnissen der bisherigen Forschung in Westeuropa. Häufig ist das Auftreten von Übergangsregierungen, die nicht durch Berufspolitiker, sondern durch „Experten“ gebildet werden. Dasselbe gilt auch in der Frage der Verteilung der Regierungsämter. Die Autoren sprechen von einer leichten Überrepräsentation der kleinen politischen Parteien und Unterrepräsentation der großen Parteien – aufgrund der Bemühungen um Kompromisse und um Unterstützung von den Koalitionspartnern zu erhalten. In Bezug auf die Stabilität der Regierungen stellten die Autoren signifikante Unterschiede zwischen den Ländern fest. Auf stabile Regierungen trifft man in Ungarn, dem Land mit der niedrigsten Fragmentierung des Parteiensystems. Die am wenigsten stabilen Regierungen findet man in Polen. Ein sehr geringes Maß an Stabilität zeigten die Minderheitsregierungen.

Obwohl der versprochene Vergleich mit westeuropäischen Regierungen eher bescheiden geblieben ist, stellt das Buch „Koalitionsregierungen in Mitteleuropa (1990–2010)“ eine innovative und umfangreiche Zusammenfassung der Entwicklung von Regierungen in den Visegrad-Ländern dar. Vor allem bietet das Buch einen kompletten und sehr übersichtlich bearbeiteten Blick auch auf die politischen Entwicklungen in der mitteleuropäischen Region in den letzten 20 Jahren in einem bisher nicht veröffentlichten Umfang. Die Autoren bringen zwar keine neuen, revolutionären Theorien, stellen jedoch eine originelle Empirie der Entstehung der Regierungen in der mitteleuropäischen Region vor. Da bisher keine ähnliche Studie in der Region durchgeführt wurde, ist das Buch als nutzbringend zu beurteilen.

*Romana Mynaříková*

Martin Franc und Stanislav Holubec, Hrsg., **Mladí, levice a rok 1968** [Die Jugend, die Linke und das Jahr 1968]. Praha: Společnost pro evropský dialog v nakladatelství BCS, 2009, 111 S. ISBN 978-80-904491-1-4

Am 28. Mai 2008 fand in der Prager Stadtbibliothek eine Konferenz zum Thema „Die Jugend, die Linke und das Jahr 1968“ statt. Zum ersten Mal haben die tschechischen linksorientierten Akademiker eine Erinnerungskonferenz organisiert, die die akademische Jugend und die Zeitgenossen zusammenbrachte. Das Kompendium der verschiedenen Beiträge aus der Konferenz ist 2009 im Prager BCS Verlag in Zusammenarbeit mit der Rosa Luxemburg Stiftung in Berlin erschienen. Es handelt sich um verschiedene Beiträge der jungen tschechischen Akademiker.

Im Vorwort kommt Petr Uhl auf ein heikles Thema der Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen, und zwar ob die Truppen der damaligen DDR am 21. August 1968 beteiligt waren. In Deutschland, so Petr Uhl, kämpfen einige junge Historiker gegen diese damals viel verbreitete Auffassung. Doch die deutschen Truppen haben sich an der Invasion beteiligt. Die Beteiligung war zwar gering, aber die Deutschen haben damals zum Beispiel Gebiete bei Slaný erreicht. Dafür gibt es Augenzeugen (wie z. B. der Vater des Autors dieser Rezension). Auf dem Programm der Konferenz standen verschiedene Themen auf dem Programm der Konferenz: Thesen zur Geschichte der Studentenbewegung in den 60er Jahren, die Vorstellungen der tschechoslowakischen Jugend von der Protestbewegung vor 1968, die Weltrevolution 1968 nach Immanuel Wallerstein, etc. Die jungen Akademiker wollten erforschen, ob die studentische Revolte der 60er Jahre in erster Linie ein politisches Phänomen war, oder ob es sich um Konflikte der jungen Generation bei der Anpassung an die bestehende Autoritätsstruktur handelte. Seit den 50er Jahren konnte man in der Bundesrepublik feststellen, dass die Ideologien von der Jugend nicht mehr abgelehnt wurden. Das hat sich zum Beispiel in der Haltung zur Wehrfrage gezeigt. Martin Franc argumentiert, dass man sich damals in einem Mentalitätswandel befand, der sich in den kommenden Jahren zum Generationenkonflikt im breiten Sinne ausgeformt hat. Für die erste bundesrepublikanische Nachkriegsgeneration war der materielle Wohlstand eine Selbstverständlichkeit. Dazu soll bemerkt werden, dass diese rebellierende Generation von damals nicht über dasselbe Geschichtsbewusstsein wie die Generation ihrer Eltern und Großeltern verfügte. Man hatte keine gemeinsame Erfahrungsbasis. Die studentische Jugend in der Bundesrepublik sah also nicht dasselbe Risiko in einem politischen Umsturz – die Revolution erschien den rebellierenden Studenten sogar als die einzige Möglichkeit und als ein Beitrag zur positiven Veränderung der Kultur und Gesellschaft. Der Protest gegen die bundesrepublikanische Ordnung erinnerte viele Beobachter an den Zerfall der Weimarer Republik. Die Bundesrepublik befand sich damals in einer weltpolitischen Lage, die von den Siegermächten bestimmt worden war. Das bundesrepublikanische politische Establishment konnte und wollte einfach nicht eine von der Studentenbewegung geforderte Systemveränderung zulassen. Für viele war die Protestbewegung ein Indiz für eine Krise der westlichen Kultur. Man hatte Angst, dass die Fähigkeit der Elterngeneration, die Kulturtradition des Westens zu übermitteln,

abnahme. Das deutete auf eine Kulturkrise des Westens hin mit unübersehbaren Konsequenzen für die kommenden Generationen.

Tomáš Vilímek beschäftigt sich in seinem Beitrag mit den Beziehungen des Prager Frühlings und der DDR. In der damaligen DDR hatten die Menschen viele Erwartungen mit dem tschechoslowakischen Liberalisierungsprozess verknüpft. Die unabhängigen Intellektuellen haben zum Beispiel nicht nur die gesellschaftlichen Veränderungen intensiv beobachtet, sondern auch die kulturellen Ereignisse mit großem Interesse verfolgt. Man hat sogar gerne in der damaligen Tschechoslowakei Urlaub gemacht (wie z. B. die 14-jährige Angela Merkel Ende August 1968 mit ihren Eltern in Pec pod Sněžkou) und fuhr anschließend deprimiert in die Ulbricht-DDR zurück. Dort rechnete niemand mit einer solchen Veränderung.

Mitte der sechziger Jahre war die damalige Tschechoslowakei in einer gesellschaftlichen und ökonomischen Dauerkrise. Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei stellte mehrmals in ihren internen Schriften fest, dass sich die tschechoslowakische Jugend in eine andere politische und kulturelle Richtung orientierte, als sich die Machthaber nach zwanzig Jahren Sozialismus dachten. Das Jahr 1968 konnte man also nicht nur als einen Kulminationspunkt der tschechoslowakischen Studentenbewegung betrachten, sondern auch als einen Ausgangspunkt für einen langen kulturellen und politischen Marsch der tschechoslowakischen Gesellschaft zurück nach Westen. Das geschah mindestens in den Köpfen der damaligen tschechoslowakischen Jugend und fand die Erlösung im Jahr 1989. Der 21. August 1968 war dieser Meinung nach kein Ende der Schlacht zwischen verschiedenen Machtlagern in der Kommunistischen Partei. Jaroslav Pažout argumentiert, dass man damals einfach nicht mit den westdeutschen studentischen Rebellen übereinstimmen konnte, weil man verschiedene Erfahrungen hatte. Als Beispiel nennt er den viel zitierten Besuch Rudi Dutschkes in Prag im April 1968. Nach einer Sitzung an der Karlsuniversität hatte der deutsche Studentenführer festgestellt, dass die tschechoslowakischen Studenten eigentlich kontrarevolutionär waren. Nun wollten die deutschen Revolutionäre abwarten, ob es sich im Fall der ČSSR um eine Liberalisierung des Systems handelte oder ob man in eine neue, höhere Phase des Sozialismus käme. Das, was die beiden Studentenbewegungen zusammenbrachte, war die Rebellion gegen das System und der Wille nach kultureller Veränderung. Man wollte weg von der Geschichte und hin in die Zukunft. Man war inmitten einer Krise der Moderne. Die Beziehungen der tschechoslowakischen Studenten zum Ausland wurden auch von Zdeněk Nebrňský erörtert. Damals konzentrierte man sich auf persönliche Kontakte. Auf der Staatsebene wollte man die offiziellen Kontakte der Studenten nur beschränkt zulassen und bürokratisch einschränken. Das führte zur weiteren Entfremdung zwischen den Studenten und den Machthabern.

Als eine Zusammenfassung des Kompendiums kann man den letzten Beitrag von Stanislav Holubec verstehen. Er beschäftigt sich mit dem Konzept der Weltrevolution 1968 nach Immanuel Wallerstein. Die Revolte von 1968 kann man, so Wallerstein, als den letzten Schrei der jungen Linken gegen die alten Linken der zwanziger und dreißiger Jahre verstehen. Die jungen Revolutionäre fühlten sich von der Sozialdemokratie betrogen und alleingelassen. Die Sozialdemokratie in der BRD hat Ende fünfziger Jahre

die marxistisch-leninistische Ideologie weggeworfen und den politisch-gesellschaftlichen Status quo akzeptiert. Man wollte jetzt die Menschen, so die studentischen Rebellen, aus der Umarmung der politischen Oligarchie und der schnell fließenden Moderne befreien. Immanuel Wallerstein nach hat man die Menschen bis heute noch nicht befreit, aber man hat die Idee der Befreiung wieder in Gang gesetzt.

Die Teilnehmer an der Konferenz vom 28. Mai 2008 haben eigentlich keine neuen Antworten auf die Fragen dieser turbulenten Periode der Nachkriegsgeschichte gegeben. Es handelt sich eher um eine Zusammenfassung der verschiedenen Forschungsprojekte an den tschechischen Universitäten. Die Einstellung der jungen tschechischen Linksakademiker zu diesem Thema ist aber neu und hat es bisher (in dieser Form) nicht gegeben.

*Tomáš Renner*

Michal Pullmann, **Konec experimentu: Přestavba a pád komunismu v Československu** [Das Ende des Experiments: Perestrojka und der Fall des Kommunismus in der Tschechoslowakei]. Praha: Scriptorium, 2011, 248 S. ISBN 978-80-87271-31-5

Michael Pullmans monographisches Debüt beschäftigt sich mit dem Untergang der kommunistischen Herrschaft in der Tschechoslowakei in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre. Diese Etappe wurde im „sozialistischen Lager“ durch die politischen Reformen Michail Gorbatschows geprägt, wobei einzelne kommunistische Parteien unterschiedlich darauf reagierten. Auch in der „konservativen“ Tschechoslowakei musste sich die Kommunistische Partei (KSČ) mit der Reformpolitik Gorbatschows auseinandersetzen. Bis dato wurden die Auswirkungen dieser Politik auf die späte ČSSR in der Historiographie oft unterschätzt bzw. als relativ geringfügig, zögerlich und unbedeutend betrachtet. Obwohl es große Vorbehalte gegen die Perestrojka in den hohen Kreisen der KSČ gab, konnte sie nicht an der Staatsgrenze gestoppt werden. Ähnlich wie beispielsweise das tschechoslowakische Jahr 1956 waren die Auswirkungen der Perestrojka in der ČSSR wenig auffallend, was aber nicht bedeutete, dass die sowjetische Reformpolitik durch die KSČ gar abgelehnt wurde.

Daneben reagiert Pullmans Arbeit auf zwei historiografische Strömungen. Zu einem sind es die Historiker, die aus dem Dissidentenmilieu stammten und die die Rechtfertigung der eigenen Position anstrebten. Diese überschätzten die Rolle des Dissenses bei der „Niederlage“ des Kommunismus. Zu anderem scheut sich der Autor nicht, die selbstlegitimierende Botschaft des Totalitarismus-Ansatzes anzuprangern. Die Anwendung des Totalitarismus an die tschechische Zeitgeschichte ermöglichte es laut Pullmann „indirekt die Vorstellung zu unterstützen, dass der heutige Tag als der schönste Tag der Geschichte zu besingen ist“ (S. 15). Das Totalitarismus-Paradigma ist oft für die Hochphasen der kommunistischen Repression plausibel, versagt aber, wenn es zur Erklärung der inneren Entwicklung des Regimes kommt, geschweige denn hinsichtlich des Endes der kommunistischen

Herrschaft selbst. Darüber hinaus bemühten sich die bisherigen historiographischen Ansätze zur Analyse des tschechoslowakischen Kommunismus und insbesondere seiner letzten Phase in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre nur ausnahmsweise um eine modellstiftende Erklärung der historischen Prozesse, wie es Michal Pullmann in seinem Buch tut.

Er macht die Perestrojka (tschechisch *přestavba*), ihre Wahrnehmung und Umsetzung in der Tschechoslowakei zu seinem Hauptthema und nutzt dabei einen auf die Geschichte der ČSSR bis jetzt nicht angewandten methodologischen Ansatz. Sein Buch entstand innerhalb des internationalen Forschungsprojektes „Sozialistische Diktatur als Sinnwelt: Repräsentationen gesellschaftlicher Ordnung und Herrschaftswandel in Ostmitteleuropa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“, dessen Träger das Zentrum für Zeitgeschichtliche Forschung in Potsdam und das Institut für Zeitgeschichte der Akademie der Wissenschaften in Prag waren. Wie schon im Titel des Projektes angedeutet wurde, ging es in diesem Projekt um historische Analysen der symbolischen Kommunikation, die die politischen Verhältnisse nicht nur widerspiegelte, sondern auch selbst formte. Daher, an Stelle von gewöhnlicher Ereignisgeschichte, analysiert der Autor die „Semantik der Perestrojka“ in der ČSSR.

Obwohl er es nicht explizit erwähnt, könnte man sagen, dass sein methodologisches Verfahren vom *linguistic turn* ausgeht. Pullmann arbeitet mit dem *linguistic turn* ähnlich wie z. B. Oldřich Tůma<sup>1</sup> es mit dem *spatial turn* tat, als er ein Erklärungsmodell für den steigenden Druck der Straßendemonstrationen in Prag kurz vor der Wende suchte: Wenig Theorie und intensive Berücksichtigung der empirischen Realität. In Pullmanns Buch erweist sich dieser Ansatz als fruchtbar. Während viele andere Arbeiten die Ursache des Zerfalls der kommunistischen Herrschaft in den andauernden ökonomischen Unzulänglichkeiten des zentral geplanten Wirtschaftssystems, in der wachsenden Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Beschränkung der Freiheit oder in einem äußeren Druck an Reformen sehen, sucht Pullmann die Gründe für den Fall des Kommunismus in den Veränderungen der Diskurse. Der Zerfall des ideologischen Konsens, der seit der Normalisierung Ende der 1960er Jahren das Regime zusammenhielt, wurde in der Veränderung des Sprachgebrauchs nachgewiesen. Die Perestrojka führte neue Themen ein, die anfänglich die Ökonomie betrafen (z. B. Diskussionen rund um das Gesetz über den Staatsbetrieb). Die wirtschaftlichen Mängel waren aber nicht der entscheidende Auslöser für die Implosion des Regimes, sondern die fehlerhafte ideologische Basis, die einen weiteren Konsens nicht mehr zuließ. Dafür ist der Auftritt des Generalsekretärs des Zentralkomitees der KSČ, Miloš Jakeš, im April 1989 in Moskau erwähnt, wo er die Frage der Kontinuität des Geschichtsdiskurses, besonders über das Jahr 1968, den ökonomischen Fragen gegenüberstellt (S. 202–3). Die Bezweifelung der ideologischen Linie war den tschechischen Kommunisten ein größeres Übel, weil dadurch die Legitimität der ganzen kommunistischen Elite bedroht sein konnte. Pullmann zeigt, dass sich die Debatte mit der Ökonomie aber auch über anderen Problemen des gesellschaftlichen Lebens entfaltete. Themen, die bisher tabuisiert wurden, fanden so den Weg aus der privaten Sphäre in die Presse und etablierten sich in der öffentlichen Gedankenwelt.

---

<sup>1</sup> Oldřich Tůma, *Zítřa zase tady: protirežimní demonstrace v předlistopadové Praze jako politický a sociální fenomén* (Praha: Maxdorf, 1994).



Von einem ideologischen Konsens konnte keine Rede mehr sein. Der Hauptanstoß für diese Veränderung der geltenden Regeln der öffentlichen Kommunikation kam laut Pullmann „von oben“, d. h. aus dem Zentralkomitee der KSČ, das sich gezwungen sah, auf die Reformen aus der UdSSR irgendwie reagieren zu müssen.

Das Buch ist in dreizehn Kapitel gegliedert. Nach einer allgemeineren Betrachtung der sowjetischen Perestrojka und ihrer diskursiven Aufnahme in der ČSSR verfolgt Pullmann die Reaktionen auf die „von oben“ kommende Veränderung im Denken in verschiedenen gesellschaftlichen Milieus (wirtschaftliche „Basis“, Parteileitung, Kulturszene, Proletariat). Es ist offensichtlich schwierig, die Sinnwelten der verschiedenen Milieus innerhalb eines kurzen Kapitels darzustellen. Daher könnte diese Arbeit in vielerlei Hinsicht noch vertieft und erweitert werden. Es ist aber davon auszugehen, dass die grundlegenden Feststellungen höchstwahrscheinlich mit neuen Quellenbelegen wieder nur bestätigt würden. In der Filmkunst beispielsweise sind die diskursiven Verschiebungen Ende der 1980er Jahre evident und die Erweiterung der Grenzen des öffentlich Gesagten ist in mehreren Fällen spürbar. Der bereits 1983 gedrehte Film „Straka v hrsti“ wurde ursprünglich verboten und erst 1988 nur auf Videokassetten zugelassen. Man kann auch den 1988 fertiggestellten Film „Pražská pětka“ von Tomáš Vorel nennen, der den sozialistischen Realismus der 1950er Jahre offen belächelte. Auch die Arbeit an dem slowakisch-französischen Koproduktionsfilm „Keď hviezdy boli červené“ (1990), der sich mit der Geschichte des Kommunismus in der Slowakei unverblümt auseinandersetzt, wurde noch vor der Wende begonnen. Diese Beispiele benutzt Pullmann zwar nicht, aber sein Erklärungsmodell ist auch hier passend. Der Beitrag seiner Arbeit liegt nicht in einer lückenlosen Auswertung der Quellen, sondern in ihrer Interpretation als *Texte*, die aussagekräftig den Zerfall der Sinnwelt dokumentieren.

Hier erlaube ich mir, auf eine weniger klare Stelle der Studie hinzuweisen. Die Reformpolitik Gorbatschows hatte im Grunde genommen zwei Dimensionen: eine ökonomische und eine politische. Die Perestrojka betraf überwiegend die wirtschaftlichen Reformen, die *glasnost* die öffentliche Kommunikation, obwohl manche Autoren die Perestrojka als einen Sammelbegriff für alle Reformschritte Gorbatschows verstehen. In die ČSSR wurde diese Politik als *přestavba* übernommen, was auch dadurch verursacht wurde, dass die Unausweichlichkeit der ökonomischen Veränderungen auch die rigorose KSČ gut verstand. Für Zugeständnisse im ideologischen Bereich war die Partei dagegen nicht bereit. Eine Entspannung in der öffentlichen Kommunikation, die es offensichtlich auch in der ČSSR Ende der achtziger Jahre gab, könnte als Folge der *glasnost* eingeschätzt werden, wenn man so einen Terminus in der ČSSR gehabt hätte. Es gab jedoch lediglich die *přestavba*, die aber der sowjetischen *perestrojka* nicht immer gleichkommen musste. Wenn Pullmann die Reaktionen der tschechischen Kulturschaffenden auf die Perestrojka analysiert, verfolgt er nicht ihre Sorgen um neue ökonomische Bedingungen ihrer Arbeit (die es in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre schon gab), sondern inhaltliche, d. h. ideologische Probleme. Die tschechische *přestavba* hatte in sich nicht nur ökonomische Aspekte, sondern auch politische Fragen. Ich würde daher eine noch differenziertere Begriffsklärung im ersten Kapitel des Buchs befürworten, die sich mit dem Verhältnis *perestrojka* – *glasnost* – *přestavba* näher auseinandergesetzt hätte.



Weiterhin sind einige Annahmen nur skizzenhaft dargestellt und erfordern eine weitere Präzisierung. Übertrieben oder zumindest nicht genug durchdacht ist für mich die These, dass der Unterschied zwischen dem, was man in verschiedenen sozialen Kontexten sagen konnte oder durfte, Ende der achtziger Jahre immer noch groß war. Und der Autor fügt in Klammern hinzu: „größer als heute“ (S. 217). Diese Diskrepanz lässt sich nur subjektiv messen, doch der Historiker verfügt noch weniger als etwa der Soziologe oder Anthropologe über „Messgeräte“. Ich kann mir gut vorstellen, dass einige ehemalige Kommunisten, Verlierer der Wende, diese Proportion der Scheinheiligkeit oder der fehlenden moralischen Integrität umgekehrt sehen würden. Denn nicht nur im späten Staatssozialismus, sondern in jeder gering entwickelten menschlichen Gesellschaft muss jeder verschiedene Strategien des Verhaltens erlernen, sonst wird man aus der Gesellschaft als „anpassungsunfähig“ ausgewiesen.

Eine gute Frage wäre auch, ob so eine Analyse des Diskurses nur für bestimmte historische Ereignisse und Epochen verwendbar ist oder ob man sie auch woanders erfolgreich einsetzen könnte. Pullmann weist nach, wie gut der Gedankenkonsens seit der Normalisierung funktionierte und wie es zu dessen Desintegration kam. Weiter erwartet er, dass nach den Umwälzungen der Wende ein neuer ideologischer Konsens gebildet wurde, der einen ähnlich „straffen“ Grundriss wie der Konsens der Normalisierung hatte (S. 226). Diese Hypothese aufzuarbeiten bleibt allerdings ein Forschungsdesiderat, das mögliche Dynamik und Zusammenhänge der politischen und diskursiven Veränderungen zeigen könnte.

Im Vorwort äußert Pullmann seine Bedenken, dass dieses Buch ihm wohl keine neuen Freunde bringt, denn obwohl es weder antikommunistisch noch prokommunistisch sei, breche es mit etablierten Ansichten (S. 11). Ob es ihm neue Freunde bringt, bleibt offen, eine andere Sache ist jedoch klar: Pullmans Arbeit ist ein ideenreiches, mutiges und gleichzeitig gut lesbares Buch, das neue Denkanstöße skizziert. Es ist auch eine Abrechnung mit dem Positivismus, der die tschechische Historiographie immer noch stark prägt, mit dem Totalitarismus-Paradigma und mit vielen stereotypischen Vorstellungen, die sich in der tschechischen Geschichtsschreibung über den Kommunismus wiederholen. Dem Buch Michal Pullmanns ist es anzurechnen, dass es eine überzeugende Anwendung des methodologischen Werkzeugs beinhaltet, das der tschechischen Historiographie ein neues Interpretationsmodell für den Forschungsbereich Kommunismus liefert. Es bleibt nur zu wünschen, dass dieser Weg von weiteren tschechischen Historikern fortgeführt oder mindestens wahrgenommen wird.

*Václav Šmidrkal*



## **BERICHTE**

---



## Libri Prohibiti – Die Prager Bibliothek der Samisdat und Exilliteratur

Die Geschichte der Prager Bibliothek der Samisdat (Selbstverlage im Untergrund) und Exilliteratur, „Libri Prohibiti“, kann man seit Anfang der siebziger Jahre rekonstruieren. Mit dem gewaltsamen Ende des Prager Frühlings durch Truppen des Warschauer Paktes im August 1968 begann ein Teil der tschechoslowakischen kommunistischen Nomenklatura. Mit Hilfe Moskau-treuer Elemente der Staatssicherheit wurden massive Säuberungen gegen Mitglieder der Kommunistischen Partei durchgeführt sowie mit Repressalien gegen den Rest der tschechoslowakischen Bevölkerung begonnen. Mehr als eine halbe Million Menschen landete infolge dieser Säuberungen auf der Straße. Ebenso wurden zahlreiche Bibliotheken geplündert bzw. ihrer Bestände beraubt und viele Schriftsteller gesetzlich daran gehindert, ihre literarischen Werke zu veröffentlichen. Mit diesen Maßnahmen wurde die sogenannte „Normalisierungszeit“ eingeleitet. Hunderttausende wollten sich nicht mit dieser Situation abfinden und gingen infolge der Okkupation ins Ausland. In den Jahren 1968–1989 verließen fast 300 000 Menschen die Tschechoslowakei und gingen vor allem nach Westeuropa und Nordamerika.

Wenn man in der damaligen Tschechoslowakei weiterhin Bücher ohne Zensureingriffe schreiben wollte, landete man früher oder später im geistigen Untergrund. So hat man nicht nur Bücher geschrieben, sondern auch verbotene Bücher abgeschrieben und in den Freundeskreisen verteilt. Die Angst, dass die Bücher von der Staatssicherheit beschlagnahmt werden könnten, war groß. In den Untergrundverlagen wie Jiří Gruntoráds „Popelnice“ oder Ludvík Vaculíks „Petlice“ sind damals hunderte von tschechischen Titeln erschienen. Im Ausland begann der 1976 emigrierte Historiker Vilém Prečan, die Bücher über die tschechoslowakische Widerstandsbewegung sowie Exilliteratur zu sammeln. Im Jahre 1986 hat diese Sammlung ein neues Zuhause im Scheinfelder Schloss Schwarzenberg gefunden. Dort entstand ein Dokumentationszentrum, für die in der Tschechoslowakei verbotene Literatur. Die Geschichte der Bücherschmuggler in der Zeit des sog. „Eisernen Vorhangs“ ist weitgehend bekannt. Dieser Schmuggel hat für die tschechoslowakischen oppositionellen Intellektuellen eine wichtige Rolle gespielt. Eine Bibliothek mit Beständen aus dem bayerischen Scheinfeld und dem tschechoslowakischem Untergrund konnte aber erst nach der Wende 1990 entstehen.

Heutzutage ist die Bibliothek (für Samisdat) ein fester Bestandteil des Prager Literatur- und Forschungsmilieus. Die Bestände sind in all den Jahren größer geworden. Heute umfasst die Bibliothek nicht nur Samisdat- und Exilliteratur, sondern auch Bücher des russischen und ukrainischen Exils seit der ersten Tschechoslowakischen Republik; hinzu kommen die polnische Samisdatliteratur aus den achtziger Jahren (damals war die Kooperation der Untergrundwelten der beiden Nationen auf ihrem Höhepunkt) sowie tschechische und slowakische Samisdatzeitschriften seit dem Jahre 1960. Ferner gibt es auch einen wichtigen Bestand der tschechischen Exilliteratur aus den Jahren 1939–1945. Die Bibliothek verfügt jedoch nicht nur über Bücher und Zeitschriften; es gibt auch zahlreiche Materialien und Dokumente der tschechoslowakischen außerparlamentarischen Opposition und des Untergrunds, z. B. die Dokumente des VONS (Ausschuss zur Verteidigung von zu Unrecht Verfolgten).

Die Bibliothek beherbergt eine riesige und wichtige Audio- und Videosammlung mit zahlreichen Tonaufnahmen (erst 1993 aus dem Nachlass von Dr. Aleš Opekar gegründet). Aufnahmen aus dem tschechoslowakischen Untergrund und der Nonkonformszene sind ebenso vorhanden wie hunderte Aufnahmen aus den sogenannten „Wohnungsseminaren“ und Vorträge von ausländischen Philosophen und Literaten. Insgesamt verfügt die Bibliothek über fast 25 000 Einzelbestände. Eine Besonderheit sind die Dokumente über Menschenrechtsverletzungen, insbesondere in der damaligen Tschechoslowakei und im Ostblock allgemein. Diesbezüglich finden sich in den Dateien Petitionen, unzählige Fotos, Plakate und Flugblätter. Zum Inventar gehören auch viele persönliche Nachlässe (z. B. von Ivan Dejmal, eine wichtige Persönlichkeit für die tschechoslowakische Studentenbewegung der 1960er Jahre), gleichwohl aber auch unveröffentlichte Manuskripte.

Die Bibliothek wurde 1990 in der Prager Podskalská-Straße von Jiří Gruntorád gegründet. Für einige Zeit existierte ein gesondertes Forschungszentrum in Dobřichovice, am Rande von Prag. Später wurden beide Teile (der Bibliothek) zusammengefügt, weil man die neue Institution in erreichbarer Nähe haben wollte. Aktuell ist die Sammlung montags bis donnerstags zwischen 13 und 17 Uhr in der Prager Innenstadt, Senovážné náměstí 2, geöffnet. Heute nutzen vor allem interessierte Forscher, Historiker und Journalisten die Bibliothek. Sie richtet sich zudem an Studenten, die Materialien für ihre Diplom- oder Dissertationsarbeiten sammeln oder sich für die neueste tschechoslowakische Geschichte interessieren. Auch ausländische Studenten nutzen diese Bibliothek meist mit großer Begeisterung.

Das einzige und gleichsam dauerhafte Problem ist ihre Finanzierung. Man muss für das nötige Geld jedes Jahr immer wieder hart kämpfen. Der Staat finanziert die Bibliothek nur zum Teil, obwohl sie in der Tschechischen Republik einzigartig ist. Der Gründer und Leiter Jiří Gruntorád hat einmal für eine deutsche Zeitung ihre Bedeutung auf folgende Art und Weise zusammengefasst: „Was sich in der Bibliothek befindet, ist das Gedächtnis der Nation.“

Jiří Gruntorád zufolge zeigt das Verhältnis des Staates zur Bibliothek seinen Unwillen zur Bewältigung der kommunistischen Vergangenheit. Seit 1999 hat der Staat seine finanzielle Unterstützung stark reduziert, mit der Begründung, man „unterstütze keine Bürgervereine“. Dazu sagt Jiří Gruntorád, dass er sich im Jahre 1990 einen Stein um den Hals gebunden habe, den er jetzt weiter herumschleppen müsse. Im Jahre 2002 hat er für seine Verdienste eine Staatsauszeichnung von Präsident Václav Havel bekommen. Zudem wurde ihm der prestigeträchtige Literaturpreis „Magnesia Litera“ verliehen.

*Tomáš Renner*

## AUTOREN

---

**Michal Dimitrov** (\*1984) ist Doktorand am Lehrstuhl für deutsche und österreichische Studien an der Karls-Universität Prag. Sein Forschungsinteresse richtet sich auf Migrations- und Integrationspolitik. In seinem Dissertationsprojekt beschäftigt er sich mit den lokalen Integrationspolitiken von Berlin, Wien und Prag.

E-Mail: dimis@post.cz

**Petr Šafařík** (\*1973) lehrt Zeitgeschichte der deutschsprachigen Länder am Institut für Internationale Studien der Fakultät für Sozialwissenschaften der Karls-Universität in Prag. Er befasst sich auch mit deutsch-tschechischen Beziehungen und mit Themen, in denen sich Problematiken der Kultur, Politik und Massenmedien zeigen.

E-Mail: p.safarik@seznam.cz

**Pavel Dvořák** (\*1980) ist Doktorand am Institut für Internationale Studien der Fakultät für Sozialwissenschaften der Karls-Universität Prag. In seiner Dissertation befasst er sich mit der deutschen Politik bezüglich des Afghanistaneinsatzes, unter besonderer Berücksichtigung der deutsch-amerikanischen Beziehungen. Sein Forschungsinteresse richtet sich insbesondere auf die Außen- und Sicherheitspolitik Österreichs und Deutschlands.

E-Mail: paweldvorak@centrum.cz

**Nina Lohmann** (\*1975) studierte Geschichte und Politikwissenschaften in Düsseldorf und Edinburgh und promoviert derzeit im Fachbereich Neuere Geschichte am Institut für Internationale Studien der Karls-Universität in Prag und an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich

mit der Stadt Prag während der deutschen Besatzung. Ihre bisherigen Publikationen widmeten sich vor allem der Historiographie und der Geschichte der Deutschen in Böhmen im 20. Jahrhundert.

E-Mail: ninalohmann@gmx.de

**Prof. Dr. Jiří Pešek** (\*1954) ist Leiter des Lehrstuhls für deutsche und österreichische Studien am Institut für Internationale Studien der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität Prag. Sein Forschungsinteresse gilt der interdisziplinären Kultur-, Bildungs-, Wissenschafts- und Städtegeschichte des 16. bis 20. Jahrhunderts mit einem besonderen Akzent auf der deutschen und deutsch-böhmischen Problematik. Er ist der (Mit-)Autor von 6 Monographien, (Mit-)Herausgeber von 44 Sammelbänden sowie der Autor von über 280 weiteren Studien.

E-Mail: jiripesek203@seznam.cz



## HINWEISE FÜR AUTOREN

---

### 1. Die Charakteristik der Beiträge

Die Zeitschrift *Studia Territoria AUC* (im Folgenden *ST AUC*) veröffentlicht nur Originalbeiträge, die zuvor noch nirgendwo publiziert wurden und sich auch nirgends im Druck oder im Lektorat befinden. Es werden Beiträge in englischer, tschechischer und deutscher Sprache angenommen. Im Falle englischsprachiger Aufsätze wird die amerikanische Sprachvariante bevorzugt; die Redaktion akzeptiert jedoch auch Beiträge in britischem Englisch unter der Bedingung, dass diese sprachlich einwandfrei und konsistent sind. Die Adaptation erfolgt nach dem entsprechenden Sprachleitfaden (*The Chicago Manual of Style* bzw. *The Oxford Style Manual*).

Die Beiträge werden durchgehend an die Redaktion geschickt, und zwar an die E-Mail-Adresse des Redaktionsbeirates: [stuter@fsv.cuni.cz](mailto:stuter@fsv.cuni.cz). Die Beiträge müssen mit einem Textverarbeitungsprogramm erstellt worden sein, das den gängigen Standards (.doc, .rtf) entspricht. Die Korrespondenz des Autors/der Autorin mit der Redaktion erfolgt per E-Mail.

Studien, die für die Publikation in Betracht kommen, unterliegen einem zweifachen Lektorat, das strikt anonym ist. Die Länge dieses Verfahrens beträgt ab dem Moment der Einreichung des Beitrages an die Redaktion bis zur Rückgabe an den Autor/die Autorin zur Autorisierung, Überarbeitung oder mit einem ablehnenden Bescheid maximal drei Monate. Die Redaktion behält sich das Recht vor, den Beitrag in Einklang mit den eigenen Redaktionsrichtlinien zu redigieren, ebenso wie seine Publikation abzulehnen, sollte sie ihn nicht als akzeptabel betrachten, ohne dies begründen zu müssen.

Beiträge, die eine unverhältnismäßige Redaktionsarbeit verlangen aufgrund von Nichtbeachtung der Editionsregeln oder formaler und sprachlich-stilistischer Mängel, werden den Autoren zurückgegeben.

### 2. Copyright

Das Copyright jeder Nummer liegt beim Karolinum-Verlag. Die Voraussetzung für die Publikation eines Beitrages in *ST AUC*, ebenso wie für die weitere Nutzung des Werkes ist der Abschluss eines Standard-Verlagsvertrags mit dem Karolinum-Verlag.

### 3. Editionsregeln

Die Studie sollte einen Umfang von 25 bis 40 Normseiten (à 1800 Zeichen inkl. Leerzeichen) haben. Der optimale Umfang von Buchbesprechungen beträgt fünf bis zehn Normseiten. Längere Texte werden in Hinsicht auf ihre Eignung zur Kürzung beurteilt.

Alle Studien müssen, ohne Rücksicht auf die Publikationssprache, mit einem englischen Abstract in Länge von 100 bis 150 Worten versehen werden. Für alle Studien müssen zugleich vier bis sechs englische Keywords angegeben werden.

Das zugesandte Manuskript muss folgende Teile beinhalten: Titelseite, Abstract, Keywords, Haupttext, ggf. Beilagen. Im Begleitbrief muss der Autor/die Autorin seinen/ihren vollständigen Namen angeben, ebenso wie seine/ihre institutionelle Zugehörigkeit, eine wissenschaftliche Kurzbiographie in der Sprache der Publikation sowie eine Kontaktadresse für die Zusendung der Autorenexemplare. Bei Aufsätzen, die mehrere Autoren haben, muss einer von diesen als Kontaktperson für die Korrespondenz mit der Redaktion bestimmt werden.

Namen aus anderen Schriftsystemen werden ins lateinische Alphabet überführt. Für die Transliteration bibliographischer Angaben in den Fußnoten wird die für die jeweilige Sprache gültige Transliterationstabelle verwendet (z. B. Library of Congress, Oxford Dictionary, ČSN). Im Haupttext wird die jeweils übliche Form der Transkription für Namen aus anderen Schriftsystemen verwendet.

### 4. Anmerkungssystem

Die Autoren halten sich an das klassische Anmerkungssystem. Die Verweise haben die Form von Fußnoten am Seitenende. Ein eigenständiges Literaturverzeichnis ist nicht vorgesehen.

### 5. Zitierweise

#### Bücher

*Ein Autor bzw. Herausgeber*

Richard Sakwa, *Postcommunism: Concepts in the Social Sciences* (Buckingham: Open University Press, 1999), 51–58.

*Zwei Autoren bzw. Herausgeber*

Roy Allison und Christoph Bluth, Hrsg., *Security Dilemmas in Russia and Eurasia* (London: The Royal Institute of International Affairs, 1998).

*Drei Autoren bzw. Herausgeber*

Martha Brill Olcott, Anders Åslund und Sherman W. Garnett, *Getting it Wrong: Regional Cooperation and the Commonwealth of Independent States* (Washington, DC: Carnegie Endowment for International Peace, 1999), 105–8.

*Mehr als drei Autoren bzw. Herausgeber*

Viktor N. Rudenko et al., Hrsg., *Politicheskaia nauka i gosudarstvennaia vlast' v Rossiiskoi Federatsii i Novykh Nezavisimykh Gosudarstvakh* (Ekaterinburg: Ural'skoe otdelenie Rossiiskoi Akademii Nauk, 2004).

#### *Kapitel bzw. anderer Teil in einem Buch*

Branislav Makyta, „Energetický dialóg EÚ a RF“, in *Energie pro Evropu: energetická spolupráce Ruska a zemí postsovětského prostoru s Evropskou unií*, hrsg. v. Bohuslav Litera et al. (Praha: Eurolex Bohemia, 2006), 50–72.

#### *Einleitung, Vorwort bzw. ein anderer, ähnlicher Teil eines Buches*

Anatol Lieven, Geleitwort zu *An Endless War: The Russian-Chechen Conflict in Perspective*, v. Emil Souleimanov (Frankfurt: Peter Lang Verlag, 2007), 13–15.

#### *Elektronisches Buch*

Catherine Guicherd, *The Enlarged EU's Eastern Border: Integrating Ukraine, Belarus and Moldova in the European Project*, SWP-Studien 2002/S 20 (Berlin: Stiftung Wissenschaft und Politik, 2002), 31–32, [http://swp-berlin.org/common/get\\_document.php?asset\\_id=319](http://swp-berlin.org/common/get_document.php?asset_id=319) (letzter Zugriff: 15. 1. 2009).

#### *Verkürzte wiederholte Nennung*

Makyta, „Energetický dialóg“, 66.

#### *Nachfolgender Verweis auf dieselbe Quelle*

Ibid., 66–69.

### **Fachzeitschriften**

#### *Aufsatz in einer gedruckten Fachzeitschrift*

Zbigniew Brzezinski, „The Premature Partnership“, *Foreign Affairs* 73, Nr. 2 (März/April 1994): 67–82.

#### *Aufsatz in einer elektronischen Fachzeitschrift*

Farkhad Tolipov, „Uzbekistan and Russia: Alliance against a Mythic Threat?“ *Central Asia-Caucasus Analyst* 7, Nr. 1 (11. Januar 2006): 3–5, <http://www.cacianalyst.org/files/20060111Analyst.pdf> (letzter Zugriff: 15. 1. 2009).

#### *Aufsatz, der aus einer elektronischen Datenbank stammt*

Halford J. Mackinder, „Modern Geography, German and English“, *The Geographical Journal* 6, Nr. 4 (1895): 367–79, <http://www.jstor.org> (letzter Zugriff: 15. 1. 2009).

#### *Buchbesprechungen*

Cameron Ross, Rezension des Buches *Political Parties in the Regions of Russia: Democracy Unclaimed*, v. Grigorii V. Golosov, *Slavic Review* 63, Nr. 4 (Winter 2004): 898–99.

### **Zeitungen oder Magazine**

Swante Cornell, „The War That Russia Wants“, *The Guardian*, 8. August 2008.

### **Diplomarbeiten oder Dissertationen**

Jeff Sahadeo, „Creating a Russian Colonial Community: City, Nation, Empire in Tashkent, 1865–1923“ (Ph.D. Dissertation, University of Illinois, 2000), 96–108, 116.

### **Konferenzbeiträge o.ä.**

Jonathan Wheatley, „Democratization in Georgia since 2003: Revolution or Repackaging?“ (Beitrag im Rahmen des Third International Workshop for Young Scholars, Slavic Research Center, Hokkaido University, Sapporo, Japan, 5. Juli 2006).

## **Archivmaterialien**

Telegramm von Sch. Z. Eliava und G. I. Brojdo an das Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten, V. I. Lenin, L. D. Trotzki und L. B. Krasin, Taschkent, 27. Dezember 1919. Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation, Moskau, Sekretariat Georgij Tschitscherin, Bestand 04, Inventarverz. 39, Mappe 43, Akte Nr. 588, Bl. 13.

## **Interviews**

### *Publizierte Interviews einschließlich Rundfunk und TV*

Interview von Larry King mit Paris Hilton, *Larry King Live*, CNN, 28. Juni 2007.

### *Unpublizierte Interviews*

Petr Šochman (EC Directorate General for Competition), im persönlichen Gespräch mit dem Autor, 24. September 2008.

### *Geschützte Quelle*

Interview mit einem Offizier der Grenztruppen, 28. August 1998.

## **Webseiten**

„Growth of Welfare of Kazakhstan’s Citizens is the Primary Goal of State Policy. Address by the President of the Republic of Kazakhstan H.E. Mr. Nursultan Nazarbayev to the People of Kazakhstan“, Offizielle Seite des Präsidenten der Republik Kasachstan, [http://www.akorda.kz/www/www\\_akorda\\_kz.nsf/sections?OpenForm&id\\_doc=0793D9432423DDE5062573EC0048005B&lang=en&L1=L2&L2=L2-22](http://www.akorda.kz/www/www_akorda_kz.nsf/sections?OpenForm&id_doc=0793D9432423DDE5062573EC0048005B&lang=en&L1=L2&L2=L2-22) (letzter Zugriff: 15. 1. 2009).

## **Persönliche Kommunikation**

Hans-Uwe Stahlmann, E-Mail-Nachricht an den Autor, 29. Dezember 2007.

Erstellt und adaptiert nach *The Chicago Manual of Style*, 15th edition (Chicago: Chicago University Press, 2003), 593–754.



ACTA UNIVERSITATIS CAROLINAE

# **STUDIA TERRITORIALIA**

**XII**

**2012**

**3–4**

Prorektor-Editor: prof. PhDr. Ivan Jakubec, CSc.  
Umschlag: Kamila Schüllerová  
Herausgegeben von der Karls-Universität Prag  
Karolinum Verlag, Ovocný trh 3–5, 116 36 Praha 1  
<http://cupress.cuni.cz>  
Prag 2013  
Satz: DTP Karolinum Verlag  
Druck: Verlagsdruckerei Karolinum Verlag  
1. Auflage  
MK ČR E 18588  
ISSN 1213-4449